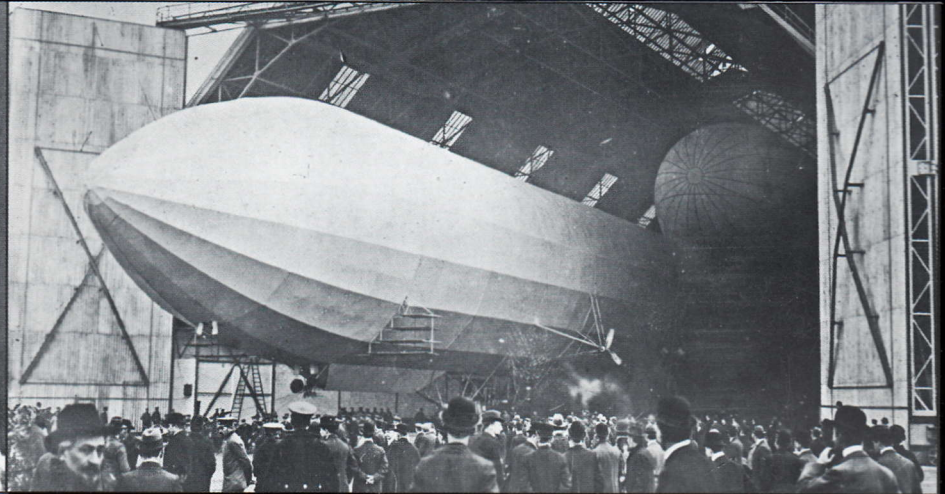


Das Magazin für Geschichte

# GEO EPOCHE

NR. 65



# 1914

DAS SCHICKSALSJAHR DES 20. JAHRHUNDERTS



**MOMENTE EINES JAHRES:** Revolution am Fließband / Kaisers Geburtstag / Chaplins erster Film  
Das Attentat von Sarajevo / Kafkas »Prozess« / Die Schlacht an der Marne / Weihnachtsfrieden

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40  
Benelux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Norwegen NOK 142,- · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

4 19487515 10002 6 5



**»In ganz Europa gehen  
die Lichter aus; wir  
werden sie in unserem  
Leben nie wieder  
leuchten sehen.«**

---

Sir Edward Grey, britischer Außenminister

*am 3. August 1914*

---



## Liebe Leserin, lieber Leser

**W**as für ein Jahr! 1914 war ein Epochenjahr, mehr noch: das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts. Denn ohne das Attentat von Sarajevo und die anschließende Eskalation wäre es womöglich nicht zum Weltkrieg gekommen (und ziemlich sicher nicht in dieser Konstellation). Ohne den Weltkrieg kein Versailler Vertrag, keine schwache Weimarer Republik, wohl auch kein Hitler, kein Zweiter Weltkrieg.

Für die Anhänger der virtuellen Geschichtsschreibung – also des Spiels mit dem „Was wäre, wenn ...“ – ist 1914 das Idealobjekt. Denn wie anders hätte sich Europa, hätte sich die Welt ohne den damals ausgebrochenen Krieg entwickelt?

Eine mögliche Antwort: Vermutlich wären das Habsburger und das Osmanische Reich früher oder später dennoch von ihren inneren Widersprüchen zerrissen worden. Und natürlich wären die USA dank ihrer ökonomischen und militärischen Kraft zu einer Weltmacht aufgestiegen. Auch das Zarenregime hätte sich angesichts der tiefen sozialen Ungerechtigkeit in Russland wahrscheinlich nicht mehr lange halten können.

Aber wäre es in Sankt Petersburg ohne Krieg wirklich zur bolschewistischen Machtergreifung gekommen – mit der Folge, dass das größte Land der Welt gut 70 Jahre Terror und Diktatur erleiden musste? Wären Frankreich und Großbritannien auch ohne den Waffengang so geschwächt gewesen, dass ihr langsamer, über Jahrzehnte andauernder Abstieg aus dem Kreis der Großmächte unabwendbar gewesen wäre?

Vor allem aber: Wie hätte sich Deutschland entwickelt? Ein Land, in dem die Eliten und große Teile des Volkes engstirnig, reaktionär und großmannssüchtig waren, das aber in Wirtschaft, Forschung, Kultur ungemein fortschrittlich war.

Hätte sich das Deutsche Reich gesellschaftlich und politisch reformieren können (und etwa seine missglückte und inhumane Kolonialpolitik irgendwann aufgeben)? Wäre die Herrscherkaste um den – bemerkenswert unbegabten – Kaiser Wilhelm II. nach und nach kalt gestellt worden? Wie hätte sich dieses Land, das in den 40 Jahren zuvor einen gigantischen Schritt nach vorn getan hatte, in weiteren 40 Jahren des Friedens entwickelt?

Das alles ist natürlich nur ein Gedankenexperiment, doch unbestreitbar bleibt, dass 1914 die Statik der Welt erschütterte. Von den sechs Monaten vor und nach dem Mord von Sarajevo handelt das vorliegende



Heft – nicht von den anschließenden vier Jahren auf den Schlachtfeldern.

Das liegt zum einen daran, dass wir 2004 bereits eine Ausgabe über den Ersten Weltkrieg erarbeitet haben (die noch vorrätig ist, siehe Seite 174). Zum anderen fanden wir es ungemein reizvoll, uns einen Zeitraum von zwölf Monaten so genau wie möglich anzuschauen und nicht nur von dem bedeutendsten Ereignis jenes Jahres zu berichten, sondern auch von vielen anderen. Etwa von Charlie Chaplins erstem Film. Von Franz Kafkas Arbeit am „Prozess“, seinem wichtigsten Roman. Oder – in kürzeren Beiträgen – vom mexikanischen Bürgerkrieg. Von den Kämpfen der chinesischen *warlords*. Und von der damals ausbrechenden weltweiten Tango-Manie.

Herausgekommen ist das Panorama eines Jahres, wie wir es so noch nicht versucht haben. Ich hoffe, Sie halten das Experiment für gelungen.

Mit dieser Ausgabe wird GEOEPOCHÉ 15 Jahre alt. Wir haben dieses kleine Jubiläum zum Anlass genommen, das Heft zu renovieren. Die Ausstattung ist nun höherwertiger, der Schriftzug auf dem Umschlag neu, der Einband dicker (und aufwendiger produziert). Im Heft selbst werden Sie in Zukunft keine Anzeigen mehr finden – mit Ausnahme der Hinweise für Abonnenten und Sammler.

Vor allem aber haben wir die grafische Präsentation der Beiträge überarbeitet. Unsere Art Directorin Tatjana Lorenz hat gemeinsam mit der Hamburger Designerin Anna-Clea Skoluda ein neues Layout entwickelt, das moderner und zugleich zeitloser ist. Wir haben alle Schriften ausgetauscht und uns sogar den Luxus erlaubt, den renommierten britischen Typographen Ray O'Meara exklusiv für GEOEPOCHÉ eine völlig neue Schrift entwickeln zu lassen (die Sie beispielsweise in der Titelzeile über das Attentat von Sarajevo finden).

Ich lade Sie herzlich ein, sich einen Eindruck von dem neuen GEOEPOCHÉ zu verschaffen – in Form und Inhalt.

Ihr

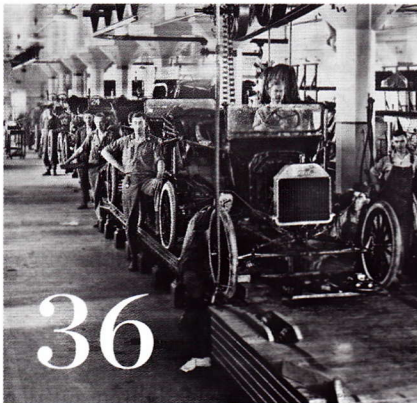
*Michael Schaper*  
Michael Schaper



### Teamarbeit

Tatjana Lorenz (o.),  
Anna-Clea Skoluda; Heftkonzept:  
Joachim Telgenbüscher





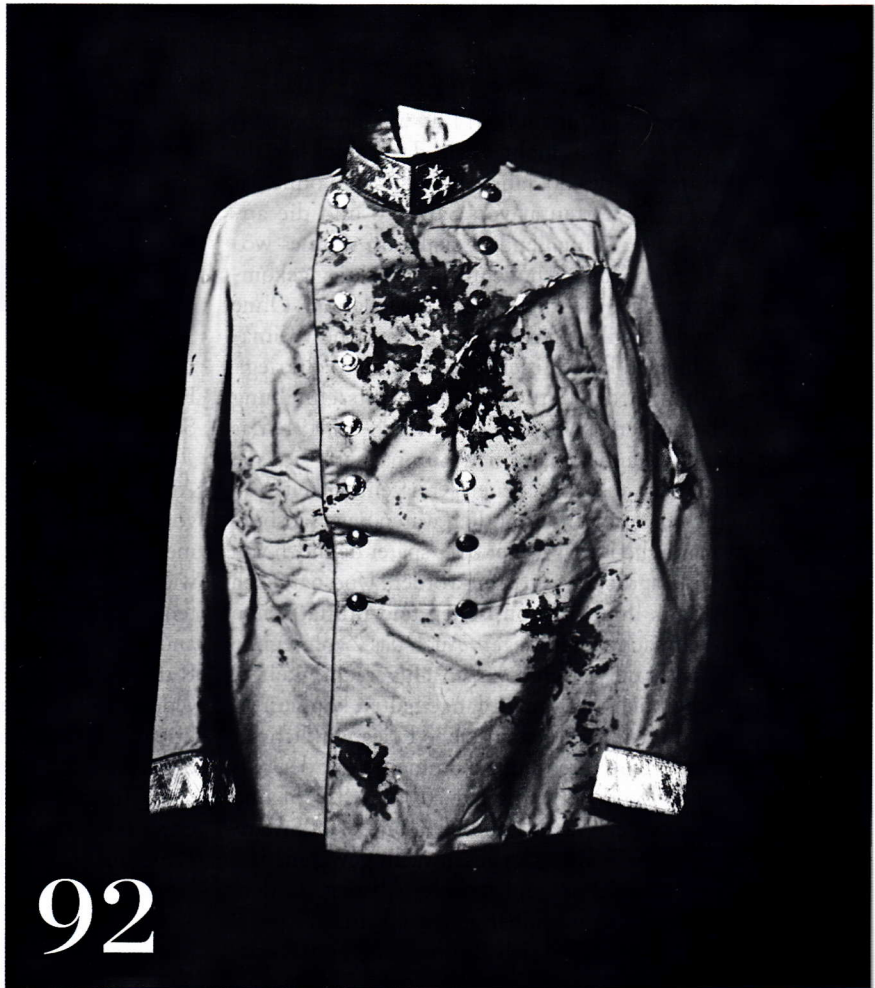
36

**HENRY FORD** Als erster Industrieller setzt der Autohersteller in seinen Fabriken auf das Fließband – und begründet so die Ära der Massenfertigung.



44

**WILHELM II.** Mit aller Macht strebt der deutsche Kaiser nach Anerkennung – für sich und sein erstarkendes Reich. Und verstört so die europäischen Nachbarn.



92

**ATTENTAT** Am 28. Juni 1914 töten die Kugeln eines Terroristen den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand. Der Anschlag von Sarajevo löst eine Kettenreaktion der Eskalation aus, die unfähige Diplomaten und Monarchen nicht stoppen können. An ihrem Ende steht der große Krieg. Er wird die alte Welt in den Abgrund reißen.



66

**KOLONIE** Die Deutschen sind Nachzügler bei der Verteilung der Welt. Umso größere Pläne schmieden sie für ihre Besitzung in Ostafrika.



56

**CHARLIE CHAPLIN** Der Brite ist der erste Superstar der Traumfabrik Hollywood. Dabei beginnt seine Karriere im Februar 1914 mit einem vermeintlichen Fehlschlag.



118

**KRIEGSWENDE** Binnen Wochen marschieren die Deutschen im August 1914 bis kurz vor Paris. Doch dann starten die Franzosen eine Gegenoffensive.



# INHALT # 65

## SILVESTER **DIE LETZTEN STUNDEN VON 1913**

Voller Hoffnung feiern die Menschen überall auf der Welt den Jahreswechsel. Keiner ahnt, wie schlimm es kommen wird ..... 6

## 1914 **BILDER EINES SCHICKSALSJAHRES**

Es sind nur 365 Tage. Doch in ihnen spiegeln sich alle Facetten eines extremen Zeitalters, das die Welt bis heute prägt ..... 10

## HENRY FORD **VISIONÄR AUS DETROIT**

Keiner produziert schneller, keiner verkauft mehr Wagen als der Amerikaner – der zugleich die Wirtschaft revolutioniert ..... 36

## KAISER WILHELM II. **DER UNBERECHENBARE**

Die Deutschen schwanken zwischen Fortschritt und Tradition, zwischen Kraftmeierei und Angst. So wie ihr Herrscher ..... 44

## CHAPLIN **WIE CHARLES ZU CHARLIE WURDE**

Ein schüchterner Engländer wird im fernen Kalifornien zum Pionier der Unterhaltungsindustrie ..... 56

## KOLONIALREICH **1250 KILOMETER BIS KIGOMA**

Deutsche Ingenieure vollenden eine Eisenbahnstrecke ins Innere Afrikas. Doch der technische Triumph ist teuer erkauft ..... 66

## WINTER **ZEIT DER SPANNUNGEN**

Fieberhafte Unruhe ergreift die Menschen in den ersten drei Monaten des Schicksalsjahres ..... 76

## STAATSBESUCH **DAS VORSPIEL DES DRAMAS**

Mit Pomp wird der britische König in Paris empfangen. Frankreich braucht Georg V. für einen Pakt gegen die Deutschen ..... 78

## FRÜHLING **LETZTE FRIEDENSTAGE**

Kurz vor dem Ausbruch der Krise erlebt Europa noch einmal eine Blüte von Kunst und Kultur ..... 90

## JULIKRISE **DIE SCHÜSSE VON SARAJEVO**

Ein Serbe ermordet im Juni 1914 den österreichischen Thronfolger. Schnell wird daraus eine europäische Katastrophe ..... 92

## SOMMER **DIE UNHEILVOLLEN MONATE**

Im Juli taumelt die Welt in den Abgrund. Und eine ganze Generation marschiert jubelnd an die Fronten ..... 116

## MARNE-SCHLACHT **DAS ENDE DES VORMARSCHS**

Nach einem Gefecht vor Paris kommt die Front zum Stillstand. Es beginnt das Elend des Grabenkrieges ..... 118

## KAFKA **PROPHET DER HOFFNUNGSLOSIGKEIT**

Der Prager Autor schreibt den „Prozess“ – einen Roman, der wie eine Vorahnung der kommenden Gräueltaten wirkt ..... 128

## HERBST **TOD IN DEN SCHÜTZENGGRÄBEN**

Schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn ist das Grauen der Schlachtfelder alltäglich geworden ..... 142

## WEIHNACHTEN 1914 **UND PLÖTZLICH: FRIEDEN**

Für einen Moment vergessen die Soldaten an der Westfront ihre Feindschaft und feiern gemeinsam die Geburt des Heilands ..... 144

## SCHULDENFRAGE **DAS VERSAGEN DER ELITEN**

Der Historiker Christopher Clark über die Verantwortung der Staatenlenker Europas für den Ausbruch des Weltbrandes ..... 156

Impressum/Bildquellen ..... 161

**ZEITLEISTE: DATEN UND FAKTEN** ..... 162

Die Welt von GEO ..... 168

## **VORSCHAU**

GEOEPOCHE Die Geschichte Afrikas 1450–1960 ..... 172

GEOEPOCHE EDITION Die Kunst der Antike ..... 173

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCHE-Ausgaben sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter [www.geo-epoche.de](http://www.geo-epoche.de)

**Titelbild** (im Uhrzeigersinn, beginnend von links oben): Kaiser Wilhelm II.; Luftschiff im Hangar bei Düsseldorf; französische Soldaten im Schützengraben; Charlie Chaplin; Rallye-Fahrer; Truppeninspektion in Potsdam. Die **Fotos** in dieser Ausgabe illustrieren die Weltlage im Jahr 1914. In einigen Fällen hat sich die Redaktion aber zugunsten der Anschaulichkeit dafür entschieden, auch Bilder zu zeigen, die nicht exakt aus diesem Epochenjahr stammen. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. **Herrschnamen** werden in ihrer eingedeutschten Form geschrieben, also etwa Nikolaus anstelle des russischen Nikolaj oder Georg anstelle des englischen George. Ausnahme: Baudouin auf Seite 173. **Redaktionsschluss: 24. Januar 2014**



# DIE LETZTEN STUNDEN VON 1913

Am 31. Dezember 1913 feiert die Welt scheinbar sorglos den Jahreswechsel. Dabei zeichnet sich bereits

**A**m Silvesterabend 1913 endet ein Jahr, in dem der fragile europäische Frieden fast zerbrochen wäre. Im Sommer hat ein Krieg den Balkan erschüttert – und beinahe jenen großen Konflikt ausgelöst, der in den Salons schon so lange diskutiert wird.

Denn seit Jahren belauern sich Europas Großmächte. Ihre Streitkräfte sind aufgerüstet wie nie zuvor, und ihr imperialistisches Machtstreben scheint auf Dauer kaum friedlich zu lösen zu sein.

Und so wirkt die Leichtigkeit, mit der in den Metropolen der Welt das neue Jahr begrüßt wird, wie trotzig Verleugnung einer Wirklichkeit, die zu schauerlich ist, um ständig an sie zu denken.

In einer Neujahrsreise durch die 24 Zeitzonen, über Zehntausende Kilometer, ergibt sich ein Panorama der Welt, die so schon wenige Monate später nicht mehr existieren wird.

**Auckland.** Die Bewohner Neuseelands gehören zu den Ersten, die ins neue Jahr wechseln. Der „New Zealand Herald“ begrüßt 1914 als Jahr der Hoffnung: „Trotz der Aufrüstung steht jedes zivilisierte Land im ehrlichen und gesunden Wettstreit in der Kunst des Friedens.“ Mehr als je zuvor arbeiteten alle großen Staaten für den gesellschaftlichen Fortschritt, und so beginne „1914 mit verheißungsvollen Schritten auf dem Weg zu großen und unvergänglichen Idealen“.

**Ambrym.** Auf der Vulkaninsel, die 2000 Kilometer nordöstlich von Australien liegt, kämpfen die Bewohner am Silvesterabend 1913 mit den Folgen eines verheerenden Vulkanausbruchs. Mindestens 500 Menschenleben hat die Eruption gekostet; die Opfer sind verbrannt in den rasend schnellen Lavaströmen, erstickt

an giftigen Dämpfen oder schlicht kollabiert in der unerträglichen Hitze. In Kanus sind viele Insulaner über den kochend heißen Pazifik geflüchtet, haben eine Nachbarinsel oder einen Dampfer angesteuert, der vor der Küste ankert. Dessen Kapitän erinnert sich später an eine „wahre Hölle auf Erden“.

**Sydney.** Weil in Australien Silvester traditionell als große Party auf den Straßen begangen wird, hat die Verwaltung der Metropole für die Innenstadt vorsorglich ein Rechtsgeh-Gebot erlassen – eine Anordnung, die in dieser Nacht auch in anderen Weltstädten gilt, etwa in Wien (wo man allerdings dazu angehalten wird, auf der linken Straßenseite zu gehen). Doch im Gegensatz zu den Untertanen Kaiser Franz Josephs halten sich Sydneys Bewohner nicht daran. Als Australier laufe man nun mal so, wie es einem gefalle, erklärt ein Kommentator: „Und wenn man

auf ein Hindernis trifft, geht man um es herum, oder man stößt es zur Seite.“

**Hokkaido.** Auf der Insel im Nordosten Japans herrscht Hunger. Missernten und niedrige Fischfang-Erträge haben zu einer schrecklichen Not geführt. Die Menschen ernähren sich von Wurzeln und Blättern, und aus Verzweiflung verkaufen manche Eltern ihre Töchter an Mädchenhändler.

**Talifu.** In der südchinesischen Stadt kämpfen am ersten Tag des neuen Jahres mehrere Warlords um die Vorherrschaft in der Region. Schon Mitte Dezember hatten hier Regimenter gemeutert und ihre Offiziere getötet. Erst vor zehn Tagen konnten Regierungstruppen die Stadt zurückerobern, sind der Aufständischen in der Umgebung aber nicht Herr geworden. Zwei Jahre nach der Gründung der Republik ist es Präsident Yuan Shikai noch immer nicht gelungen, die Kontrolle über das Land zu erlangen. Auch in anderen Provinzen des Riesereichs ziehen Banden plündernd und mordend durch die Dörfer – der junge Staat droht in Anarchie zu verfallen.

**Daressalam.** Im Restaurant „Waldschlösschen“ gibt es am Silvesterabend Ananasbowle. Bei 28 Grad Celsius Außentemperatur können die Angehörigen der Kolonialverwaltung in Deutsch-Ostafrika außerdem mit bayerischem Bier, niederländischem Likör und deutschem Sekt auf das neue Jahr anstoßen.

**Pretoria.** Nach langer Diskussion stimmen am 31. Dezember die Mitglieder der sozialdemokratischen Labour Party in Südafrika für die Aufnahme von „coloured people“ in die Partei. Damit

Kaiser Wilhelm II. liebt das Militär.  
Am Neujahrsabend speist er gemeinsam  
mit mehreren Generälen





sind unter anderem südostasiatische Malaien gemeint, nicht aber andere Asiaten („asiatics“) oder die Schwarzafrikaner („natives“). Und überhaupt, so das Dekret, solle in der Partei weiterhin die Politik der „weißen Maßstäbe“ gelten – wohl vor allem deswegen, um das hohe Lohnniveau der nichtschwarzen Beschäftigten zu halten.

**Natal.** Seit Monaten streiken im Osten Südafrikas Tausende eingewanderte indische Arbeiter. Ihr Anführer ist der Anwalt Mohandas Karamchand Gandhi (später „Mahatma“ genannt), der seit drei Jahren in der Nähe von Johannesburg lebt und sich für seine Landsleute einsetzt. Lange war Gandhi zu weiteren Streiks entschlossen, doch nun, zum Jahresende, lässt er sich doch auf Verhandlungen mit Vertretern der weißen südafrikanischen Regierung ein. Aber er warnt einen Senator und Zuckerfabrik-Besitzer: Sollten die Gespräche scheitern, sei eine „Fortführung des Kampfes unumgänglich“.

**Jerusalem.** Am Nachmittag des 31. Dezember landet der französische Pilot Marc Bonnier in Palästinas Metropole. Sein Eindecker ist das erste Flugzeug überhaupt, das in Jerusalem aufsetzt. Hunderte Schaulustige empfangen Bonnier. Er ist einer von mehreren französischen Piloten, die sich auf einem wochenlangen Wettflug von Paris nach Kairo befinden. Da er vom uneinholbaren Vorsprung eines Konkurrenten weiß, hat Bonnier sich entschieden, über Jerusalem zu fliegen – um zumindest dort der Erste zu sein.

**Konstantinopel.** Der heftigste Schneefall seit Jahren bringt die Infrastruktur der osmanischen Metropole zum Erliegen. Telefonverbindungen sind unterbrochen,



Nikolaus II. regiert Russland autokratisch. Die Unzufriedenheit im Land nimmt immer weiter zu

und Züge aus Europa erreichen die Stadt nur mit enormer Verzögerung, wie etwa der Expresszug aus Berlin, der eine Verspätung von 36 Stunden hat.

**Monastir.** Noch immer sind in der umstrittenen Grenzregion zwischen Albanien, Serbien und Griechenland die blutigen Nachwirkungen der beiden Balkankriege von 1912 und 1913 zu spüren. Auch Monate nach dem offiziellen Ende der Kampfhandlungen, die vor allem gegen die osmanische Vorherrschaft auf dem Balkan gerichtet waren, ziehen Hunderttausende Flüchtlinge durch das von ethnischen und religiösen Konflikten gezeichnete Südosteuropa. Muslime fliehen aus den Städten an der Nordküste der Ägäis nach Kleinasien, Bulgaren flüchten vor Griechen und umgekehrt. Derweil sendet Serbien seine Truppen aus, um Gebietsansprüche, die ihm laut den geschlossenen Friedensverträgen zustehen, gegenüber Albanien und Griechenland durchzusetzen. Es kommt ständig zu Pogromen. Ende Dezember verwüsten Serben in Monastir und umliegenden Provinzen zahlreiche Dörfer. Tausende Menschen sterben.

**Krakau.** Wladimir Iljitsch Lenin verbringt den Silvesterabend mit seiner Frau Nadeschda bei einigen Tellern saurer Milch in einer Mietswohnung. Der 1907 aus Russland geflohene Kommunist, der seit Langem auf den Sturz des Zaren hinarbeitet, lebt seit 1912 über die Wintermonate im Krakauer Exil. In einem Brief an Lenins Mutter klagt seine Frau über die Langeweile zur Jahreswende: Krakau gleiche „mehr einem weltabgelegenen Dorf als einer Stadt“, und es gebe dort „niemanden, um den man sich sorgen und kümmern könnte“. Lenin scheint dem galizischen Winter mehr abgewinnen zu können: „Wolodja“, so berichtet seine Frau, sei schon dreimal Schlittschuh gelaufen.

**Berlin.** Im gesamten Norden Deutschlands ist das Wetter das bestimmende Thema. Schneestürme, Eiseskälte und meterhohe Verwehungen behindern die Silvesterfeiern. In Berlin fahren die Straßenbahnen nur sehr eingeschränkt, mit dem Auto ist kaum ein Durchkommen. Ein Großaufgebot an Straßenkehrern, darunter 800 Arbeitslose, versucht, Gassen durch die Schneeberge zu bahnen. An der Nordsee richtet eine Sturmflut verheerende Schäden an, auf Rügen werden Dächer weggerissen, in Kiel müssen die Kriegsschiffe ihre Manöver einstellen. Eisenbahnlinien werden unterbrochen, Ortschaften stehen unter Wasser, zahlreiche Menschen werden durch die Fluten obdachlos. Auf der Strecke zwischen Berlin und Warnemünde müssen die Fahrgäste die Silvesternacht in einem stecken gebliebenen Zug verbringen.

**Freiburg im Breisgau.** In der Kaiserstraße 68 zeigt der „Welt-Kinematograph“, das erste ortsfeste Lichtspieltheater der Stadt, am Silvesterabend „Die Film-Primadonna“ mit dem dänischen



Stummfilmstar Asta Nielsen. Die Handlung thematisiert das tragische Leben einer Schauspielerin, die nach mehreren Affären ihres Liebhabers nervlich so am Ende ist, dass sie schließlich auf der Bühne stirbt. Ein paar Häuser weiter bietet das Geschäft „Wiedtemann & Co.“ neben Feuerwerk und Bengalischem Feuer auch Scherzartikel für die Silvesterfeier an: Knall-Attrappen in Form von Zeppelinluftschiffen und Glücksschweinen sowie Zimmer-Feuerwerk in Form eines „Luftschiffhafens“.

**Merseburg.** Emil Roemer, ein beliebter Komiker und Varietésänger, erhängt sich nach der Silvestervorstellung in seiner Garderobe, während das Publikum noch Beifall klatscht. Der Grund ist vermutlich eine Depression Roemers wegen seiner zunehmenden Schwerhörigkeit.

**Berlin.** Am Neujahrstag das traditionelle Zeremoniell: Kaiser Wilhelm II. besucht mit Regierungsvertretern und Offizieren um 10.30 Uhr den Gottesdienst in der Schlosskapelle. Um 11.30 Uhr empfängt er das diplomatische Korps und hochrangige Militärs, die ihm Glückwünsche überbringen. Am Abend isst der Monarch mit seinen Generälen und hält im Anschluss Rückschau auf die Kaisermanöver im September 1913.

**Mannheim.** Mit nur 16 Jahren darf Sepp Herberger, der spätere deutsche Nationaltrainer, am Neujahrstag sein Debüt in der ersten Mannschaft des SV Waldhof Mannheim geben.

**Berlin.** Die Illustrierte „Zeit im Bild“ beginnt mit dem Abdruck des Romans „Der Untertan“ von Heinrich Mann. Die Idee zu der Geschichte eines obrigkeitshörigen Papierfabrikanten, der nur noch Karten mit dem Porträt des Kaisers druckt, kam Mann in Berlin „unter dem Druck dieser sklavischen Masse ohne Ideale. Zu dem alten menschenverachtenden preußischen Unteroffiziersgeist ist hier die maschinengemäße Massenhaftigkeit der Weltstadt gekommen, und

das Ergebnis ist das Sinken der Menschenwürde unter jedes bekannte Maß.“

**Paris.** Nach zwei Jahren kehrt die Mona Lisa aus Italien in die französische Hauptstadt zurück. 1911 hatte sie der Handwerker Vincenzo Peruggia gestohlen. Der Italiener hatte als Glaser im Louvre gearbeitet und kannte daher die Dienstzeiten und Kontrollgänge der Museumsmitarbeiter. In einer Nacht ließ er sich einschließen und schmuggelte das Gemälde unter seinem Arbeitskittel aus dem Gebäude. Erst im Herbst 1913 war der Dieb, der nach eigener Aussage aus Patriotismus gehandelt hatte, aufgefloren, als er das Bild in Florenz an einen Kunsthändler verkaufen wollte. Die mit Peruggia sympathisierende italienische Öffentlichkeit konnte die Mona Lisa anschließend in Sonderausstellungen in Florenz, Rom und Mailand betrachten, ehe sie per Zug zurück nach Paris überführt wurde. Am Gare de Lyon nun verläßt der Kurator des Louvre, geschützt von Sicherheitsleuten, das Bild in einen Wagen und lässt seine Echtheit anschließend von Experten prüfen. Am 4. Januar ist Leonardo da Vincis Gemälde wieder im Louvre zu sehen.

**Paris.** Zeitungen in aller Welt berichten über die Ermordung des beliebten britischen Komikers Harry Fragson. Dessen

geistig verwirrter Vater hat ihn am Silvesterabend erschossen. Ein Grund für die Tat des Vaters war wohl das ausschweifende Leben Fragsons, der unter anderem ein Verhältnis mit einer Tangotänzerin hatte. Ein Blatt verdichtet das Drama auf die Schlagzeile: „Killed his son. Because he danced Tango“.

**Nizza.** Zahlreiche Prominente, darunter der König von Württemberg, verbringen ihren Urlaub zum Jahreswechsel bei schönstem Wetter an der Riviera. Viele der wohlhabenden Gäste steigen im jüngst eröffneten Grandhotel „Negresco“ ab, das der rumänische Casino-Direktor Henri Negresco im Stil der Belle Époque hat bauen lassen. Für Teile der Innenausstattung soll niemand Geringerer als Gustave Eiffel Vorlagen geliefert haben.

**Barcelona.** Fünf Minuten nach Mitternacht beginnt im Großen Theater „Liceu“ die Vorstellung von Richard Wagners letzter Oper „Parsifal“. Bis zum 31. Dezember 1913 durfte nur Wagners Festivalstadt Bayreuth das Stück aufführen, doch mit dem Ablauf des Urheberrechtsschutzes zum Jahreswechsel ist das Privileg erloschen. Und so feiern am Neujahrstag auch Theater und Opernhäuser in Madrid, Rom, Bologna, Prag, Budapest, Berlin, Bremen, Kiel und Breslau eine Premiere des „Parsifal“.

**Lagos.** Die Regierung des britischen Königs Georg V. vereinigt ihre am Un-

Von seinem deutschen Cousin Wilhelm II. hält der englische König Georg V. (Mitte) nur wenig





terlauf des Niger gelegenen Überseeterritorien zur knapp 869 000 Quadratkilometer großen Kolonie Nigeria. Damit ist diese – teils von Christen, teils von Muslimen bewohnte – Besitzung mehr als dreieinhalbmal so groß wie das Mutterland. Dennoch macht sie weniger als drei Prozent des britischen Imperiums aus, das von der Arktis bis zum Südpazifik reicht und zu dem unter anderem Indien und Australien gehören.

**London.** Die Luxushotels der Stadt konkurrieren zur Silvesterfeier mit ausgefallenen Ideen: Im „Waldorf“ sind die Tische mit kleinen Luftschiffen geschmückt, die um Mitternacht in die Höhe gezogen werden. Und das „Hôtel Métropole“ schießt aus Kanonenrohren eines nachgebauten Schlachtschiffes Tausende Cracker auf seine Gäste, während eine junge Frau in Seemannskostüm die Nationalflagge entrollt.

**London.** Im „Daily Chronicle“ erscheint am Neujahrstag ein Interview mit dem Schatzkanzler David Lloyd George, in dem der Politiker die hohen Rüstungsausgaben seines Kollegen, des Marineministers Winston Churchill, als „Wahnsinn“ kritisiert: „Niemals ist der Himmel so blau gewesen wie jetzt“, sagt Lloyd George über die gerade vorherrschende politische Lage in Europa.

**Panama.** Der Ingenieur George W. Goethals, der für die USA den Bau des Panamakanals leitet, verkündet in einem Zeitungsinterview, dass der Kanal so weit fertig sei, dass bereits „morgen Schiffe fahren könnten“. Ein paar Tage später durchfährt das alte Kranschiff „Alexandre La Valley“ – fast unbemerkt – als erster Dampfer die mehr als 80 Kilometer lange Wasserstraße. Die offizielle Eröffnung des Kanals, dessen Konstruktion durch häufige Arbeitsunfälle, vor allem aber durch grassierende Tropenkrankheiten Zehntausende Menschenleben gefordert und über drei Jahrzehnte gedauert hat, findet aber erst im August statt.



Franz Joseph, Kaiser der Donaumonarchie, in ungarischer Uniform. Sein Vielvölkerstaat droht zu zerfallen

**Philadelphia.** Am Swarthmore College ist Tangotänzen am Silvesterabend für Studenten verboten. Zuvor sind bereits etliche Studenten, die sich auf der Weihnachtsfeier an den Tanz gewagt hatten, vom Rektor verwiesen worden. Die Studenten protestierten und verlangten vergebens ein „Recht auf Tango“.

**Saint Petersburg.** Erstmals in der Geschichte der Fliegerei können Passagiere am 1. Januar einen Linienflug buchen. An den Kais der Hafenstadt im US-Staat Florida verfolgen Tausende Schaulustige, wie das dem Piloten und einem Fluggast Platz bietende Flugboot „The Lark of Duluth“ zu seiner knapp 40 Kilometer langen Reise nach Tampa startet. Das reguläre Ticket für die 22-minütige Tour über die Old-Tampa-Bucht kostet fünf Dollar. Die Fluglinie muss allerdings bereits im Mai 1914 eingestellt werden, da sie nicht rentabel ist.

**Pass Christian.** US-Präsident Woodrow Wilson erholt sich in diesem kleinen Ort am Golf von Mexiko von einer Erkältung. Am Vormittag des 31. Dezember spielt er eine Runde Golf, am Nachmit-

tag spaziert er durch den Ort. Am Silvesterabend geht er wie gewohnt zeitig ins Bett – und verärgert damit einige prominente Bürger der Stadt, die ihm zu Ehren ein Dinner geben.

**Ojinaga.** Seit drei Jahren schon wird Mexiko von einer blutigen Revolution erschüttert. Präsident Victoriano Huerta, selbst erst im Frühjahr 1913 durch einen Putsch an die Macht gelangt, kämpft gegen die Armeen mehrerer Rebellenführer – wie die des früheren Banditen Pancho Villa. An Silvester entflammt um die Kleinstadt an der Grenze zu den USA eine erbitterte, tagelange Schlacht. Mehr als 1000 Menschen sterben, einige Hundert Regierungssoldaten flüchten über den Rio Grande zum amerikanischen Ufer. Doch dort werden nur die Verwundeten durch das Rote Kreuz versorgt – alle anderen Soldaten werden von US-Truppen entwaffnet und zur Rückkehr nach Mexiko gezwungen, wo die Rebellen wenig später den Widerstand in der Stadt komplett niederschlagen. Am gleichen Tag sprengen die Auführer auf der Strecke zwischen Mexiko-Stadt und Veracruz einen Zug mit 50 Soldaten der Regierungstruppen in die Luft. Nur drei überleben.

**Honolulu.** In der Hauptstadt Hawaiis tanzen der französische König Ludwig XIII. sowie diverse Römer und Puritaner bei tropischen Temperaturen ins neue Jahr: Hunderte Feiernde sind zum traditionellen Maskenball gekommen und vergnügen sich unter klarem Sternenhimmel zu Ragtime-Musik und Tango.

**So also beginnt** jenes Jahr, das große Teile des Planeten in ein Chaos aus Blut und Stahl stürzen wird, an deren Ende das Europa der Monarchen zerstört ist und jenseits des Atlantiks eine neue Macht zur Weltgeltung aufsteigt. Einige Monate noch wird sich der Kontinent in Sicherheit wiegen – bis zwei Schüsse aus der Pistole eines serbischen Nationalisten ausreichen, um ihn zu zerreißen. ●



# DAS ENTSCHEIDENDE JAHR

Das spaziert er durch den Ort. Am Sil-  
berabend geht er wie gewohnt zeitig  
ins Bett. Er ist ein Mann, damit einige  
prominente Bürger der Stadt, die ihm zu  
Ehren ein Dinner geben.

Öffnen sich drei Jahren schon wird  
Mexiko von einer blutigen Revolution  
erschüttert. Präsident Victoriano Huerta  
selbst ist im Frühjahr 1913 durch einen  
Putsch in die Macht gelangt, kämpft  
gegen die Armeen mehrerer Rebellen-  
führer – wie die hier früheren Banditen  
Páncho Villa. Am 1. Oktober entlässt ihn  
die Klemme in der Grenze zu den  
USA. Eine epidemische, tagelang wäh-  
rende Schlacht tötet als 1000 Menschen ster-  
ben, einige Tausend Regierungssoldaten  
flüchten über den Rio Grande zum ame-  
rikanischen Ufer. Doch dort werden nur  
die Verwundeten durch das Rote Kreuz  
versorgt – alle anderen Soldaten werden  
von US-Truppen erzwungen und zur  
Rückkehr nach Mexiko gezwungen, wo  
die Rebellen wenig später den Wider-  
stand in der Stadt komplett nieder-  
schlagen. Am nächsten Tag sprengen die  
Autobatter und der Strecke zwischen  
Mexiko-Stadt und Veracruz einen Zug  
mit 30 Soldaten der Regierungstruppen  
in die Luft. Nur drei überleben.

Honolulu, in der Hauptstadt Hawaiis  
tanzen der japanische König Ludwig  
XIII. sowie die Kaiserin von Putzianer  
bei tropischen Temperaturen ins neue  
Jahr. Hunderte Tausende sind zum tradi-  
tionellen Maskenball gekommen und  
vergessen sich unter klarem Stern-  
himmel zu Rhythmus-Musik und Tango.

So also beginnt jenes Jahr, das große  
Teile des Planeten in ein Chaos aus Blut  
und Stahl stürzen wird, an deren Ende  
das Europa der Monarchen zerstört ist  
und jenseits des Atlantiks eine neue  
Macht zur Weltgeltung aufsteigt. Einige  
Monate noch wird sich der Kontinent in  
Sicherheit wiegen – bis zwei Schüsse aus  
der Pistole eines schicksalhaften Nationalisten  
ausreichen, um ihn zu zerschneiden.

Frank Joseph, Kaiser der Donau-  
monarchie, in deutscher Uniform. Sein  
Vater-Schwager steht zu zerfallen

Philadelphie, im Swarthmore College  
ist Lagerfeuer am Silvesterabend für  
Studenten verboten. Zuvor sind bereits  
etliche Studenten, die sich auf der Weih-  
nachtsfeier an den Tanz gewagt hatten,  
vom Rektor verwiesen worden. Die Stu-  
denten protestieren und verlangen ver-  
geben ein „Recht auf Tango“.

Saint Petersburg. Erstmals in der Ge-  
schichte der Fliegerei können Passagiere  
am 1. Januar einen Linienflug buchen.  
An den Kais der Halbinsel im US-Staat  
Florida verfolgen Tausende Schausteller,  
wie das dem Piloten und einem Flugzeug  
„Duluth“ zu seiner knapp 40 Kilometer  
langen Reise nach Tampa startet. Das  
einmalige Ticket für die 22-minütige Tour  
über Old-Tampa-Bucht kostet fünf  
Dollar. Die Fluglinie muss allerdings be-  
reits im Mai 1914 eingestellt werden, da  
sie nicht rentabel ist.

Pas Christian, US-Präsident Woodrow  
Wilson, in der kleinen Ortschaft  
am Golf von Mexiko von einer Ekel-  
ung. Am Vortag des 31. Dezember  
spielt er eine Runde Golf, am Nachmit-

terland des Neger gelegenen Obersee-  
territorien zu. Wilson ist ein Mann, der  
damit ist diese – teils von Christen, teils  
von Muslimen bewohnt – Besitzung  
mehr als dreimal so groß wie die  
Mutterland. Dennoch macht sie wenig  
als drei Prozent des britischen Imper-  
iums aus, das von der Arktis bis zum  
Südpazifik reicht und zu dem unter an-  
deren Indien und Australien gehören.

London. Die Luxushotels der Stadt  
konzentrieren zur Silvesterfeier mit aus-  
gefallenen Ideen. Im „Walton“ sind  
die Tische mit kleinen Luftschiffen ge-  
schmückt, die um Mitternacht in die  
Höhe steigen werden. Und das „Hotel  
Metropole“ richtet aus Kanonenrohren  
eines nachgebauten Schlachtschiffes  
Tausende Gaster auf seine Gäste, wäh-  
rend eine neue Frau in Seemannskostüm  
die Nachtanlage kontrolliert.

London. Im Daily Chronicle „erscheint  
am Neujahrstag ein Artikel, der die  
Starkastigkeit David Lloyd George, in  
dem der Lobpreis der hohen Rüstungs-  
ausgaben seiner Kollegen, des Marine-  
ministers Winston Churchill, als „Wahn-  
sinn“, kritisiert. Michals ist der Himmel  
so blau gewesen wie jetzt“, sagt Lloyd  
George über die gerade vorherrschende  
politische Lage in Europa.

Panama. Der Ingenieur George W. Goe-  
thals, der für die USA den Panama-  
kanal als leicht verkündet, in einem  
Zeitungsinterview, dass der Kanal so leicht  
fertig sei, dass bereits „morgen Schiffe  
fahren könnten“. Ein paar Tage später  
durchfährt das alte Kanalschiff „Alexander  
La Valley“ – fast unbemerkt – als erster  
Dampfer die mehr als 80 Kilometer lange  
Wasserstraße. Die offizielle Eröffnung  
des Kanals, dessen Konstruktion durch  
häufige Arbeitsunfälle, vor allem aber  
durch grassierende Tropenkrankheiten  
Zehntausende Menschenleben gekostet  
und über drei Jahrzehnte gedauert hat,  
findet aber erst im August statt.

Texte: JOHANNES SCHNEIDER



# DES 20. JAHRHUNDERTS

# 1914

Es sind nur 365 Tage, doch in ihnen bündeln sich alle Facetten einer extremen Epoche. 1914, das ist ungezügelter Nationalismus und imperiales Machtstreben; es ist rasanter technischer Fortschritt und der Kampf der Frauen um Gleichberechtigung. Vor allem aber steht 1914 für die Entfesselung eines hochindustrialisierten Krieges, der das Antlitz der Welt entstellen wird. Eines Ringens, das den Planeten bis heute prägt



# VON STAATSMÄNNERN UND DILETTANTEN

Die Konstellation, in der Europa in das Jahr 1914 startet, ist unheilvoll:  
Das erstarkende Deutsche Reich strebt nach der Vorherrschaft auf dem Kontinent.  
London, Paris und Sankt Petersburg sind alarmiert. Und mit Österreich-  
Ungarn bangt ein marodes Reich um seinen Einfluss. Das fein austarierte Kräfte-  
gleichgewicht zwischen den Großmächten droht zu kippen







Während Englands Schatzkanzler David Lloyd George (2. v. l.) die hohen britischen Rüstungsausgaben senken will, plant der Marineminister Winston Churchill (2. v. r.) angesichts des deutschen Flottenbaus neue Schlachtschiffe



Die Berliner Regierung hat Generalleutnant Otto Liman von Sanders nach Konstantinopel geschickt, er soll die geschwächte osmanische Armee reorganisieren. Doch Russland empfindet die Entsendung des Militärexperthen als Provokation und erwägt Mitte Januar einen Krieg

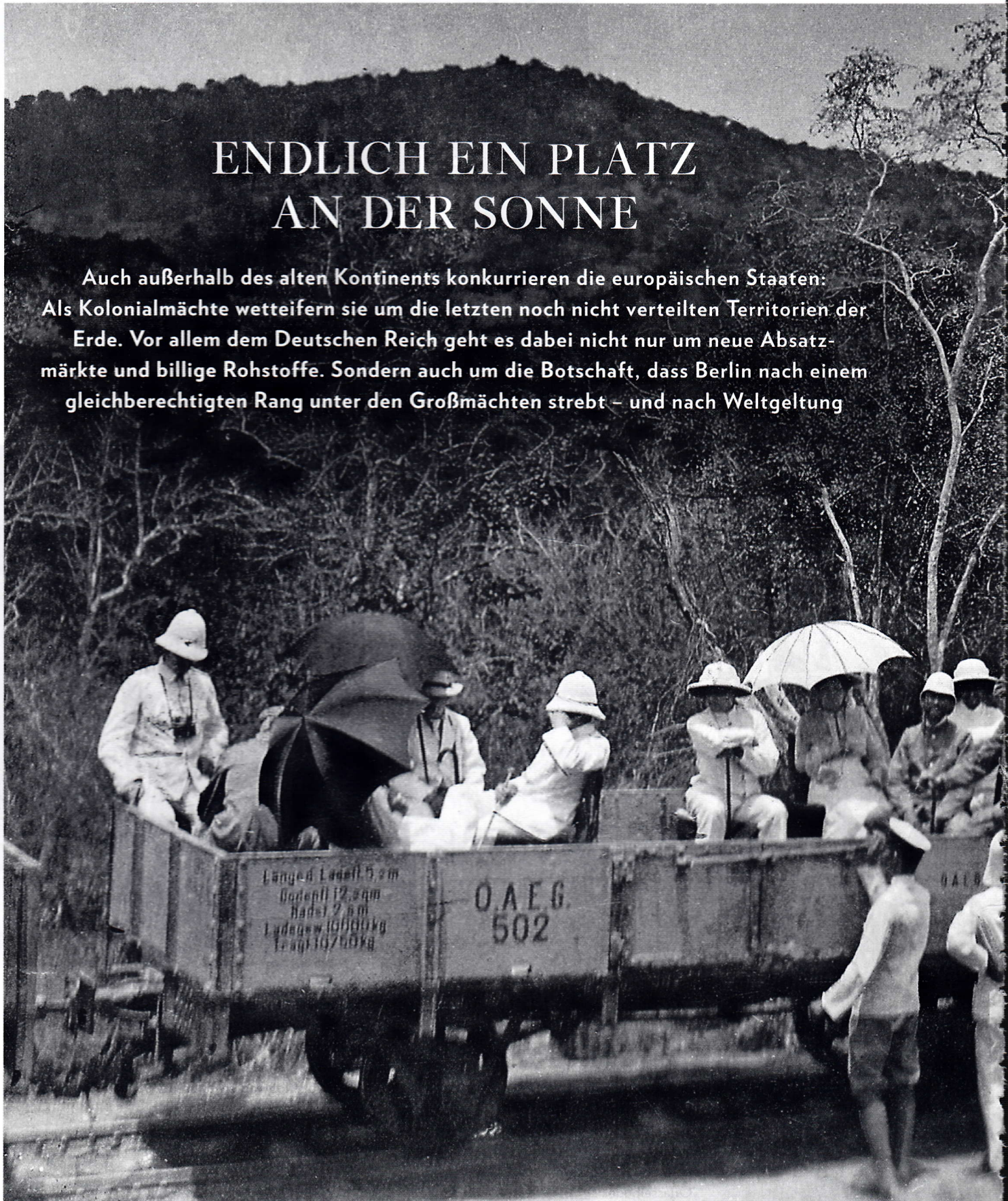


Der deutsche Kaiser Wilhelm II. (händeschütelnd) versteht sich als absoluter Herrscher von Gottes Gnaden. Demokratische Debatten sind ihm suspekt – den Reichstag bezeichnet er abschätzig als »Quasselbude«



# ENDLICH EIN PLATZ AN DER SONNE

Auch außerhalb des alten Kontinents konkurrieren die europäischen Staaten: Als Kolonialmächte wetteifern sie um die letzten noch nicht verteilten Territorien der Erde. Vor allem dem Deutschen Reich geht es dabei nicht nur um neue Absatzmärkte und billige Rohstoffe. Sondern auch um die Botschaft, dass Berlin nach einem gleichberechtigten Rang unter den Großmächten strebt – und nach Weltgeltung







Seit 1884 besitzt Deutschland »Schutzgebiete« in Afrika. Um sie besser ausbeuten zu können, lässt Berlin mehrere Eisenbahnstrecken bauen. Die wichtigste ist die gut 1250 Kilometer lange Tanganjikabahn in Deutsch-Ostafrika. Hier feiern Kolonialbeamte gerade die Fertigstellung eines Streckenabschnitts



# EINE FRAGE DER EHRE

In Europa prägt das Ideal des schmissigen Draufgängers das Männerbild. Vor allem in Frankreich und Deutschland sind Mitglieder der Oberschicht der Überzeugung, dass Ehrverletzungen nur mit einer Aufforderung zum Duell beantwortet werden können. Doch das Relikt feudaler Verhältnisse passt nicht in die Zeit des modernen Rechtsstaats: Im März beschließt der Reichstag ein Gesetz, das die Zweikämpfe fortan unter Gefängnisstrafe stellt

Wegen eines Streits zwischen ihren Frauen duellieren sich der französische Theaterdirektor Jacques Richepin (rechts) und der Dramatiker Pierre Frondaie; die Gattinnen müssen während des Gefechts in einem nahe gelegenen Haus warten. Richepin erweist sich als der bessere Degenfechter – schon nach kurzer Zeit verwundet er seinen Gegner schwer am Arm







Nach dem Fechten haben zwei Göttinger Burschschafter ihre Wunden verbunden. Die Rituale der schlagenden Verbindungen sind peinvoll, aber die Narbe, die die Studenten vom traditionellen Fechtkampf davontragen, wird sie ein Leben lang als Akademiker kennzeichnen





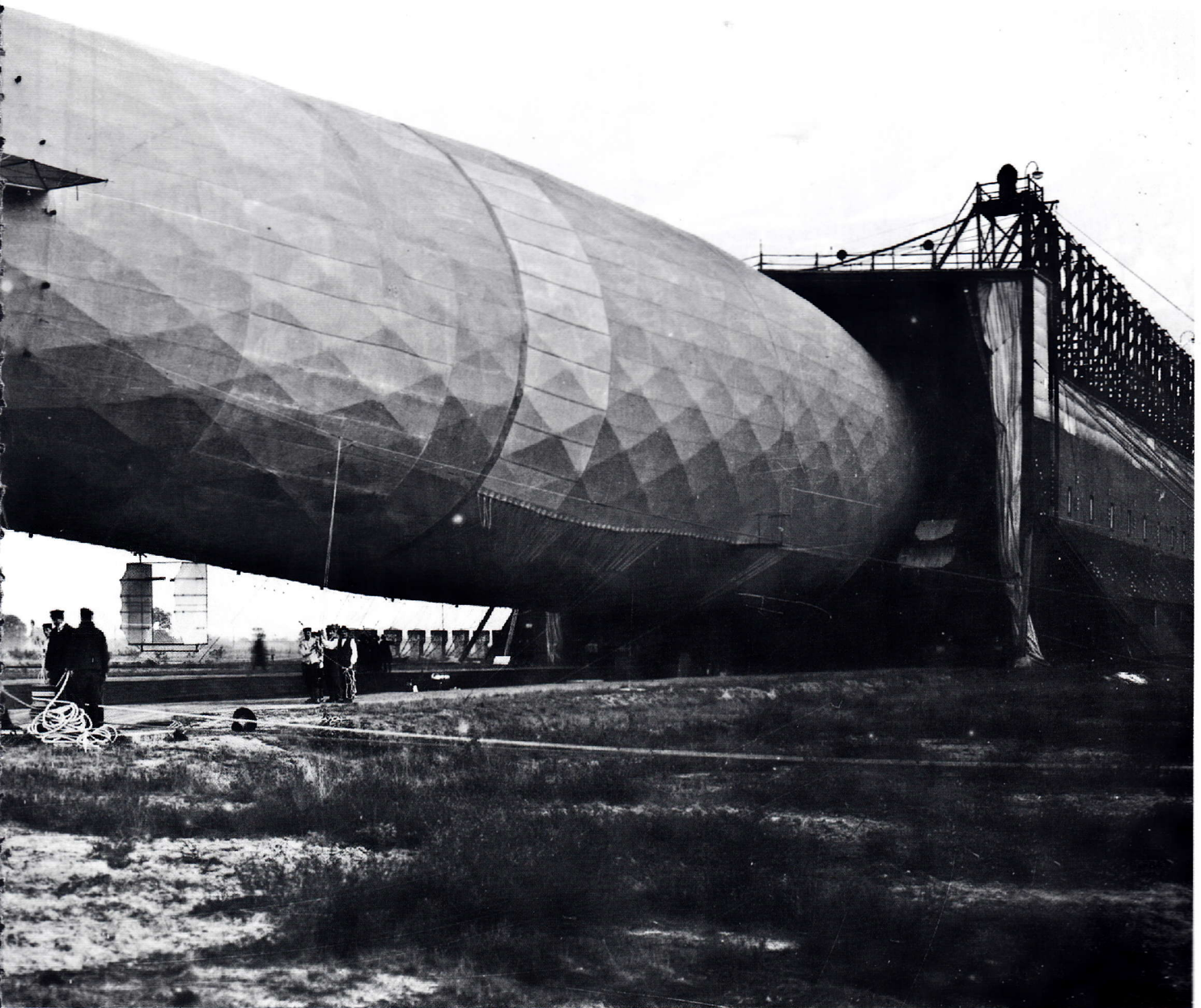


Auf dieser Luftschiffwerft bei Mannheim bauen die Arbeiter gewaltige Militärzeppeline wie den SL 2, der am 29. April 1914 an das Heer übergeben wird (hier ein Prototyp). Vier Monate später wird ein deutsches Flugschiff über Lüttich den ersten Luftangriff des Krieges verüben



# DIE FLIEGENDEN SCHIFFE

Eigentlich sollen die neuartigen Zeppeline, die seit der Jahrhundertwende in Deutschland gebaut werden, den zivilen Luftverkehr revolutionieren. Denn sie können höher und weiter fliegen als die Propellerflugzeuge, zudem größere Lasten transportieren. Doch als der Weltkrieg ausbricht, setzt vor allem das deutsche Militär die Giganten ein. Weit hinter der Front werfen sie Bomben ab über London, Warschau und Paris





# DER KAMPF DER FRAUEN

Auch in den aufgeklärten Staaten des Westens führen die meisten Frauen nach wie vor ein unmündiges Leben, das vor allem von ihren Vätern und Ehegatten bestimmt wird. Doch zu Beginn des 20. Jahrhunderts fordern immer mehr Aktivistinnen die Gleichberechtigung mit den Männern und gehen für ihre Überzeugung auf die Straße







In New York werben diese Aktivistinnen an einem Informationsstand für das Frauenwahlrecht. Bald nach dem Ersten Weltkrieg wird es in den USA landesweit eingeführt – wie auch in den meisten europäischen Staaten



In London ziehen in ihren Farben Lila, Weiß und Grün uniformierte Demonstrantinnen für das allgemeine Frauenwahlrecht durch die Stadt. Doch als die Gesetzesvorlage am 6. Mai 1914 vor das britische Oberhaus kommt, votieren mehr als zwei Drittel der Abgeordneten dagegen



In England führen militante Frauenrechtlerinnen ihren Kampf auch mit Gewalt: Sie greifen Polizisten an, stecken Kirchen in Brand, legen Bomben





Nach dem Attentat kommt es in Sarajevo zu Ausschreitungen, bei denen Anhänger der Donaumonarchie serbische Kutschen, Läden und Häuser demolieren. Der Todesschütze Gavrilo Princip ist da schon verhaftet – Augenzeugen hatten ihn nach den Schüssen überwältigt





## MORD IN SARAJEVO, KRIEG IN DER WELT

Am 28. Juni erschießt ein serbischer Nationalist in der bosnischen Stadt Sarajevo den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand. Mit der Tat will er die Donaumonarchie zwingen, das von ihr besetzte Bosnien freizugeben. Zunächst löst das Attentat nur eine regionale Krise aus. Doch da sich Europas Mächte argwöhnisch belauern und schon auf Krieg eingestellt sind, reicht der Mord aus, um schließlich den ganzen Kontinent in Flammen zu setzen



# DER BEGINN DES GROSSEN STERBENS

Einen Monat nach dem Attentat erklärt Kaiser Franz Joseph Serbien den Krieg. Der Habsburger will so das kleine Nachbarland bestrafen – und zeigen, dass sein Reich noch immer eine Großmacht ist. Die Mobilisierung löst in Österreich-Ungarn Begeisterung aus. Und auch anderswo bejubeln die Menschen den Kriegsbeginn. Sie erwarten einen kurzen Waffengang, der klare Verhältnisse zwischen den Mächten schaffen soll







Schon bald werden die serbischen Soldaten (oben) von russischen Truppen unterstützt – das Zarenreich will verhindern, dass Wien seine Macht auf den Balkan ausweitet



Am 29. Juli, einen Tag nach der Kriegserklärung an Serbien, feuern österreichische Geschütze auf Belgrad. Zwei Wochen später beginnt die Offensive der habsburgischen Truppen gegen den Balkanstaat

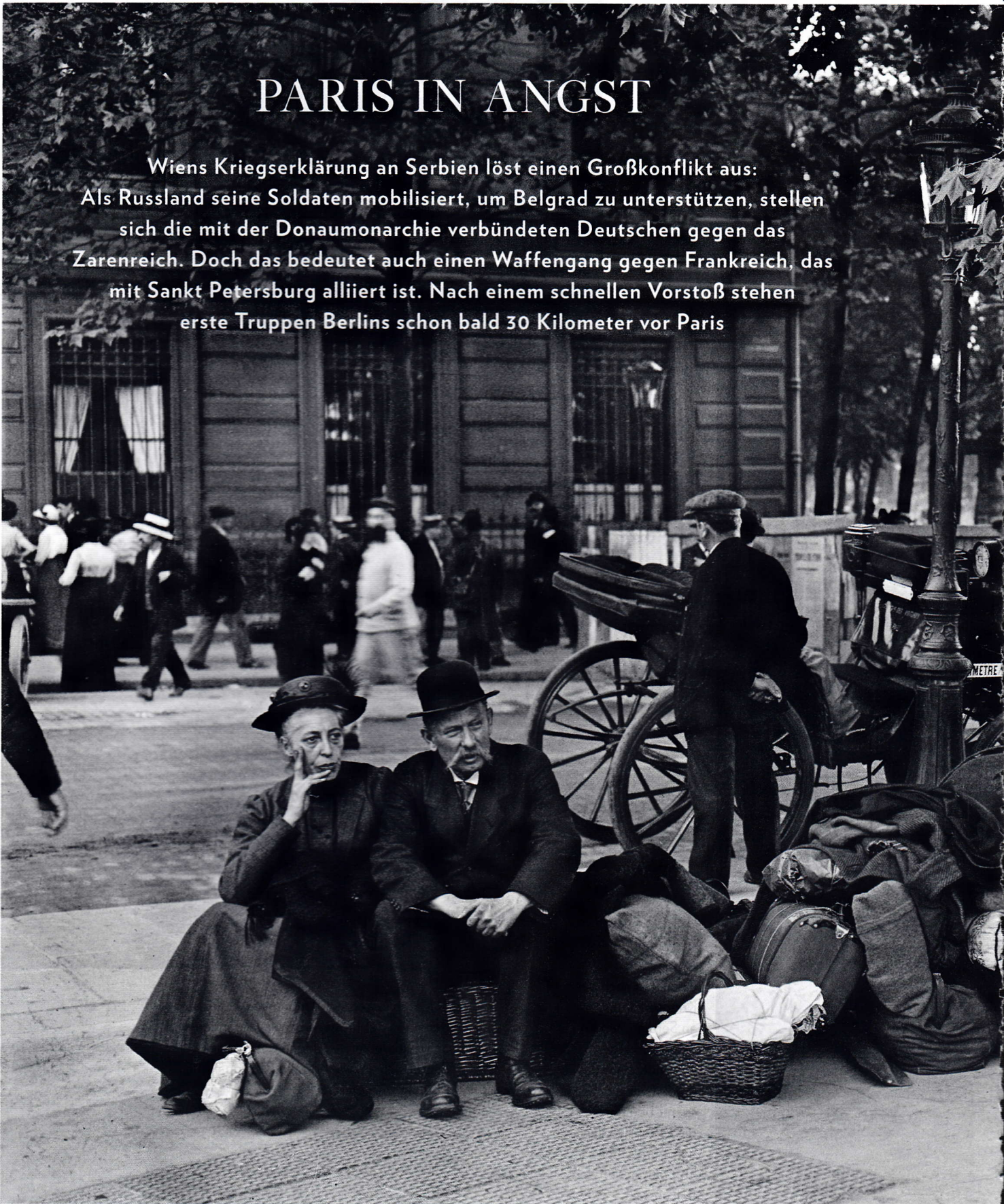


Soldaten Österreich-Ungarns erschießen nahe der Front serbische Gefangene. Schon in den ersten Tagen des Krieges deutet sich an, wie brutal der europäische Konflikt werden wird



# PARIS IN ANGST

Wiens Kriegserklärung an Serbien löst einen Großkonflikt aus:  
Als Russland seine Soldaten mobilisiert, um Belgrad zu unterstützen, stellen  
sich die mit der Donaumonarchie verbündeten Deutschen gegen das  
Zarenreich. Doch das bedeutet auch einen Waffengang gegen Frankreich, das  
mit Sankt Petersburg alliiert ist. Nach einem schnellen Vorstoß stehen  
erste Truppen Berlins schon bald 30 Kilometer vor Paris







In der Nähe eines Pariser Bahnhofs warten diese Franzosen Ende August auf Züge, die sie in den Süden des Landes bringen sollen – weit weg von den Deutschen Invasoren, die kurz davor sind, die französische Hauptstadt zu erobern



# EINE GENERATION UNTER WAFFEN

Viele Rekruten sehen im Krieg vor allem ein Abenteuer, das sie zu Helden machen wird. Mit Hurra-Schreien preschen sie auf gegnerische Stellungen zu – und laufen in das Dauerfeuer der Maschinengewehre und Feldkanonen. Da diese Waffen erfolgreiche Sturmangriffe fast unmöglich machen, kommen die meisten Offensiven schnell zum Erliegen. Und es beginnt der zermürende Stellungskrieg in den Schützengräben







Immer wieder versuchen die Soldaten an der Westfront, hier deutsche Truppen, die Linien ihrer Gegner zu durchbrechen und fallen dabei den Schnellfeuerwaffen der verschanzten Verteidiger zum Opfer



Auf dem Weg zu den Schützengräben der Westfront posieren britische Infanteristen für ein Foto. Nachdem Deutschland in das neutrale Belgien einmarschiert ist, hat England dem Reich den Krieg erklärt (später entstandenes Bild)



Bei der Schlacht an der Marne, östlich von Paris, fallen Zehntausende Soldaten. Die Alliierten können den Vormarsch auf die französische Hauptstadt stoppen. Daraufhin ziehen sich die Deutschen etwas zurück – und graben sich ein



# EINE NEUE DIMENSION DER ZERSTÖRUNG

Schon nach wenigen Wochen wird offenbar, dass der wissenschaftlich-technische Fortschritt der vorangegangenen Jahrzehnte Waffen von nie da gewesener Zerstörungskraft hervorgebracht hat. Auf den Schlachtfeldern hinterlassen die Granaten der großkalibrigen Artillerie zerfurchte Mondlandschaften mit gewaltigen Kratern. Und von jahrhundertealten Städten bleiben häufig nur Ruinen übrig

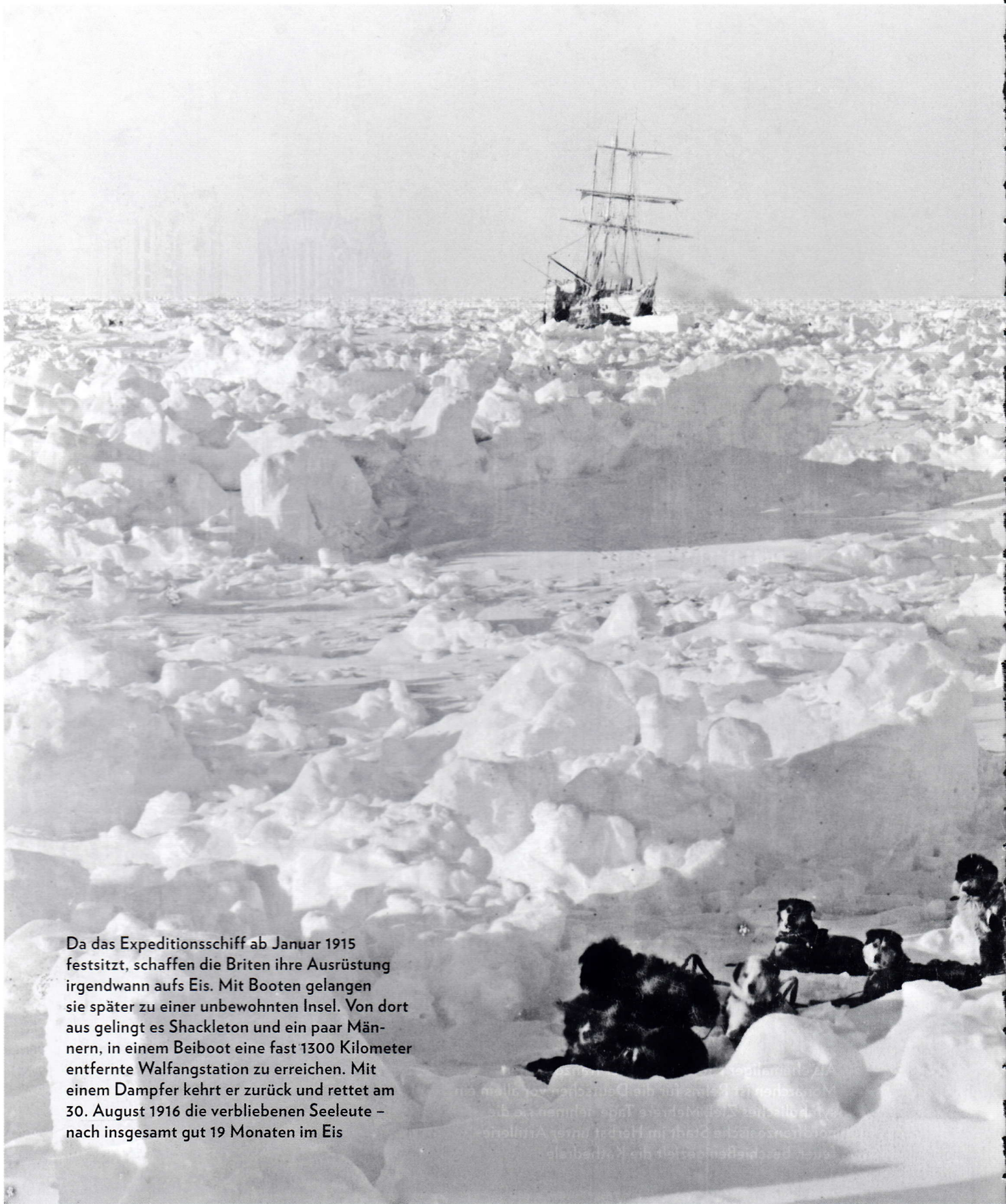






Als ehemaliger Krönungsort der französischen Monarchen ist Reims für die Deutschen vor allem ein symbolisches Ziel. Mehrere Tage nehmen sie die nordfranzösische Stadt im Herbst unter Artillerie-feuer, beschießen gezielt die Kathedrale



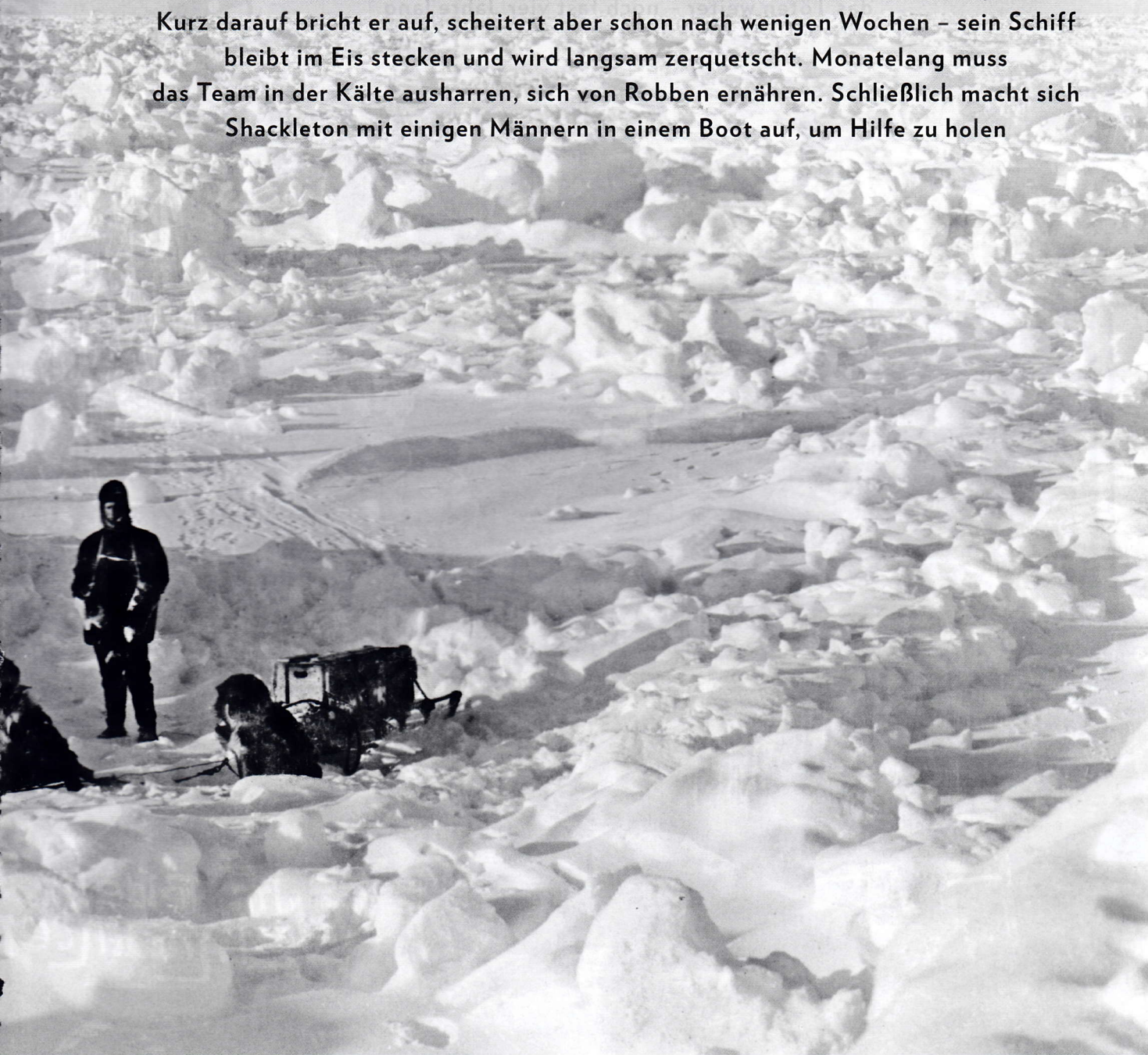


Da das Expeditionsschiff ab Januar 1915 festsetzt, schaffen die Briten ihre Ausrüstung irgendwann aufs Eis. Mit Booten gelangen sie später zu einer unbewohnten Insel. Von dort aus gelingt es Shackleton und ein paar Männern, in einem Beiboot eine fast 1300 Kilometer entfernte Walfangstation zu erreichen. Mit einem Dampfer kehrt er zurück und rettet am 30. August 1916 die verbliebenen Seeleute – nach insgesamt gut 19 Monaten im Eis



# ÜBERLEBENSKAMPF AM ENDE DER WELT

Während in Europa der Krieg tobt, spielt sich im äußersten Süden des Planeten ein anderes Drama ab: Der Brite Ernest Shackleton bereitet Ende November im Südatlantik eine Expedition vor, um die Antarktis als Erster zu durchqueren. Kurz darauf bricht er auf, scheitert aber schon nach wenigen Wochen – sein Schiff bleibt im Eis stecken und wird langsam zerquetscht. Monatelang muss das Team in der Kälte ausharren, sich von Robben ernähren. Schließlich macht sich Shackleton mit einigen Männern in einem Boot auf, um Hilfe zu holen





## EIN PAAR TAGE FRIEDEN

Es ist das wohl seltsamste Ereignis des gesamten Krieges: An der Westfront in Flandern verabreden über Weihnachten Zehntausende Soldaten eine Waffenruhe. Statt sich gegenseitig umzubringen, singen die Männer Lieder, tauschen Geschenke aus, grillen und trinken. Für ein paar Tage macht der Krieg Pause, gegen den Willen der Kommandeure. Danach aber geht das Töten weiter – noch fast vier Jahre lang







Als Aufmunterung schicken die deutschen Stabsstellen zu Weihnachten Tausende geschmückte Fichten an die Westfront. So wollen sie verhindern, dass die Kampfmoral der Soldaten über die Feiertage leidet. Doch die Christbäume haben vielerorts genau den entgegengesetzten Effekt





Zweimal scheitert Henry Ford mit Autofabriken,  
bevor der Erfolg 1908 kommt: mit dem so robusten  
wie erschwinglichen Modell T

## DER VISIONÄR AUS DETROIT

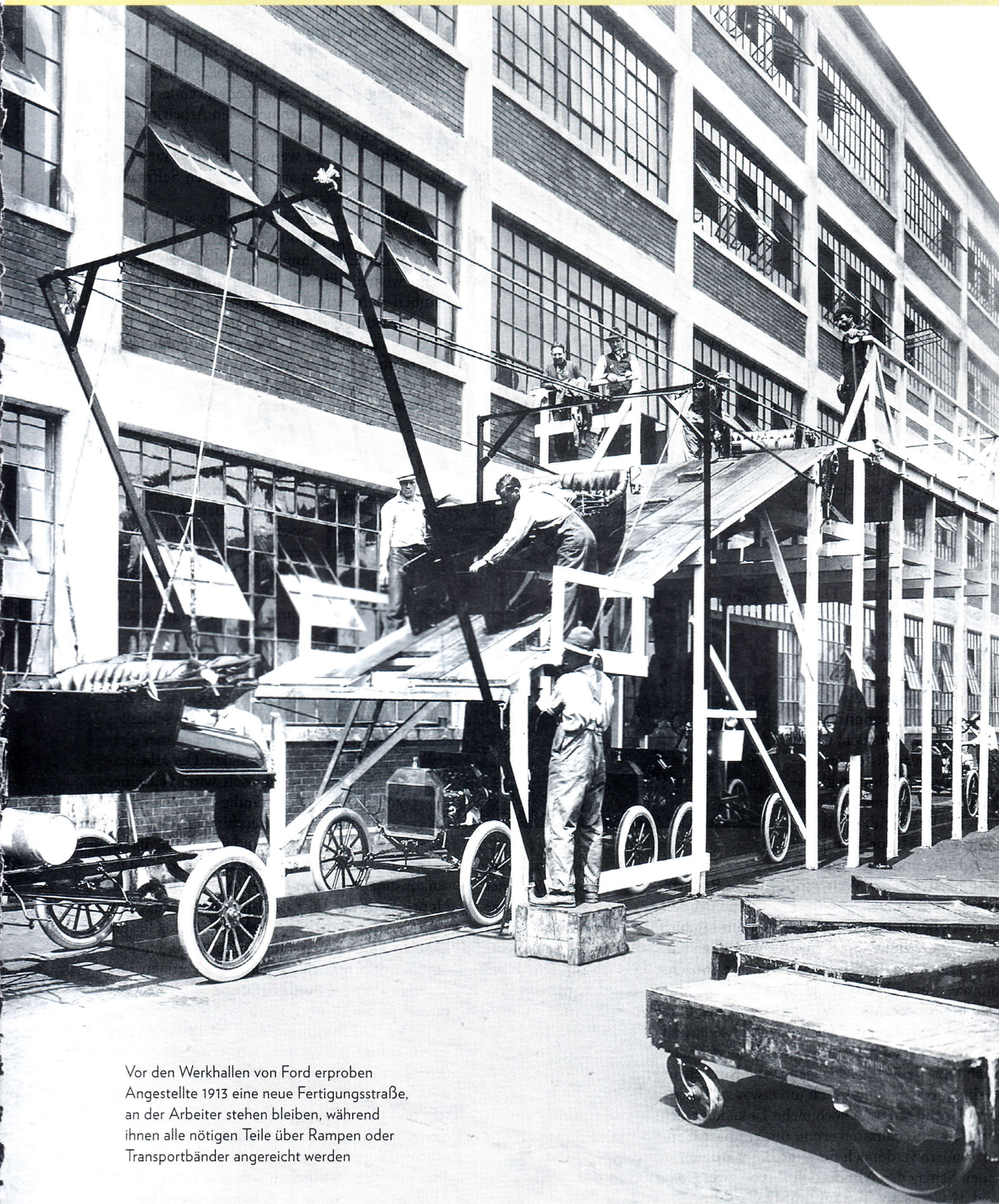
Im Januar 1914 verdoppelt der  
amerikanische Autofabrikant Henry  
Ford den Mindestlohn seiner  
Angestellten – und verkürzt zugleich  
deren Arbeitszeit. Kurz zuvor hat  
er auf Serienfertigung am Fließband  
umgestellt. Höhere Gehälter und  
höhere Produktivität beleben  
die Wirtschaft: Das ist Fords Formel.

Sie wird die Welt verändern

Von REYMER KLÜVER







Vor den Werkhallen von Ford erproben Angestellte 1913 eine neue Fertigungsstraße, an der Arbeiter stehen bleiben, während ihnen alle nötigen Teile über Rampen oder Transportbänder angereicht werden



# H

Highland Park, Michigan, 5. Januar 1914. Der Industriemagnat Henry Ford, ein hagerer Mann von 50 Jahren und stets aufrechter Haltung, starrt hinaus auf die rauchumhüllten gläsernen Dächer seiner Autofabrik nördlich von Detroit. Dann mustert er die drei Reporter der örtlichen Presse, die er ins Büro seines Finanzchefs bestellt hat.

Ford redet nicht gern, jedenfalls nicht vor Publikum. Aber von der Umwälzung, die er gemeinsam mit den anderen Vorstandsmitgliedern erst an diesem Morgen beschlossen hat, muss die Welt erfahren. Daher haben die Ford-Direktoren einen Text vorbereiten lassen, eine zweiseitige Pressemitteilung. Ford will das neue Jahr mit einer spektakulären Verlautbarung beginnen.

Das Schriftstück, das er den drei Journalisten an diesem grauen Nachmittag aushändigt, fängt denn auch ohne falsche Bescheidenheit an. „Die Ford Motor Company, der größte und erfolgreichste Autohersteller der Welt“, so lesen die Reporter, „wird am 12. Januar die größte Revolution einführen, welche die industrialisierte Welt im Hinblick auf die Bezahlung ihrer Arbeiter je gesehen hat.“

Die angekündigte Revolution ist zunächst einmal – eine Lohnerhöhung. Das allein wäre schon eine Sensation in einem Land, das unter einer Wirtschaftsdepression leidet. Hunderttausende sind in den Städten verzweifelt auf der Suche nach Jobs. Bedürftige stürmen in die Kirchen, um nicht zu frieren, und bitten um etwas zu Essen.

Doch Ford wagt noch mehr: Er kündigt nicht etwa eine Gehaltssteigerung um ein paar Cents an, sondern verdoppelt für seine Beschäftigten auf einen Schlag den Mindestlohn – von zwei Dollar und 34 Cents pro Tag auf fünf Dollar.

Von dem bisherigen Tagesverdienst kann eine Familie zwar leben, aber es bleibt am Ende des Monats nichts übrig. Fünf Dollar am Tag sind etwas anderes. Das ist eine Zeitenwende. Obendrein verkürzt Ford auch noch den Arbeitstag von neun auf acht Stunden.

Mehr Geld für weniger Arbeit? Hat Ford, dieses Sinnbild eines amerikanischen Selfmade-man, seinen Verstand verloren?

„Wir finden es besser“, heißt es am Ende der Presseerklärung, „20 000 Menschen mit einem anständigen Einkommen zufriedenzustellen, als einige wenige Sklaventreiber in unserem Unternehmen zu Multimillionären zu machen.“

Das klingt geradezu umstürzlerisch – vor allem aus dem Munde eines der erfolgreichsten Unternehmer und eines der reichsten Männer des Landes. Zumindest bricht es alle Regeln, die bis dahin in Amerikas Konzernen galten.

Es ist der Anfang einer neuen Ära, der Beginn des Zeitalters der Massenproduktion. Denn Ford kann seinen Mitarbeitern nur deshalb so viel

Geld zahlen, weil er kurz zuvor eine der ökonomisch wichtigsten Erfindungen aller Zeiten in seinen Fabriken installiert hat: das Fließband.

Fortan geben diese automatischen Fertigungsstrecken bei Ford (und bald in weiten Teilen der US-Industrie) den Takt der Arbeit vor, die nun nur noch einem Ziel dient: dem immer schnelleren Ausstoß der immer gleichen Produkte. Der arbeitende Mensch wird Teil einer sich ständig beschleunigenden Maschine.

Zugleich aber ist es auch der Beginn des Massenkonsums. Mit dem Fünf-Dollar-Lohn schafft Henry Ford die Voraussetzung dafür, dass sich künftig seine Arbeiter selber jene Autos leisten können, die sie bauen. Höhere Löhne und höhere Produktivität, massenhaft gefertigte Produkte und niedrige Preise – Fords Strategie wird die Welt verändern.

Der Bauernsohn aus dem Mittleren Westen ist ein Tüftler. Alles, was sich mechanisch bewegt, fasziniert ihn. Schon als Junge auf einer Farm westlich von Detroit hat er die Uhren seiner Eltern auseinandergenommen und wieder zusammengebaut. Besonders beeindruckt haben ihn jene schwerfälligen Ungetüme, die dampfgetrieben über Feldwege rumpelten, um für die Landwirte Michigans Getreide zu dreschen oder Holz zu



15 000 Einzelteile setzen die Arbeiter zu einem Auto zusammen. Immer wieder stoppen Ingenieure die Zeit, um Abläufe zu optimieren



sägen. Als junger Mann reparierte und wartete er selber Dampfmaschinen, die für die Farmer zum unentbehrlichen Helfer geworden waren.

Henry Ford ist Chefindingenieur der größten Elektrizitätsgesellschaft in Detroit, als er im Jahr 1896 sein erstes Gefährt konstruiert. Quadricycle – „Vierrad“ – nennt er das seltsame Vehikel, eine Art leichte, selbst fahrende Kutsche, die er in langen Nächten im Schuppen seines Mietshauses zusammenbaut: mit einem Fahrradsitz für den Chauffeur, vier Luftreifen und einer Kette, angetrieben von einem zweizylindrigen, fürchterlich knatternden Viertaktmotor (dessen Vorbild auf den deutschen Erfinder Nicolaus Otto zurückgeht, das Ford aus einer technischen Fachzeitschrift kennt).

Nur eines hat Ford bei allem Tüfteln und Basteln nicht bedacht; erst als er in einer regnerischen Juninacht den Motor anwerfen will, fällt ihm auf, dass sein Quadricycle nicht durch die Tür des Schuppens passt: Es ist zu breit. Eilends muss er Türrahmen und Gemäuer rechts und links vom Portal wegstemmen, damit er den selbst gebauten Neuwagen auf Detroits Straßen ausprobieren kann. Ein Helfer fährt mit dem Fahrrad vorweg, um nächtliche Kutscher zu warnen.

Im Jahr 1899 beteiligt Ford sich an der Gründung der ersten Autofabrik der Stadt, der Detroit Automobile Company und gibt dafür seinen Job bei der Elektrizitätsgesellschaft auf. Nach zwölf Monaten und rund 20 gebauten Fahrzeugen, die sich schlecht verkaufen, ziehen sich die Geldgeber – der Bürgermeister von Detroit und dessen Freunde – zurück, weil sie nicht an den Erfolg der Firma glauben. 1901 startet Ford einen zweiten Versuch, die Henry Ford Company.

Doch nach nur vier Monaten werfen die Miteigentümer den schwierigen Eigenbrötler aus dem nach ihm benannten Unternehmen hinaus (daraus wird später die Firma Cadillac hervorgehen). Amerikas Autoindustrie ist noch nicht einmal zehn Jahre alt – und Henry Ford bereits zweimal gescheitert.

Erst im dritten Anlauf gelingt ihm mit der 1903 gegründeten Ford Motor Company der Durchbruch. Diesmal ist es ein Kohlenhändler, der ihm das nötige Startkapital beschafft.

Zu jener Zeit sind in den USA nicht einmal 10 000 Automobile unterwegs, gebaut von mehreren Firmen, die meist nur wenige Hundert Gefährte im Jahr produzieren. Im Schnitt kostet einer der Wagen 1000 Dollar – zu viel für die meisten Amerikaner.

Ford treibt dagegen die Vision an, bald ein „Auto für die große Masse“ zu bauen, kein Luxusgut. Es soll so preiswert sein, „dass kein



Die Tanks liegen auf einer Rutsche zum Einbau parat. Sie enthalten bereits einige Liter Benzin, damit der fertige Wagen sofort gestartet werden kann

Mensch mit einem ordentlichen Gehalt es sich nicht leisten könnte“.

1908 ist es so weit. Das „Modell T“ kommt auf den Markt (Henry Ford benennt seine Produkte nach dem Alphabet): jenes Auto, das die USA auf Räder setzen und ganze Stadtlandschaften wie keine Erfindung zuvor verändern wird – und das helfen wird, die Vereinigten Staaten zu einer ökonomischen Supermacht aufsteigen zu lassen.

Konsequent ist das Modell T auf günstige Herstellung und Unterhalt hin konstruiert. Scheinwerfer und Windschutzscheibe müssen extra bezahlt werden. 850 Dollar kostet der viertürige Wagen mit 20-PS-Motor, der ihn auf etwas mehr als 60 km/h beschleunigt.

Während europäische Autobauer wie Carl Benz auf rasante, sportliche Wagen für die Oberschicht setzen, entwirft Ford möglichst nützliche Gefährte – ein Farmer im Mittleren Westen soll seinen Wagen selber warten und reparieren können (und ihn, wenn nötig, als Antrieb für seine Dreschmaschine nutzen).

Auch die Bodenfreiheit des Modell T folgt dieser Logik der Nüchternheit: Sie lässt das Auto selbst auf unwegsamen Landstraßen durchkommen, die sonst nur Pferdefuhrwerke meistern.

E

## DAS FLIESS- BAND BESTIMMT DEN TAKT DER ARBEIT

Ende 1913 sind bereits eine halbe Million Wagen verkauft. Und je mehr Autos Ford baut, desto günstiger bietet er sie an. 1913 kostet das Modell T nur noch 550 Dollar – mit Windschutzscheibe und Scheinwerfern.

„Für jeden Dollar, um den ich den Preis für unser Auto reduziere, gewinne ich 1000 neue Kunden“, lässt er sich gern zitieren. 1909 verdient Ford pro Modell T 220 Dollar, vier Jahre später sind es nur noch 99. Dafür aber sind die Produktionszahlen rasant gestiegen: 1909 verkauft die Ford Motor Company rund 11 000 Autos, 1913 bereits 170 000.

Einen geringeren Profit pro Stück zu erzielen, dafür aber den Ausstoß zu erhöhen – dieses Prinzip haben vor Ford schon Tausende von Firmen angewendet. Allerdings nie in solchem Maßstab wie er. Und Ford will noch mehr: Seine Mitarbeiter haben ausgerechnet, dass allein in den USA ein Markt für mindestens zwei Millionen weitere Modell T vorhanden sei (womit sie die





Lage grob unterschätzen; bis 1927 wird die Firma insgesamt mehr als 15 Millionen T-Modelle verkaufen). Deshalb sucht der Unternehmer nach einer Möglichkeit, noch mehr Autos in noch kürzerer Zeit zu produzieren.

Und entdeckt das Fließband.

# H

Henry Ford ist nicht der Erfinder der sich automatisch fortbewegenden Fertigungsstrecke – Fließbänder rattern bereits 1885 in einer Dosenfabrik in New Jersey. Auch in Brauereien gibt es schon länger automatisierte Transportwege für die Flaschen. Am weitreichendsten ist das System von Förderbändern, Transportketten und Schüttrutschen in den Chicagoer Schlachthöfen.

Dort wuchten Arbeiter die lebenden Schweine an einen von einer Kette hängenden Haken. Anschließend werden die Tiere getötet, fallen automatisch in kochendes Wasser, werden mechanisch herausgeschaufelt und entborstet, zerlegt und landen am Ende der Verarbeitungskette als Schweinehälften im Kühlhaus.

Produktionssteigerung: Durch das Fließband verkürzt Ford die Montagezeit für Fahrgestelle von 12,5 auf 1,5 Stunden

## KEINE AUTO- FABRIK ARBEITET SO EFFI- ZIENT WIE FORD

Doch noch niemand hat eine solche Technik zur massenhaften Montage eines Industrieprodukts eingesetzt wie des Autos, das aus rund 15 000 Teilen besteht. Bis dahin werden die Wagen jeweils an einem festen Ort in der Fabrikhalle zusammengebaut: An das aufgebockte Chassis setzen Arbeiter Achsen und Räder und wuchten den Motorblock hinein, den zuvor eine andere Werkskolonne an einem anderen Montageplatz zusammengefügt hat. Alle Materialien müssen die Männer vom Lager zu den Werkplätzen tragen. Die Montagehallen gleichen Ameisenhaufen.

Die simple, aber geniale Idee der Fließbänderfinder, die Arbeit zu den Leuten kommen zu lassen, statt die Leute zur Arbeit, wollen Ford und seine Ingenieure nun für die Produktion des Modell T nutzen.

Erste Versuche unternehmen Fords Männer an arbeitsfreien Tagen. Nachdem sie zuvor die Reihenfolge der Arbeitsschritte genau festgelegt haben, setzen sie eines Sonntags in einer stillen Montagehalle den Stahlrahmen eines Modell T auf eine Plattform mit Kufen. Die wird anschließend von einer Winde an einem schweren Seil sehr langsam über eine Strecke von etwa 80 Metern gezogen. Neben dieser improvisierten Montagegasse liegen schon alle nötigen Materialien bereit. Die Arbeiter bauen das Fahrgestell des Wagens im Gehen zusammen.



Schon bei diesen frühen, eher kruden Experimenten gelingt es Fords Ingenieuren, die Montagezeit für das komplette Chassis, die bis dahin bei zwölf Stunden und 28 Minuten liegt, um 50 Prozent zu reduzieren. Nach der Installation besserer Transportbänder wird die Montagezeit im April 1914 nur noch 93 Minuten betragen.

So geht das nun überall in Fords Fabrik. Der Zeitgewinn durch Automatisierung und Arbeitsteilung ist spektakulär. Für den Zusammenbau eines Schwungrades etwa braucht ein Mann allein gut 20 Minuten. Nun teilen sich 15 Leute die Arbeit: Nach 20 Minuten sind 60 Schwungräder fertig – die vierfache Menge.

Oder der Zylinderkolben: Statt 28 Arbeiter, die jeweils einen Kolben mit einer Pleuelstange innerhalb von drei Minuten zusammenschraubten, braucht Ford nur noch 14 Leute, die die Arbeit am Fließband in der gleichen Zeit erledigen – ein Produktivitätsgewinn von 100 Prozent.

Ein Vorarbeiter hatte zuvor mit der Stoppuhr herausgefunden, dass die Arbeiter bis dahin vier Neuntel ihrer Zeit für unnötige Handgriffe verwendeten. Am Fließband führen drei Arbeiter nacheinander nun jeweils nur einen Arbeitsschritt aus: Sie setzen etwa einen Metallstift ein oder ziehen eine Schraube fest.

Mit der Einführung des Fließbandes stehen schon bald überall in den Hallen Männer auf beiden Seiten der mit Ketten betriebenen Montagebänder. Darauf sind die Werkstücke festgeschnallt, die nun stetig an den Händen der Arbeiter vorbeigleiten. Kleinteile, wie Schrauben, befinden sich in Kästen direkt vor ihnen.

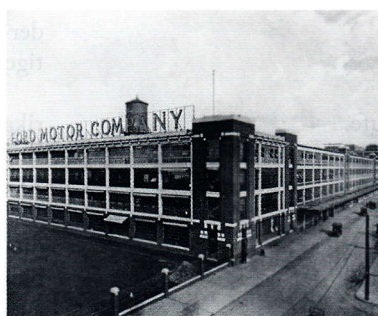
Die Bauzeit für Motoren verringert sich nach Einführung dieser Fertigungsstraßen im November 1913 um 60 Prozent. Daher hat die zu Jahresanfang 1914 angekündigte Arbeitszeitverkürzung rein betriebswirtschaftliche Gründe: Sie ermöglicht es Ford, seine Angestellten statt in zwei nun in drei Schichten arbeiten zu lassen – in den Fabrikhallen in Highland Park sollen die Bänder künftig 24 Stunden laufen und nur an Sonntagen stillstehen.

Das Ziel der „Lohnrevolution“ und all der Umstellungen in Fords Fabrik ist also nicht Wohltätigkeit. Zwar entspricht die Gewinnbeteiligung der Arbeiter auch Fords sozialen Überzeugungen – doch vor allem geht es um Effizienzsteigerung.

Und tatsächlich: Für die Company bringt die Umstellung eine enorme Produktionserhöhung. Im Jahr 1914 wird die Firma gut 260 000 Automobile bauen – ein Plus von mehr als 50 Prozent



An langen Tischen setzen Frauen Teile der Zündung zusammen. Selbst ungelernte Kräfte beherrschen die wenigen Handgriffe schnell



Die großen Fenster der Ford Motor Company sorgen für Licht und Luft. Doch der Lärm in den Hallen ist infernalisch

innerhalb von nur zwölf Monaten. Damit fertigt Ford mit nicht einmal 13 000 Angestellten fast so viele Fahrzeuge wie die gesamte US-Konkurrenz mit ihren mehr als 66 000 Arbeitern zusammen.

N

Noch vor dem Morgengrauen des 6. Januar, nur Stunden nach Fords Pressekonferenz, stehen die ersten Arbeitsuchenden vor dem Fabrikgelände in Highland Park. Die Nachricht hat sich über Nacht in ganz Detroit verbreitet. Trotz der Eiseskälte harren bald Tausende Männer an den Werkstoren aus, in der Hoffnung, einen Job zu bekommen.

Doch Ford braucht zwar mehr Leute für eine weitere Schicht, aber so viele dann auch wieder nicht. Und eigentlich soll die von ihm versprochene Lohnerhöhung zuverlässige Arbeiter an seine Firma binden, nicht neue anlocken.

Klar ist: Der Unternehmer hat mit einem solchen Ansturm nicht gerechnet. Er lässt seine Leute hastig Schilder anbringen mit der Aufschrift „Keine Einstellungen“. Es nützt nichts. Die oft schäbig gekleideten Arbeitsuchenden gehen nicht fort oder kommen immer wieder. Ungeduldig, verzweifelt. 15 000 sind es bald.

Nach Tagen vergeblichen Wartens lassen die Arbeitslosen all diejenigen, die einen Job in der Fabrik haben, kaum mehr passieren. So bedrohlich wird die Stimmung innerhalb der Menge, dass Werkschutz und Polizei sie am Ende mit Wasser aus Feuerwehrschräuchen auseinanderreiben – bei minus neun Grad.

Die Presse aber feiert die gute Bezahlung. Landesweit erlangt Henry Ford Berühmtheit. „Eine göttliche Gabe“, jubelt die „Toledo Blade“. „Ein beeindruckender Akt der Großzügigkeit“, schreibt die „New York Evening Post“. Der „Cleveland Plain Dealer“ dichtet: „Seine Ankündigung schoss wie eine blendende Leuchtrakete in die dunklen Wolken der gegenwärtigen Depression.“

Journalisten belagern den Unternehmer nun wie einen Star. Berichten davon, was er zum Frühstück isst und welche Zahnpasta er benutzt. Ford bekommt säckeweise Post. Er muss sich mit Sekretären umgeben, um all die Bittsteller und Arbeitsuchenden abzuwehren, die um seine Aufmerksamkeit buhlen.



Schon bald zeigt sich auch, wie richtig der Fabrikant mit seinen Gehaltserhöhungen lag. Trotz der gestiegenen Lohnkosten verdoppelt sich von 1914 bis 1916 der Gewinn der Firma fast von 30 auf rund 58 Millionen Dollar im Jahr.

Selbst für seine Arbeiter wird der Kauf eines Fords nun erschwinglich: Ein Modell T kostet bald weniger als vier Monatslöhne – und gebraucht ist es noch billiger.

Bald folgen der Luxusautobauer Packard, der Nahrungsmittelriese National Biscuit Company und der Cornflakes-Hersteller Kellogg's dem Beispiel des Detroit'er Unternehmers und erhöhen die Löhne.

Mit seiner Ankündigung vom 5. Januar 1914 hat Henry Ford nichts weniger als eine Umverteilung der Einkommen in den USA eingeleitet.

Die höheren Gehälter schaffen die Voraussetzung dafür, dass die *blue-collar worker*, die einfachen Arbeiter im Blau, nun als eine Heerschar williger Kunden die amerikanische Konsumkultur antreiben – und nach und nach die Werte und den Lebensstil der amerikanischen Mittelklasse übernehmen.

Es ist eine geniale Formel, die den sagenhaften Wohlstand der Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert erst möglich macht: Massenproduktion ermöglicht Massenkonsum; der wiederum ermöglicht die weitere Massenproduktion.

Ford hat dies als einer der Ersten erkannt.

S

Seine Arbeiter indes hassen die neuen Abläufe. Die Fließbänder degradieren sie zu simplen Handlangern. Ihr Tagwerk ist nichts als eine monotone Wiederholung des immer Gleichen.

Ein, zwei Handgriffe, mehr muss ein Mann bei Ford meist kaum können – und die Maschinen, mit denen die Einzelteile hergestellt werden, arbeiten so präzise, dass ihre Bedienung „auch ein dreijähriges Kind übernehmen könnte“, wie der Chef selber sagt.

Die Lohnerhöhung vom 5. Januar ist fast eine Art Schmerzensgeld für die Monotonie, die die neue Arbeitsweise erzwingt.

Und der Produktionsdruck steigt. Fast 1000 Männer beschäftigen sich bei Ford ausschließlich

damit, die Arbeitsprozesse weiter zu vereinfachen und zu beschleunigen sowie neue Maschinen und Werkzeuge zu bauen und Förderbänder zu installieren, die wiederum die Fertigungszeiten weiter verkürzen.

Alles wird vermessen. Arbeits- und Zeitstudien erfassen jeden Ablauf im Werk. Für die Lunchpause muss eine Viertelstunde reichen, für den Gang zur Toilette sind exakt drei Minuten vorgesehen. Ohnehin sind die Arbeitsbedingungen hart: Ständig rattern Förderbänder über den Köpfen. Der Lärm ist schier unerträglich. Ölgeruch erfüllt die Luft.

Nach einem Besuch in Highland Park schreibt der Journalist Julian L. Street: „Stellen Sie sich einen Dschungel von Rädern und Riemen und merkwürdigen Eisenformen vor, und fügen Sie jedes nur erdenkliche Geräusch hinzu: eine Million zankender Affen, eine Million brüllender Löwen, die Todesschreie von einer Million Schweinen, eine Million Elefanten, die durch einen Wellblechwald brechen, eine Million Jungen, die auf den Fingern pfeifen, eine Million stöhnender Sünder auf ihrem Weg zur Hölle. Und stellen Sie sich dann vor, dass das alles direkt am Rand der Niagara-Fälle passiert mit dem Getöse des Wasserfalls als immerwährendem Hintergrundgeräusch – dann werden Sie eine vage Vorstellung von diesem Ort haben.“

Trotzdem gilt Henry Fords Fabrik als modernstes Autowerk der Welt. Die vielen großen Fenster sorgen dafür, dass die Hallen lichter sind und besser beleuchtet als anderswo. Die Vorarbeiter achten penibel auf Sauberkeit.

Denn der Autokönig ist keiner dieser gnadenlosen Ausbeuter, von denen es in jener Epoche der räuberischen Stahl- und Ölbarone und gewaltigen Trusts in den USA so viele gibt.

In vielen anderen Branchen schufteten Amerikas Lohnarbeiter unter zumeist erbärmlichen Bedingungen, in den Stahlwerken etwa sind 72 oder noch mehr Wochenstunden die Regel. Vor allem in Industriezentren wie Detroit liegen die Löhne am Existenzminimum, weil es genug billige Arbeitskräfte gibt: Einwanderer besonders aus Osteuropa füllen das Heer der Arbeitsuchenden ständig auf.

Enthüllungsjournalisten berichten über die unsagbaren Zustände etwa in den Chicagoer Schlachthöfen. Den Arbeitern in den Pökelräumen frisst Säure die Finger weg, den Packern beugt die schwere Last den Rücken, und die Männer in den Kühlräumen erkrankten an Rheuma. Oft müssen die Arbeiter mehr als zwölf Stunden



Das Modell T transportiert Großfamilien und lässt sich zum Wohnmobil ausbauen. Der Wagen überzeugte die Amerikaner durch seinen niedrigen Preis und den günstigen Unterhalt. Bis 1927 wird Ford mehr als 15 Millionen Exemplare des Erfolgsmodells verkaufen



am Tag in den Schlachthöfen durchhalten. Wer sich verletzt oder nicht mehr schuften kann, wird ausgetauscht.

F

Ford ist im Vergleich dazu ein Unternehmer mit sozialem Gewissen. Der Firmenchef beschäftigt gezielt Behinderte, er stellt Schwarze ein und unverheiratete Frauen, wenn sie Familienmitglieder allein versorgen müssen. Er fördert Einwanderer mit speziellen Programmen, Englisch zu lernen.

Ähnlich wie der Deutsche Alfred Krupp ein halbes Jahrhundert zuvor ist er ein Patriarch: So macht er die Zahlung des neuen Mindestlohns davon abhängig, dass sich seine Angestellten um ihre Angehörigen kümmern, sparsam und fleißig sind und nicht trinken. 150 Sozialarbeiter engagiert er, die bei Hausbesuchen überprüfen, ob seine Beschäftigten die vorgegebenen Regeln einhalten.

Auf diese Weise will er – wie vor ihm Krupp – die verhassten Gewerkschaften fernhalten, die das „Einvernehmen zwischen Kapital und Arbeit“ nur stören, wie er in seiner Autobiografie schreibt, weil er sie „mit der trügerischen Lehre des Klassenkampfes vollgesogen“ sieht. Er versteht sich als verantwortungsvoller Unternehmer und als Vater einer großen Angestelltenfamilie.

Nach und nach entwickelt Ford aus seinen Ideen die Vision einer „wohlorganisierten Gesellschaft“. In ihr sind Arbeitervertretung und ausbeutende Unternehmer abgeschafft, und die Massenproduktion ermöglicht den Massenkonsum und macht so einstige Luxusprodukte wie das Auto für alle zugänglich. Eine „Art Wohlstandsbeteiligungsplan“ nennt er denn auch seinen Fünf-Dollar-Mindestlohn von 1914.

Die Ideen entfalten eine enorme Wirkung, auch in Europa, und werden als „Fordismus“ gefeiert – ein Begriff, der schon bald vor allem als Synonym für Rationalisierung in allen Lebensbereichen gilt. Die großen Autobauer in Frankreich, Italien und Deutschland führen in den 1920er Jahren erste Fließbänder ein. In der Tschecho-

## SCHON BALD SIND ANDERE INNOVATIVER



Allein, in einem Schuppen, hat Ford 1896 sein erstes Auto gebaut (r.). Das Modell T (l.) ist bis heute Sinnbild für industrielle Massenfertigung

slowakei organisiert der Schuhfabrikant Tomáš Bat'a eine komplette Reißbrettstadt rund um seine Fabrik nach Fords Lehren. Selbst in der Sowjetunion faszinieren die Ideen des Klassenfeinds.

In Deutschland fördern ab 1933 die Köpfe des NS-Regimes die Einführung von Fords Fertigungstechniken in fast allen Industriebranchen – zur effizienteren Vorbereitung des Krieges.

Sie verleihen dem Amerikaner sogar einen Verdienstorden: zum einen, weil sie seine Ideen zur Durchorganisation von Arbeit und Gesellschaft schätzen, zum anderen, weil er bekannt ist für seinen hasserfüllten Antisemitismus, den er in Zeitungsartikeln und Büchern verbreitet.

Doch der Erfolg wird Ford in den 1920er Jahren fast zum Verhängnis: Der einstmals so visionäre Firmenchef hält zu lange am Modell T fest – bis das Auto nicht mehr zeitgemäß ist und immer mehr Kunden die Wagen anderer Hersteller bevorzugen. Erst 1927 verabschiedet sich Henry Ford von jenem Automobil, dem er seinen Aufstieg verdankt. Anschließend braucht er fast ein halbes Jahr, um ein neues Auto auf den Markt zu bringen; solange stehen die Bänder still.

Das neue Modell wird zwar wieder ein Triumph, und Ford bleibt weiterhin einer der größten US-Automobilfabrikanten. Die konkurrenzlose

Nummer eins wie 1914 wird er hingegen nie wieder sein.

Die Bewunderung seiner Zeitgenossen aber bleibt: Als Ford 1947 an einer Hirnblutung stirbt, erweisen ihm die zwei mächtigsten Männer der Welt per Beileidstelegramm an die Familie die Ehre: US-Präsident Harry S. Truman und der sowjetische Diktator Josef Stalin. ●

Reymer Klüver, 53, war bis 2012 US-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“. Für die GEO-EPOCHE-Ausgabe über die „Industrielle Revolution“ hat er über

jenes Fließbandsystem in den Schlachthöfen von Chicago geschrieben, das Fords Ingenieuren als Vorbild diente.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Vincent Curcio, „Henry Ford“, Oxford University Press: kompakte Studie zu Charakter, Werk und Bedeutung des legendären Autokönigs. Allan Nevins, „Ford – The Times, the Man, the Company“, Charles Scribner's Sons: mehr als ein halbes Jahrhundert alt, aber noch immer das Standardwerk über den Pionier der Automobilindustrie.





Wilhelm II., hier im Jahr 1914, präsentiert sich stets in Uniform: Soldatischer Drill gibt dem labilen, unter einer Behinderung leidenden Monarchen Halt

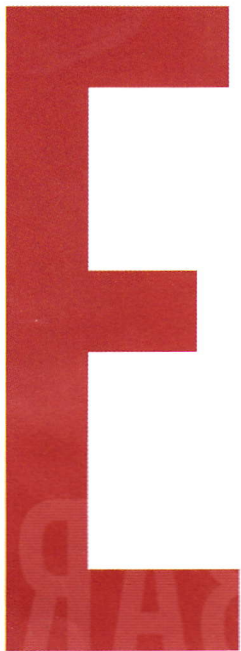


# DER UNBERECHENBARE

Von MATHIAS MESENHÖLLER

Maßlos ist er, süchtig nach Anerkennung und so widersprüchlich wie sein Land: Kaiser Wilhelm II., Herrscher über die Deutschen. Der Monarch glaubt an den Fortschritt, fördert die Wissenschaft und den Aufstieg der heimischen Industrie. Zugleich aber ist er zutiefst reaktionär. Von deutscher Weltmacht träumend, sucht er Halt im Militär – so wie viele seiner zwischen Vergangenheit und Zukunft taumelnden Untertanen





Es ist noch dunkel, als nach 7.00 Uhr Trompetenstöße aus der Kuppel des Berliner Stadtschlusses dringen und sich zu feierlichen Chorälen formen: Das erste Lob dieses 27. Januar 1914 gilt Gott. Für einen Moment wirkt Deutschlands Mitte andächtig und ernst, wie im Traum der Morgennebel verloren.

Doch während langsam die Wintersonne emporsteigt, marschieren Militärkapellen vor dem mächtigen Bau am Spreeufer auf. Trommler und Pfeifer spielen „Freut Euch des Lebens“, Tausende Schaulustige strömen zusammen.

Endlich öffnet sich eines der großen Fenster. „Hoch!“-Rufe erschallen, die Versammelten schwenken Hüte und Tücher, jubeln dem mittelgroßen, kräftigen Mann in prunkender Uniform zu, der sich nun zeigt: Kaiser Wilhelm II., seit über einem Vierteljahrhundert Herrscher des Deutschen Reiches.

Es ist sein Geburtstag, der 55., und wie jedes Jahr ein nationaler Festtag.

Über die folgenden Stunden werden viele Männer von des Kaisers Gnaden zu Glück und Ehren kommen – und andere erschöpft und abermals nicht beachtet in einen unruhigen Schlaf fallen.

Fürsten, Minister, Offiziere, Honoratioren werden bei schweren Menüs und sorgfältig ausgewählten Weinen markige Trinksprüche und Hurrarufe ausbringen, Schützen-, Krieger- und Gesangsvereine

Umzüge abhalten, Soldaten Tausende von Paradekilometern marschieren. Theater werden Festvorstellungen geben, Schüler in der Aula Gedichte aufsagen und zuhören, wie ihre Lehrer die Größe Deutschlands und der Hohenzollern-Dynastie beschwören.

Von den öffentlichen Gebäuden und vielen Privathäusern wehen an diesem Tag Flaggen, in den Schaufenstern stehen blumengeschmückte Kaiserbüsten. Jenseits der Landesgrenzen geben die deutschen Gemeinden in den europäischen Hauptstädten Empfänge und Bälle, feuern die „Schutztruppen“ der Kolonien in Afrika, China, auf Neuguinea Salut. Die Presse schwärmt anschließend von einem „Familienfest des monarchischen Staates“ zu Ehren „unseres Friedensfürsten“.

Allein, ein großer Teil der „Familie“ hält sich abseits. Die meisten Arbeiter ignorieren die Feiern, ihre Zeitungen gehen mit Schweigen über sie hinweg; erst wenige Tage zuvor hat ein SPD-Abgeordneter im Reichstag die Monarchie für überholt erklärt. Die populäre „Berliner Illustrierte Zeitung“ berichtet lieber vom Eisfest in Davos. Und im elsässischen Straßburg bleibt der Bürgermeister dem Festmahl wegen „Unpässlichkeit“ fern – tatsächlich wohl aus Protest gegen Übergriffe deutscher Soldaten in der ehemals französischen Provinz.

Längst lehnen aufgeklärte Geister im Bürgertum und selbst am Hof den Pomp ab, empfinden ihn als peinlich.

Hinter den Fahnen, Paraden und liebedienerischen Reden verbirgt sich ein unruhiges, zerrissenes Reich, so widersprüchlich wie der Monarch selbst: auftrumpfend und angstgeplagt, ehrpusselig und schnoddrig, gefangen in den Ritualen einer Feudalgesellschaft und begeistert von moderner Technik, strotzend vor selbstbewusstem Optimismus und süchtig nach Anerkennung, sprunghaft, träumerisch, maßlos. Nervös. Aus der Sicht seiner Nachbarn: bedrohlich.

Und doch ahnt kaum einer der kaiserlichen Untertanen, die sich nun zum Fest rüsten, dass es der letzte Friedensgeburtstag sein wird. Dass Wilhelm Deutschland schon bald in einen katastrophalen Krieg führen wird – und damit den Untergang seiner Dynastie einleitet.

Deutschland ist eine erschöpfte Nation. 1910, bei der letzten Erhebung, waren gut 220 000 Menschen in Nervenheilanstalten, fast doppelt so viele wie zehn Jahre zuvor und das Fünffache der Zahl von 1871.

Viele von ihnen leiden an „Neurasthenie“, an Erschöpfung der Nerven. Sie erschrecken beim Pfeifen einer Lokomotive, können nicht schlafen, brechen über Kleinigkeiten in Weinkrämpfe aus oder bekommen Wutanfälle, schwitzen in einem fort, sind matt, depressiv oder flüchten in sexuelle und Alkoholexzesse.

Besonders häufig trifft es Männer: Angestellte, Richter, Professoren, die sich ihrem Beruf nicht mehr gewachsen fühlen. Arbeiter, die den rasenden Lärm der Maschinenhallen nicht ertragen. Unternehmer oder Studenten, denen das schnelle, laute Großstadtleben und dessen immer neue Reize zusetzen: die Menschenmassen, die rücksichtslosen, dauerklingelnden Radfahrer, die über Telegraphen einlaufende Nachrichtenflut, die pornographischen Postkarten und allgegenwärtige Prostitution, die Kinos, Bars, Revuen, Großkaufhäuser, Leuchtreklamen.

Neurasthenie: eine Volkskrankheit.

Es ist, als sei die Nation überfordert von ihrem spektakulären Aufstieg zur jüngsten und stärksten Großmacht auf dem europäischen Kontinent, zur führenden Industrienation – während alte Sicherheiten verloren gegangen sind.

Bereits kurz nachdem Wilhelm II. 1888 auf den Thron gelangt ist, hat er den alten Kanzler und Reichsgründer Otto von Bismarck entlassen. Dessen defensive Außenpolitik ersetzt der junge Kaiser durch einen Kurs der Stärke. Seither ist als Deutschlands einziger verlässlicher Alliierte die Habsburgermonarchie geblieben, während Russland, Frankreich und England aneinandergerückt sind.

Mehrmals hat diese Konstellation die Welt bereits an den Rand eines Krieges gebracht, zuletzt auf dem Balkan, wo russische und österreichische Interessensphären aufeinanderstoßen.

Fast noch mehr fühlen die deutschen Eliten sich Anfang 1914 im Innern bedrängt. Die einst unterdrückte Sozialdemokratie stellt seit Kurzem die stärkste Fraktion im Reichstag. Frauen





Die deutsche Wirtschaft boomt unter Wilhelm II. wie nie zuvor. Berlin wandelt sich endgültig zu einer Millionenmetropole mit prachtvollen Boulevards im Zentrum



Die Moderne bringt Mobilität: Als diese Touristen 1912 eine Stadtrundfahrt in Berlin buchen, sind Autos und Trambahnwagen in der Kapitale längst allgegenwärtig



Der Alexanderplatz in Berlin, 1913. Immer hektischer wird das Leben in den Metropolen. Menschenmassen, Straßenbahnlärm, die Warenflut der Kaufhäuser setzen den Großstädtern zu – und führen dazu, dass die »Neurasthenie«, eine Erschöpfung der Nerven, zur Volkskrankheit wird



fordern Rechte. Jugendliche rebellieren gegen die bürgerliche Moral. Und erst im Herbst hat ein schwäbischer Dorfschullehrer all jene bestätigt, denen die Welt aus den Fugen geraten scheint: Er tötete seine Frau und die gemeinsamen vier Kinder im Schlaf, bevor er in die nächste Kleinstadt fuhr, vier Häuser anzündete und wahllos acht Männer erschoss, zwölf verletzte. Nun sitzt auch er in einer psychiatrischen Anstalt.

Orientierungslosigkeit, Rastlosigkeit, ein Vorgefühl von drohendem Chaos – und ein Kaiser, der seinen nervösen Untertanen keinerlei Halt bietet. Seit Jahren erschüttern Skandale den Hof, es geht um Sex-Affären und eine Kamarrilla in Wilhelms engster Entourage, aber auch um unbedachte Reden des Monarchen mit verheerendem Echo im In- und Ausland, die manchen an seiner geistigen Gesundheit zweifeln lassen.

Wilhelm II. teilt die gespannte Unruhe, muss dauernd reden, alles kommentieren, kann ohne Ablenkung, ohne immer neue Eindrücke nicht leben, vermag kaum eine Minute stillzustehen, schwenkt politisch von einer Position zur nächsten, hält es selten länger als ein paar Wochen in Berlin aus. Hinter seinem Rücken wird er „Wilhelm der Plötzliche“ genannt. Ein Freund: „Der arme Kaiser macht die ganze Welt nervös.“

Gleichwohl ist Wilhelm bei zahlreichen Untertanen beliebt. Vielen gilt die Monarchie als natürliche Ordnung der Dinge und ihr Herrscher als strahlender Vertreter einer jungen, vorwärt-drängenden Nation. Der Jubel im Morgengrauen des 27. Januar ist echt.

Nachdem Wilhelm II. die Ovationen am Fenster empfangen hat und während die Militärmusik bei trübem, windigem Wetter den Boulevard Unter den Linden hinab zum Brandenburger Tor und wieder hinauf marschiert, zieht er sich in den Kreis der Familie zurück: zu seinen sechs Söhnen (die einzige Tochter, Viktoria Luise, ist schwanger, die Ärzte haben ihr Ruhe verordnet), den Schwiegertöchtern – und zu seiner Gemahlin, Kaiserin Auguste Viktoria.

„Sie ist eine brave Frau“, hat Wilhelm einmal einem Freund anvertraut, „aber schrecklich. Du machst dir keinen Begriff, was ich darunter zu leiden habe.“



Während die Städte wuchern, folgt das Leben auf dem Land oft noch dem Rhythmus alter Zeiten: Arbeiten wie das Flachsbrechen erledigen viele Bauern nach wie vor von Hand



In Lübbenau treffen die Bauern des Spreewalds auf die Moderne: Im dortigen Hafen laden sie ihre auf Kähnen transportierte Gemüseernte in Eisenbahnwaggons um



Bis 1914 steigt Deutschland zur zweitgrößten Handelsmacht der Welt auf. Weil aus dem Ausland günstige Futtermittel auf den Markt strömen, lohnt sich das Heumachen für viele Bauern nicht mehr



Auguste Viktoria ist beschränkt, schnell beleidigt, steif und bigott und ödet ihren Mann an. Ausgesucht hat sie Wilhelms Mutter – die eigentlich verhängnisvolle Frau in seinem Leben.

Viktoria, eine englische Prinzessin, 1858 nach Preußen verheiratet: intelligent, aufgeklärt, aber auch stolz und ehrgeizig. Als im Jahr nach der Hochzeit Wilhelm mit einem verkrüppelten linken Arm zur Welt kommt, will sie den Makel nicht akzeptieren. Das Kind wird mit Operationen, Elektrotherapien, Streck- und Fixiergestellen gequält – medizinischen Torturen, die so sinnlos wie traumatisierend sind. Als sie versagen, setzt die Mutter auf intellektuelle Kompensation. Wenn ihr Erstgeborener schon missgestaltet ist, soll er geistig überragen.

Ein Erziehungsehrgeiz, der zugleich politisch ist: Victoria verachtet den rigiden Militarismus des preußischen Hofes. Ihr Sohn soll liberaler denken, parlamentarisch, zivil – englischer.

Sie stellt anspruchsvolle Lehrer ein, schickt den Prinzen gar auf ein öffentliches Gymnasium. Zwingt den unbefangenen plappernden, empfindsamen Wilhelm in eine harte, fordernde, bald überfordernde Erziehung; ohne Nachsicht, ohne Verständnis, ohne Lob. Statt die körperliche Verkrüppelung auszugleichen, fügt die Erziehung ihr noch eine seelische hinzu. Und schafft so ein gefühlkaltes, arrogantes, zugleich egomanes und zerbrochenes Wesen.

Als Wilhelm endlich der Schule entrinnt, genießt er die adelige Studentenverbindung in Bonn und das Potsdamer Offizierscasino als Horte einer männerbündischen, schneidig-schnoddrigen Freiheit. Er blickt begeistert zu dem soldatischen Großvater auf, Kaiser Wilhelm I. – und mit verächtlichem Hass auf die freiheitlichen Ideale der Eltern. Sucht Anschluss an reaktionärste Militärzirkel, lebt sich auch nach der arrangierten Ehe bei Mätressen und Prostituierten aus.

1888 stirbt der alte Kaiser. Ein Vierteljahr später ist auch sein Sohn tot, Wilhelms Vater Friedrich III.: Kehlkopfkrebs. Deutschland hat eine Herrschergeneration übersprungen.

Wilhelm II. ist 29, als er das Zepter übernimmt. Unreif, labil, geltungssüchtig,

für das Lob jedes Schmeichlers begierig offen. Und entschlossen, als Kaiser von Gottes Gnaden persönlich zu herrschen, so absolut wie einst seine Vorfahren.

Gut 25 Jahre später ist der überspannte Traum weitgehend geplatzt: Wilhelm hat erfahren müssen, dass selbst die monarchische Verfassung des Kaiserreichs ihm nicht erlaubt, nach Gutdünken über Parlament, Parteien und Verbände, die Beamtenschaft und öffentliche Meinung hinweg zu regieren. Dass er epochale Entwicklungen kaum steuern kann. Und dennoch trägt das Deutschland des Jahres 1914 seinen Stempel – und sei es, weil das Reich ebenso überreizt ist wie sein Monarch.

Derweil spitzt sich die vielleicht gewaltigste, Wilhelm II. am stärksten irritierende dieser unkontrollierbaren Entwicklungen in der boomenden Metropole um das Schloss zu.

**E**

Explosionsartig sind Berlin und seine Vororte angewachsen; auf engem Raum leben rund 3,7 Millionen Menschen. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Zugewogene, viele Arbeiter, Dienstboten.

Sie drängen sich in den Hinterhäusern rasch hochgezogener Mietskasernen. Oft kommen auf ein Zimmer vier, sechs und mehr Bewohner; ganze Familien hausen zusammengepfercht in einer Wohnküche. Durch die Fenster zum engen Hof fällt wenig oder kein Sonnenlicht, dringen Lärm und Ruß kleiner Werkstätten, der Geruch der Müllkästen, von Wäsche und Windeln, Kohlsuppeneunst. Fleisch gibt es hier selten, dafür Kartoffeln; statt Butter kommt billiges Schmalz aufs Brot.

Über die Straßen ziehen „Wurstmaxen“, „Gurkenheinrichs“ und Lumpensammler mit Hundewagen. Fliegende Händler halten Obst nach Jahreszeit feil, Trödler Gipsnippes. In den Eckhäusern und Kellern finden sich Kneipen oder ein Stehausschank, an dessen Tresen die Männer nach zehn, elf Stunden Arbeit ihr Bier oder einen Korn trinken.

Und Tag für Tag kommen neue Zuwanderer aus den östlichen Provinzen. Billige „Bouillonkeller“ bieten eine erste Mahlzeit, Absteigehäuser eine kümmerliche Bleibe. Mancher gerät an betrügerische Stellenvermittler; andere bleiben zwischen den Hehlern und Gangstern des Quartiers hängen. Nicht wenige hoffnungsvolle junge Frauen enden statt als Dienstmädchen in einem der zahlreichen Bordelle.

Doch so bitter die Armut auch ist: Die elende Hoffnungslosigkeit der frühen Industrialisierung hat ein großer Teil der Arbeiterschaft hinter sich gelassen.

Zwar drohen weiterhin Kündigung und Not, an Urlaub ist kaum ein Gedanke. Aber ein Wochenendausflug ist möglich, ein Nachmittag bei Kaffee und Militärmusik, ein Sonntag im Tanzlokal. Hin und wieder gibt es eine Apfelsine, wenn auch von den angefaulten, herabgesetzten. Wo neu gebaut wird, sind die Wohnungen großzügiger ausgelegt, lichter. Seit der Reichsgründung haben sich die Reallöhne fast verdoppelt, die Lebenserwartung steigt, die Kindersterblichkeit sinkt.

All das ist freilich nur ein Brosamen im Vergleich mit dem Glanz, den die Metropole in ihrem Westen entfaltet, der Gegend um den Kurfürstendamm. Hier lässt sich vor allem das liberale Großbürgertum nieder. Die Wohnungen bieten großzügige Salons, Zentralheizung und Warmwasser, Telefon, elektrisches Licht.

Luxuriöse Geschäfte und Restaurants entlang des Boulevards halten die Kleinbürger auf Distanz. Eine urbane Alternative zur Vorstadtvilla. Derweil bevorzugen konservativer Adel und Beamtenschaft die Nähe zum Berliner Schloss und zu den Ministerien – wenn nicht gleich ihre Landgüter.

Gleichwohl gibt es etwas, das Oberrigkeit, Adel, große Teile des Bürgertums sowie Kleingewerbler und viele Angestellte verbindet: die Angst vor den Arbeitervierteln. Vor der Sozialdemokratie.

Dabei beschränken sich deren Führer – obwohl sie noch immer unbeirrt die von Karl Marx prophezeite Revolution in Aussicht stellen – in der Praxis auf friedliche Proteste und begrenzte Ziele: den Achtstundentag, Sozialreformen sowie ein neues Wahlrecht zum Landtag



Preußens, des größten deutschen Teilstaates, wo noch immer nach Steuerklassen abgestimmt wird und daher das Votum eines einzelnen Fabrikanten so viel wiegen kann wie das von Dutzenden seiner Arbeiter zusammen.

Bei den nach gleichem Wahlrecht abgehaltenen Wahlen zum Reichstag indes erringt die straff organisierte SPD 1912 ein Drittel der Stimmen, an der Spree gar drei Viertel. Selbstbewusst verkünden die Sieger: „Berlin gehört uns!“

Wilhelm II. wütet gegen die „Reichsfeinde“ und „vaterlandslosen Gesellen“. Nichts sei zu hoffen, „ehe nicht die sozialdemokratischen Führer aus dem Reichstag herausgeholt und füsiliert worden sind“, erklärt er und bramarbasiert von „abschießen, köpfen und unschädlich machen“. Verkündet anlässlich eines Streiks: „Ich erwarte, dass mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden.“ Hilflöse Worte, denn das Reich ist trotz allem ein Rechtsstaat.

So reden die Arbeiterfunktionäre weiter von der Revolution – und fürchten Kaiser und Konservative eine Zerstörung des Reichs von innen, beschwören die härter Gesottenen unter ihnen einen Krieg als Weg aus der innenpolitischen Krise, als Flucht nach vorn, um das zerrissene Volk gegen einen äußeren Feind zu einen und ihre Macht zu stabilisieren.

**N**

Noch aber kann der Kaiserstaat seine Pracht und Macht zu Ehren des Monarchen entfalten. Nach der Familie gratulieren an diesem 27. Januar die angehenden Regenten der deutschen Länder. Anschließend begeben sich Wilhelm und sein Gefolge zum Festgottesdienst in die Kapelle des Stadtschlusses.

In dem hohen, mehrere Hundert Personen fassenden Kuppelsaal warten bereits in genau festgelegter Sitzordnung Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, die Regierungsmitglieder, die auswärtigen Botschafter, aber auch ausgewählte niedere Beamte. Lieder und Predigttext hat der Kaiser ausgesucht.

Viele Anwesende glänzen in farbenprächtigen Ausgehuniformen mit goldenen Tressen und Quasten, Orden und Ehrenzeichen. Nicht einmal der Kanzler ist in Zivil erschienen, sondern als Dragoneroffizier.

So viel Uniformbegeisterung befremdet das übrige Europa. Doch das Deutsche Kaiserreich ist aus einem Krieg entstanden, alles Soldatische steht in hohem Ansehen, unter dem Zivilistenverächter Wilhelm II. erst recht. So wie der Monarch zu praktisch jedem Anlass eine passende Heeres-, Marine- oder Fantasieuniform anzieht, treten Lehrer an seinem Geburtstag im Reserveoffiziersrock vor die Schüler, tragen Polizisten die soldatische Pickelhaube und Bahnhofsvorsteher einen Schleppsäbel.

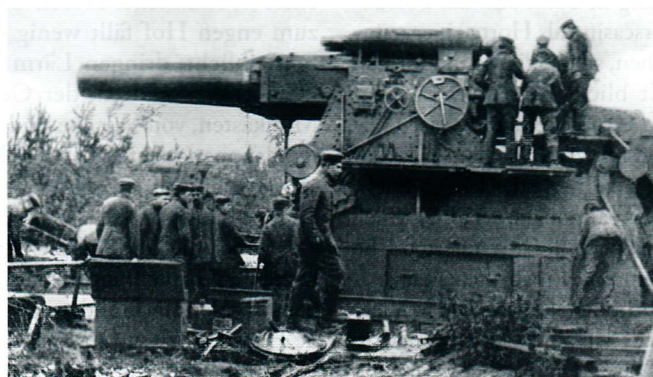
Für die bei Hof zugelassenen Militärs hat der Kaiser die martialische Bezeichnung „Hauptquartier Seiner Majestät“ eingeführt; nach wie vor fühlt er sich unter Soldaten am wohlsten. Nicht zuletzt, weil hier sein Traum von der absoluten Herrschaft Realität geworden zu sein scheint: Die Armee ist allein seiner Kommandogewalt unterworfen.

Wilhelm füllt diese Rolle mit pathetischem Ernst aus. Es möge wohl einmal der Befehl kommen, hat er angesichts der unruhigen Arbeiterschaft zu Soldaten gesagt, „dass ihr eure eigenen Verwandten und Brüder niederschießen und -stechen müsst“; selbst dann aber erwarte er Gehorsam „ohne Murren“.

War das für viele schon anstößig genug, so ist die Sonderstellung der Ar-



Unter Wilhelm II. strebt das Deutsche Reich nach Weltgeltung und rüstet massiv auf: Geschossproduktion bei Krupp, der größten Waffenschmiede der Welt



Geschütze aus deutscher Herstellung sind in vielen Ländern begehrt – und gefürchtet. Das berühmteste von ihnen, die »Dicke Berta«, schießt tonnenschwere Granaten bis zu 14 Kilometer weit



mee Anfang 1914 heftiger umstritten denn je. Eben erst hat sie einen Skandal hervorgebracht, der die Öffentlichkeit empört wie kein früherer.

Im Oktober 1913 ist der 19-jährige Leutnant Günter Freiherr von Forstner im elsässischen Garnisonsstädtchen Zabern vor Rekruten getreten und hat die Männer nassforsch aufgefordert, bei Auseinandersetzungen mit Zivilisten das Bajonett zu benutzen: „Wenn ihr dabei einen solchen Wackes über den Haufen stecht, schadet das auch nichts.“

„Wackes“ ist ein im Dienstreglement streng verbotenes Schimpfwort für die deutschsprachigen Elsässer. Forstner indes setzt noch eins drauf und verspricht jedem zehn Goldmark, der einen Einheimischen derart niedermacht. Der Un-

teroffizier neben ihm findet es schneidig und erhöht die Prämie um drei Mark.

Das Verhältnis zwischen Militär und Einheimischen in der 1871 von Deutschland annektierten Region ist ohnehin gespannt; als Forstners Worte an die Presse gelangen, entlädt sich der Unmut in wütenden Protestkundgebungen. Schlimmer noch: Wann immer der knabengesichtige Leutnant durch Zabern spaziert, wird er nun von Gassenjungen gehänselt, von Zivilisten verhöhnt. Auch andere Offiziere müssen bald Schimpftiraden und Spott ertragen.

Schließlich verliert der Regimentskommandeur die Geduld, lässt scharfe Munition ausgeben, seine Männer unter Trommelwirbeln anmarschieren, knapp 30 Personen willkürlich verhaften und

über Nacht in den Kohlenkeller der Kaserne sperren, darunter Passanten, Handwerker auf dem Heimweg, einen Richter. Vier Tage später meint Forstner bei der Festnahme eines gehbehinderten Schustergehilfen durch fünf Soldaten, der Schuster wehre sich, nimmt den Säbel, schlägt zu und verletzt den Mann schwer.

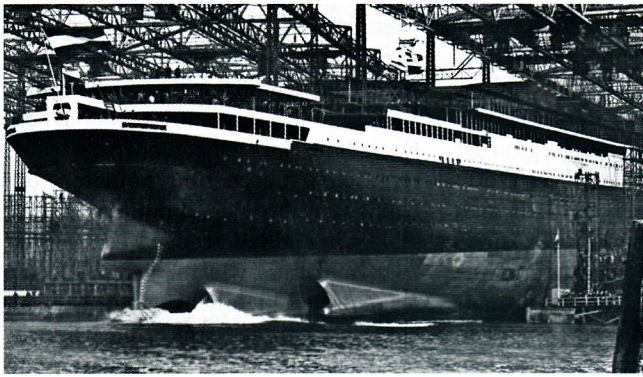
Im Elsass wie im ganzen Reich reagiert die Öffentlichkeit entrüstet auf die Selbstjustiz der Armee, ihre Missachtung des Rechtsstaats. Generalität und Kaiser aber stellen sich hinter die Truppe. Kanzler Bethmann Hollweg verteidigt Forstner vor dem Reichstag: „Der Rock des Königs muss unter allen Umständen respektiert werden!“

Unter den Abgeordneten bricht Tumult aus. Der Begriff „Militärdikta-

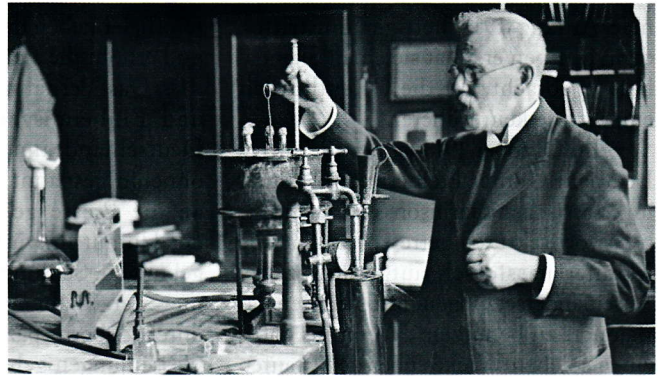


Wilhelm II. (vorn rechts), der Oberbefehlshaber der Armee, bei einem Truppenbesuch vor dem Potsdamer Stadtschloss. Wie viele Deutsche hängt der Kaiser einem Ideal von Männlichkeit an, das Schneid, Muskelkraft und Wagemut fordert – und doch eine tiefe Verunsicherung verbirgt





1913 läuft die »Vaterland« vom Stapel. Der weltgrößte Oceanliner gehört zu einer Flotte von Dampfern, mit denen die Reederei Hapag die britische Konkurrenz aussticht



Großzügig vom Staat gefördert, betreiben deutsche Wissenschaftler wie der Immunologe Paul Ehrlich Spitzenforschung – und erhalten mehr Nobelpreise als die jeder anderen Nation

tur“ fällt – und was wohl einem Bürger widerfahren würde, der einfach einen Offizier einsperrt?

Am folgenden Tag spricht das Parlament dem Kanzler sein Misstrauen aus. Dieses Votum führt dazu, dass Wilhelm nur noch fester an Bethmann Hollweg festhält. Denn der Kaiser allein ernennt und entlässt den Reichskanzler – einer der Gründe dafür, dass Volksversammlung und Regierung sich zäh blockieren, die Politik auf Reichsebene zunehmend aus perspektivlosem Durchwursteln und Aufschieben besteht.

Den frustrierten Wilhelm bestärkt das Aufbegehren der Abgeordneten nur in seiner Verachtung für die „Quasselbude“, das „Reichsaffenhaus“, dessen Mitglieder „man mit der Peitsche traktieren“ müsse oder von einer Handvoll Unteroffiziere „durchhauen“ lassen: „elendes Pack“, „Lumpenkerle“, „Sauhunde“.

Starke Worte – eines schwachen Mannes? Die nervöse Aggressivität Wilhelms II. wurzelt gewiss in dem früh gebrochenen Selbstgefühl, der doppelten Verkrüppelung seiner Jugend. Doch ganz ähnlich reden viele seiner Zeit- und Standesgenossen: gewollt forsch, kriegerrisch, vulgär – „schneidig“.

Ihr Auftreten folgt einem forcierten Ideal von Männlichkeit, das sich ebenso im Uniformfetischismus ausdrückt; in der steigenden Zahl von Ehrenduellen; in der mal lang wuchernden, mal kurz gestutzten, mal gewirbelten Barttracht. In Schriften „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ wie in der

Bewunderung für „tolle Kerle“ am Steuer von Flugzeugen und Rennwagen.

Dahinter stehen Angst und Verunsicherung. Nicht nur Wilhelms persönliche. Sondern als Signatur der Zeit.

Maschinen und Büroarbeit haben Muskelkraft und Wagemut entwertet. Immer mehr Frauen verdienen eigenes Geld, einige wenige studieren gar, schneiden sich die Haare ab. Stadtmädchen in luftigen „Reformkleidern“ und Jungen, die lieber Gitarre spielen als Soldat, radeln in die Freiheit des Umlands.

Um 1914 scheint die traditionelle Hierarchie der Geschlechter zu wanken. Während Tausende Männer Nervenzusammenbrüche erleiden, kämpfen andere gegen die Bedrohung ihres Selbstverständnisses an, indem sie das Schneidigsein bis zum Eklat treiben – Männer wie Wilhelm II., aber auch viele europäische Politiker und Diplomaten, die Krieg und Frieden nicht mehr in der selbstgewiss biegsamen, taktisch-listigen Manier Bismarcks und seiner Kontrahenten verhandeln. Sondern „mannhaft“, „kühl“ und zum Äußersten „entschlossen“.

Unter den zahlreichen Huldigungstelegrammen, die der Kaiser an seinem Geburtstag erhält, ist auch eines der „Bürger und Beamten der reichstreuen Stadt Zabern“. Gut zwei Wochen zuvor hat ein Militärgericht befunden, Leutnant Forstner habe den lahmen Schuster in Notwehr niedergeworfen. Freispruch.

Nach dem Gottesdienst in der Kapelle des Berliner Stadtschlösses nimmt das Herrscherpaar im prachtvollen und

mit elektrischem Licht ausgestatteten Weißen Saal des Schlosses die offiziellen Gratulationen entgegen.

Wilhelm und Auguste Viktoria stehen vor erhöhten goldenen Thronesseln, rechts von ihnen reihen sich die deutschen Fürsten, links deren Frauen. Musik setzt ein, vom Lustgarten her dröhnen 101 Schuss Salut der Gardeartillerie.

Nacheinander treten die Gesandten, die Regierungsspitze, Feldmarschälle, hoch dekorierte Offiziere vor, die Vertreter der Parlamente von Reich und Ländern. Jede Geste hat symbolisches Gewicht: Aufmerksam wird vermerkt, dass Wilhelm für den bürgerlichen Reichstagspräsidenten nur ein Kopfnicken hat, den altadeligen Vorsitzenden des preußischen Abgeordnetenhauses dafür umso herzlicher empfängt. Mit freundlichen Worten begrüßt er den französischen, russischen und englischen Botschafter.

Einige der Gratulanten kann der Monarch auch selbst beglückwünschen: Traditionell verleiht er zu seinem Geburtstag Orden, Rangerhöhungen sowie Adels- und Ehrentitel.

Deutschland ist immer noch eine halb ständische Welt: Erst der Titel macht den Niemand zum Jemand. Geschäftsleute hoffen auf den eines Kommerzienrats, Ärzte auf den Medizinalrat, Anwälte auf den Justizrat. Auch Ehefrauen führen den Titel ihres Mannes und avancieren an seiner Seite etwa zur Frau Wirklicher Geheimer Rat.

Da ein „Geheimrat“ das „von“ sticht, konnten bürgerstolze Räte wie der Stahl-



magnat Alfred Krupp oder der Pathologe Rudolf Virchow es sich sogar leisten, eine Erhebung in den Adel abzulehnen. Ansonsten jedoch hat jede noch so reiche Frau Fabrikbesitzerin Schultz hinter einer Frau Sekondelieutenant von Bing zurückzustehen. Auch das erhöht den Druck auf die Nerven: Am Ende entscheidet die Obrigkeit über den Wert einer Leistung. Und findet sich in den Polizeibüchern eine politische Jugendsünde, ist alle Mühe vergebens.



Zu solch feudalen Gepflogenheiten passt, wie der Staat baut. Berlin ist geprägt vom Prunk vergangener Stile. Der Dom gegenüber dem Stadtschloss bemüht Formen der italienischen Hochrenaissance und des Barock, das eben entstehende Pergamonmuseum gibt sich monumental klassizistisch, zahlreiche Kirchen imitieren Gotik oder Romanik.

Im Tiergarten säumen 32 klotzige Standbilder der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg sowie der preußischen Könige die „Siegesallee“ – von den Berlinern als „Puppenallee“ verspottet, von der Kritik verrissen: „Die Fürsten nach Kupfern aus alten Scharteken porträtiert. Pose, gespreizte Allüren, dass man schamrot wird. Kurz: Panoptikum“, schreibt das bissige Wochenblatt „Die Zukunft“. Doch der Kaiser mag es eben historisch, pompös, heroisch.

Und die Bürger folgen. Auf den Fassaden der Vorstadtvillen würfeln Maurer und Stuckateure Ornamente jeglicher Epoche zusammen. Drinnen dunkle Tafelungen, schwere Plüschvorhänge, wuchtige, gedrechselte Möbel.

Dazwischen drängen sich Komponisten- und Dichterbüsten, Hohenzollern-Porträtreliefs, Straußenfedern, es hängt voller Troddeln und Fransen, eng stehen die Zimmerpflanzen und nehmen das Licht.

Indes verzichten etliche neuere Mietshäuser auf zu viel Dekor. Der leichte Jugendstil dringt vor. In Moabit errichtet die AEG eine „funktionalistische“ Montagehalle für Turbinen. Stahlstützen, zuvor ein möglichst verborgen gehaltenes Konstruktionselement, gliedern hier eine offene Glasfront und stehen zur Schau; im Inneren sind die Arbeitsplätze hell und übersichtlich. Unübersehbar bricht eine neue Zeit sich den Weg.

Ihr Bereiter ist die Wirtschaft.

Erst eine Woche zuvor hat Vizekanzler Clemens Delbrück im Reichstag eine Bilanz der ökonomischen Entwicklung unter Wilhelm II. vorgelegt: Die landwirtschaftliche Produktion hat sich in etwa verdoppelt, ebenso die Förderung von Steinkohle, die Roheisenerzeugung wurde nahezu vervierfacht, die Leistung der Eisenbahnen gut verdreifacht, ähnlich die Größe der Handelsflotte.

Die Zahl der Beschäftigten ist von 22,4 auf 31 Millionen gestiegen. Der Stromverbrauch übertrifft den in Großbritannien, Frankreich und Italien zusammen. Als Handelsmacht hat Deutschland Frankreich und die USA hinter sich gelassen und den Abstand zum Britischen Empire verkürzt. In fast allen jungen, zukunftssträchtigen Branchen gehören schnell wachsende deutsche Firmen zu den Marktführern: Chemie, Pharmazie, Elektrotechnik, Optik, Feinmechanik, Maschinenbau.

Die Facharbeiter bilden die Firmen selbst aus, gezielt und sorgfältig. Ingenieure und Manager rekrutieren sie an Technischen Hochschulen und Universitäten, die zu den besten der Welt zählen. Von 14 Trägern des seit 1901 verliehenen Nobelpreises für Chemie sind fünf Deutsche, in der Medizin sind es seit 1901 vier von 15, in Physik vier von 17.

Die Unternehmen können sich auf eine effiziente, weitgehend korruptionsfreie Verwaltung verlassen – und auf den Kaiser: So rückwärtsgewandt Wilhelm II. sonst ist, moderne Technik und Wissenschaft begeistern ihn, alles Neue auf diesen Gebieten lässt er fördern.

Auch dafür achten ihn die Deutschen. Denn kein europäisches Volk ist derart fasziniert von Fortschritt und Geschwindigkeit. Die Passagierdampfer der Hapag und des Norddeutschen Lloyd wetteifern um die schnellste Atlantiküberfahrt. Experimentelle Elektrolokomotiven erreichen auf Teststrecken über 200 km/h Geschwindigkeit.

Stenographinnen nehmen 100 Wörter in der Minute auf, anschließend jagen die Botschaften unter Luftdruck durch die betriebsinterne Rohrpost. Telefonzentralen verbinden Geschäftspartner an weit entfernten Standorten. Für Millionen geben Fabriksirenen, Stechuhren und allgegenwärtige, präzise vorwärts rückende Zeiger den Taktekt an.

Um Großunternehmer an sich zu binden, unterdrückt der Kaiser sogar seinen tief sitzenden Antisemitismus und empfängt regelmäßig Männer wie Walther Rathenau von der AEG oder den Großreeder Albert Ballin. Umso boshafter ätzen eifersüchtige Höflinge gegen diese „Kaiserjuden“.

Doch nicht nur am Hof beziehen die Deutschen aus ihren Leistungen keine robuste Gelassenheit, auch andernorts wütet man gegen die Juden, die in der rasant voranschreitenden Welt oft besonders erfolgreich sind, dank ihrer Bildungstradition, der Flexibilität diskriminierter Außenseiter. So werden auch sie zu Sündenböcken der Verunsicherten.

Antisemitismus, Frauenverächtere, Sozialistenfurcht, militärischer Nationalismus: Das sind die dunklen Seiten des deutschen Wirtschaftswunders.

Eine Gegenwelt zu all diesem findet sich im Charlottenburger „Café des Westens“. Hier streitet die literarische Bohème über die mitreißenden Inszenierungen des Theaterregisseurs Max Reinhardt, das jüngste Feuilleton, den Sinn der Malerei. Zahlreiche Künstler ringen mit dem Materialismus der modernen Welt, experimentieren angesichts des „mechanisch“ gewordenen Lebens mit neuen Formen.

Die Königliche Hofoper zählt zu den besten Gesangsbühnen Europas, und überhaupt gibt es nirgendwo sonst so viele Opernhäuser, Theater, Bibliotheken, Museen, ein vergleichbares Verlags- und Zeitungswesen wie im wilhelminischen



Deutschland – die indes zumeist von einem Beharren auf dem bildungsbürgerlichen Kanon geprägt sind.

Nicht nur Künstler suchen nach Auswegen aus der rasenden Starre. Durch das nervöse Reich ziehen Propheten eines neuen Lebens jeglicher Couleur: Spiritisten, Nudisten, Vegetarier, Theosophen, Anthroposophen. Bildungsreformer experimentieren mit größerer Freiheit. Eine Minderheit natürlich, doch beseelt vom festen Glauben, dass eine auf Maschinen und Militär gegründete Zivilisation zum Untergang verdammt sei – und im Vertrauen auf eine bessere Zukunft.

Am Nachmittag seines Geburtstages tritt auch das vom Monarchen so geschmähte Parlament zusammen, um Wilhelm II. die Ehre zu erweisen.

Die Feier in der Wandelhalle des Reichstags beginnt um 16 Uhr. Parlamentspräsident Johannes Kaempf, morgens noch mit einem knappen Kopfnicken abgefertigt, wahrt die Form. In seiner Rede spricht er die Sorgen an, die mancher bei der Thronbesteigung des „jungen, temperamentvollen Herrschers“ gehegt habe – doch die seien nun zerronnen; Besonnenheit habe die Oberhand behalten, „und heute danken Millionen dem Kaiser die Erhaltung des Friedens“.

Es ist ein wiederkehrendes Motiv in den Elogen des Tages: Wilhelm II. als Wahrer des Friedens. Und es ist keine Phrase. Vielen Deutschen scheint ihr Monarch in den Krisen der vergangenen Jahre die Nerven behalten, deutsche Interessen energisch vertreten, aber einen Krieg verhindert zu haben.

Diese Interessen indes sind ehrgeizig. Das Reich strebt nach europäischer Hegemonie, nach militärischer und politischer Weltgeltung, die seiner kulturellen und Wirtschaftsmacht entspricht. Nicht nur eine elitäre Minderheit, sondern ein beträchtlicher Teil der Nation sieht darin das natürliche Recht des so tüchtigen Aufstiegers: Denn ungeachtet ihrer sonstigen ideologischen Differenzen – Nationalisten sind die Deutschen fast alle, Imperialisten viele. Das teilen sie mit den meisten Europäern.

Der Unterschied besteht im rhetorischen Getöse, mit dem der Neu-



Schattenseite des Fortschritts: In Berlin leben Hunderttausende Arbeiter, Zugezogene und Diensthofen in düsteren Mietskasernen – und häufig teilen sich ganze Familien ein einziges Zimmer



Mittagspause im Speisesaal der Siemens AG in Berlin, 1914. Kaiser und Konservative fürchten die in der SPD organisierte Arbeiterschaft, die im Reichstag immer größeren Einfluss gewinnt



Der Aufschwung erreicht auch die Handwerker im sächsischen Erzgebirge: Die mit Spitzengardinen und Tapeten ausgestattete Wohnstube dieser Familie bietet schon kleinen Komfort



ankömmling auf der Weltbühne seine Ansprüche erhebt – und darin, dass Deutschland nicht eine existierende Machtstellung verteidigt, sondern die Balance der Imperien zu seinen Gunsten verschieben will. Für beides ist nicht zuletzt Wilhelm II. verantwortlich.

Wenig hat so sehr zur Isolierung des Reiches und den außenpolitischen Dauerkrisen beigetragen wie der Aufbau einer gewaltigen deutschen Kriegsflotte: des Kaisers erregendster Traum.

Zeit seines Lebens hegt Wilhelm eine eigentümliche Hassliebe zum großmütterlichen England, strebt er nach Gleichrangigkeit mit der führenden Weltmacht, auch persönlich – und Zeit seines Lebens wird er enttäuscht.

Denn die britische Aristokratie empfindet den zu noblen Understatement unfähigen Kaiser oft als zu laut, zu auftrumpfend, stillos. Ganz ähnlich betrachten politische Führung und Presse des Landes bald das Deutsche Reich als einen gefährlichen Parvenü, dessen imperialer Traum vom „Platz an der Sonne“ nicht hinzunehmen ist.

Beim eigenen Bürgertum hingegen ist der moderne „Flottenkaiser“ populär; wer es sich leisten kann, kauft seinen Söhnen Matrosenanzüge. Der Frieden ist ein hoher Wert, so die verbreitete Auffassung, aber nicht der höchste, wo berechnete Interessen und die Ehre des Vaterlandes auf dem Spiel stehen.

Anderen gilt ein Krieg ohnehin als unausweichlich: mit dem revanchistischen, „weibischen“ Frankreich; zwischen Deutschen und „der slawischen Rasse“ in Russland; gegen England um den Rang als Weltmacht.

Und viele Deutsche halten ihn für gewinnbar, für den allfälligen Schritt zur Hegemonie über Europa. Mehr noch, manchem erscheint der Krieg nicht als Tragödie, sondern als eine Reinigung, eine Entladung der bis zur Unerträglichkeit aufgebauten inneren und äußeren Spannungen, ja als natürliches Vehikel allen menschlichen Fortschritts.

Auch damit stehen die Deutschen nicht allein; der russische Außenminister etwa nennt Abrüstung einen „Fimmel von Juden, Sozialisten und hysterischen Weibern“. Kaum jemand sieht das Ausmaß der Katastrophe vor-

aus, die ein industrieller Weltkrieg auslösen würde.

Politiker und Militärs, die dringend einen Präventivschlag fordern, verzweifeln aus einem anderen Grund: Seinem vollmundigen Gerede zum Trotz ist Wilhelm noch bei jeder Gelegenheit, den Konflikt auszulösen, zurückgezuckt.

Zudem gibt es eine Opposition. Hunderttausende strömen bei außenpolitischen Spannungen zu Friedenskundgebungen. Fachleute und Literaten warnen, der nächste Krieg werde zum maschinellen Massenmord.

Alles in allem aber lehnen die meisten Deutschen den Pazifismus ab. Sie sehnen den Krieg nicht herbei, aber sie akzeptieren ihn als Möglichkeit. Und vertrauen trotz allem dem Urteil ihres Monarchen. Der hat 1907 in einer Akte über den Abschlussbericht zu einer vom russischen Herrscher initiierten Friedenskonferenz notiert: „Ich habe diesem Blödsinn allein zugestimmt, damit der Zar in Europa nicht an Gesicht verliert. In der Praxis werde ich jedoch auf Gott und die Schärfe meines Schwertes vertrauen und mich einen Scheißdreck um ihre Beschlüsse scheren.“

A

Am Abend des 27. Januar 1914 erstrahlt Berlins Mitte im Glanz einer grandiosen Illumination. Die auswärtigen Botschaften tun sich mit einer einheitlichen Kerzenbeleuchtung besonders hervor.

Um 20 Uhr beginnt in der Hofoper die Festvorstellung für Wilhelm II. und seine Gäste. Anschließend hält Seine Majestät *cercle*, wechselt im Salon der großen Loge reihum einige höfliche Worte mit den Anwesenden. Prinzen üben diese Routine an Bäumen.

Mit einem der Gäste jedoch lässt der Kaiser sich auf eine lange Unterhaltung ein: mit Eleftherios Venizelos, dem Ministerpräsidenten von Griechenland auf Auslandsreise. Das Gespräch wird aufmerksam registriert. Immer noch gilt der Balkan als die Region, in der sich mit der größten Wahrscheinlichkeit ein

Krieg der europäischen Mächte entzünden wird. Und die Haltung Deutschlands könnte dabei entscheidend sein. Reden die beiden Männer über die Gefahr eines kommenden Waffengangs?

Weiß es schon keiner im Festsaal, so erst recht nicht draußen auf den Straßen. Die Berliner versammeln sich in den Luxusetablisements der Lebewelt, in gutbürgerlichen Bierpalästen, den kleinen, von Kaiser und Elite so misstrauisch beäugten Arbeiterkneipen. Touristen stehen um Litfaßsäulen und studieren die Ankündigungen eines unüberschaubaren Vergnügensprogramms.

Mancher wird sich für eine ganz neue Sensation entscheiden: einen Tango-Abend. Die katholische Presse verdammt den „argentinischen Strizzitanz“, dessen lüsterne Anhänger ihre „Weibsen“ am liebsten gleich nackt aufs Parkett führen würden. Und Wilhelm hat seinen Offizieren sogar untersagt, in einem Haus zu verkehren, in dem Tango gespielt wird oder auch nur einmal gespielt wurde. Das erscheint verheißungsvoll und gefährlich zugleich.

So wie das verbleibende Jahr 1914, dem die Deutschen entgegensehen, optimistisch und zukunftsfröh – aber auch erschöpft, getrieben, verängstigt.

„Man hat den Eindruck“, hat ein paar Jahre zuvor ein Zeitgenosse dieses Deutschland Wilhelms II. beschrieben, „als säße man in einem Eisenbahnzuge von großer Fahrgeschwindigkeit, wäre aber im Zweifel, ob auch die nächste Weiche richtig gestellt werden würde“.

Wie so viele seiner Landsleute ist auch er, der große Soziologe Max Weber, vor allem eines: nervös. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, 44, hält es mit dem Historiker Thomas Nipperdey, der Wilhelm II. „dieses fleischgewordene Unglück der jüngeren deutschen Geschichte vor Hitler“ genannt hat

LITERATUREMPFEHLUNG: Philipp Blom, „Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914“, dtv: packende, glänzend geschriebene Kulturgeschichte Europas vor dem Großen Krieg. John C. G. Röhl, „Wilhelm II.“, C. H. Beck: Summe der dreibändigen Standardbiografie vom selben Autor.



# WIE CHARLES ZU



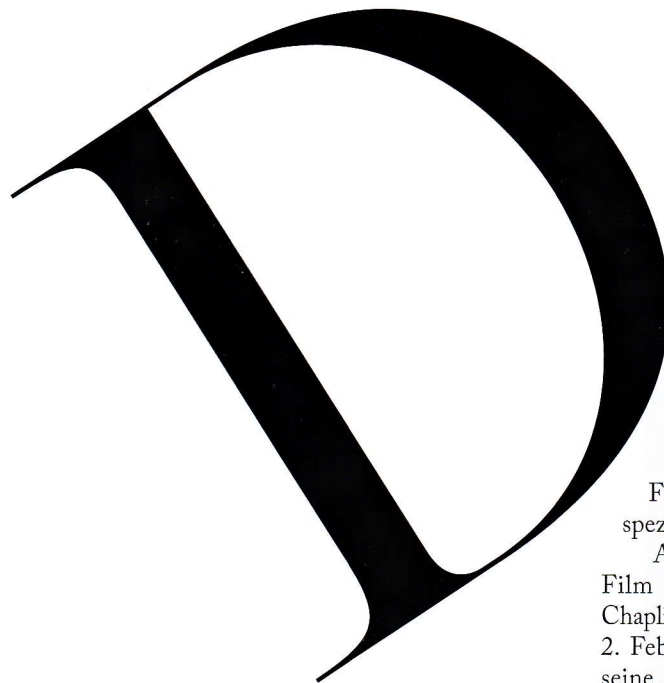
**Meister des Missgeschicks:** Charlie Chaplin inszeniert sich in seinen Komödien oft als Kämpfer gegen einen boshaften Alltag. In »One a. m.« versucht er als Betrunkener, seinen Rausch auszuschlafen – doch bevor er sich hinlegen kann, wird er von seinem Klappbett begraben



# CHARLIE WURDE



Mit einer 13 Minuten langen Komödie, gedreht in einem staubigen Vorort von Los Angeles, beginnt am 2. Februar 1914 der Aufstieg des ersten Weltstars der Filmgeschichte. Angeheuert als billiger Ersatz für einen Hauptdarsteller, erkämpft sich der schüchterne Engländer Charles Spencer Chaplin, der sich schon bald Charlie nennen wird, binnen eines Jahres einen Platz in der Schauspielleite – und hilft, einen Mythos zu erschaffen: Hollywood — Von CONSTANCE KINDEL



Da spaziert er über die Leinwand mit seinem Zylinder und seinem zähnebleckenden Lächeln. Stiehlt, betrügt und prügelt sich, ein gutes Dutzend Minuten lang, ein Hochstapler, bewehrt nur mit Gehstock und Monokel. Stolpert, zapelt, landet schließlich in strampelnder Umklammerung mit einem Kontrahenten auf dem Frontgrill einer vorbeifahrenden Straßenbahn.

Mack Sennett flucht. Und seine Partner sind entsetzt. Der Mann ist ganz und gar nicht komisch. Und ein unkomischer Hauptdarsteller birgt ein extremes Risiko für die Keystone Studios. Denn die Filmgesellschaft ist auf Komödien spezialisiert.

Als „Making a Living“, der erste Film des Komikers Charles Spencer Chaplin, abgedreht in nur drei Tagen, am 2. Februar 1914 Premiere hat, setzen seine Arbeitgeber keine großen Hoffnungen in seine weitere Karriere.

Chaplin selbst teilt die Unzufriedenheit mit seinem Debüt, wenn auch aus anderen Gründen. Seine Szenen sind verstümmelt, findet er, die besten Pointen herausgeschnitten worden.

Der Produzent des Films, Mack Sennett, hat Mühe, seine verärgerten Teilhaber zu beruhigen. Die beiden Kaufleute Adam Kessel und Charles O.



Bauman, Inhaber der New York Motion Picture Company, haben die Keystone Pictures Studios 1912 gemeinsam mit Sennett gegründet. Nun hält Bauman dem Produzenten vor, die zweifelhafte Verpflichtung des neuen Schauspielers könne das gerade erst profitabel gewordene Unternehmen wieder in die roten Zahlen treiben. Warum nur hat Sennett diesen „albernen, billigen Komödianten aus dem Nichts aufgelesen“?

Und obwohl ihr neuer Hauptdarsteller bald mehr und mehr Besucher in die Kinos lockt, werden die Studiobosse erst nach einem Dutzend Filmen erkennen, wie wertvoll ihr neuer Mitarbeiter ist: Sennett hat einen Schauspieler entdeckt, der zum ersten globalen Star der Kinogeschichte aufsteigen wird. Mit ihm wird auch die US-Filmindustrie die Welt erobern – jene Fabrik der Fantasien, die ihren Namen einem Vorort von Los Angeles verdankt: Hollywood.

Chaplin ist noch keinen Monat im Geschäft, als er eine Figur erfindet, die wie keine andere für die Epoche der Stummfilme steht: den Tramp. Mehr als zwei Jahrzehnte lang wird er sich in dieser Rolle selbst inszenieren, als Autor, Produzent, Regisseur, Hauptdarsteller.

Und Sennett wird schon bald reumütig einsehen, dass alles, was die Kamera von Chaplin ablenkt, einer Verschwendung von Zelluloid gleichkommt.



**Der Schielende:** Seine Sehstörung macht der Komiker Ben Turpin kurzerhand zum Markenzeichen – und lässt seinen Blick für 25 000 Dollar versichern



Sennett hat den Schauspieler nur einmal gesehen, bevor er ihn zum Film holt: auf einer Theaterbühne in New York. Mit einer englischen Varietétruppe ist Chaplin gerade auf US-Tournee und gastiert Ende 1912 in Manhattans „American Theater“ an der 42nd Street. Der Brite tritt in dem Sketch „A Night in an English Music Hall“ auf, in dem er einen Betrunknen gibt.

Monate später fällt Mack Sennett dieser Auftritt wieder ein, als er dringend eine Lücke füllen muss in den Keystone Studios. Denn sein Hauptdarsteller will zu einem Konkurrenten wechseln. Der Produzent macht sich eilig auf die Suche nach einem Ersatz. Ausfälle kann er sich nicht leisten.

Er bittet seine New Yorker Partner, jenen Engländer ausfindig zu machen, der vor Monaten im „American Theater“ den Betrunknen gespielt hat. An den genauen Namen des Mannes kann er sich allerdings nicht mehr erinnern.

Charles Chaplin befindet sich gerade auf seiner zweiten US-Tournee, drei bis vier Vorstellungen täglich, sieben Tage die Woche, als im Mai 1913 während eines Gastspiels in Pennsylvania ein Telegramm eintrifft, in dem er gebeten wird, sich im New Yorker Büro von Kessel und Bauman vorzustellen.

Ob er schon einmal eine Keystone-Komödie gesehen habe, fragt ihn Adam Kessel. Chaplin bejaht, lässt den Produzenten aber vorsichtshalber nicht wissen, dass er die Filme für plumpe Clownsnummern hält.



**Der Entdecker:** Filmproduzent Mack Sennett sucht 1913 einen neuen Hauptdarsteller. Und engagiert schließlich den noch unbekannten Charlie Chaplin

Einige Zeit später bekommt er ein Angebot über einen Jahresvertrag mit Keystone: 150 Dollar pro Woche für die ersten drei Monate, 175 Dollar wöchentlich für die folgenden neun.

Damit wird sich Chaplins Gehalt mehr als verdoppeln. Freilich: Seinem Vorgänger hatte Sennett 750 Dollar geboten, um ihn zu halten.

Es sind Boomjahre für das Kino-geschäft, und die Studios bedienen die Nachfrage mit immer neuen Billigproduktionen. Schnell und komisch müssen die bewegten Bilder sein, die Handlung ist fast Nebensache.

In den USA sind es vor allem Arbeiter und Tagelöhner, die in die Kinos strömen – und die Einwanderer: Weil die einfachen Geschichten vieler Stummfilme universal verständlich sind, erreichen sie auch die mehr als zehn Millionen Immigranten, die in den Jahren zuvor ins Land gekommen sind. Die Mittelklasse verachtet solche Filme dagegen als vulgäre Massenunterhaltung.

Besonders interessiert an einer langen Kinokarriere ist Chaplin daher nicht. Er setzt vielmehr darauf, ein paar Filme zu drehen, die ihn bekannt machen, um dann binnen eines Jahres zum Theater



zurückzukehren, als Star. Im November 1913 reist er nach Los Angeles.

Die Keystone Studios haben ihren Sitz im Vorort Edendale. An der amerikanischen Westküste vergeht in dieser Zeit kein Monat, in dem nicht wenigstens eine neue Produktionsgesellschaft gegründet, verkauft oder aufgelöst wird.

Viele Filmemacher verlegen ihre Ateliers nach Kalifornien – vor allem wegen des Klimas. Zu oft behindern die langen Winter in den bisherigen Filmzentren New York und Chicago die Regisseure, die bei den Außenaufnahmen auf Tageslicht und trockenes Wetter angewiesen sind. In den Landschaften Kaliforniens finden die Produzenten

zudem spektakuläre Kulissen: Pazifikstrände, schneebedeckte Berge, Canyons, Wüsten, weitläufige grüne Parks und Gärten, alles kaum ein paar Stunden vom Studio entfernt.

Darüber hinaus sind die Produktionskosten deutlich niedriger als in New York, denn Gewerkschaften sind in Los Angeles noch kaum vertreten. Und die Entfernung eines ganzen Landes, eine Bahnreise von fünf Tagen, die zwischen den Studios und den Hauptquartieren ihrer Besitzer an der Ostküste liegt, gibt den Filmschaffenden die Möglichkeit, ungestört zu experimentieren. Während in Europa die meisten Kinoproduktionen in den großen Metropolen entstehen –

Rom, Paris, Berlin –, verschaffen sich Amerikas Kreative Distanz zu jeder Form von Kontrolle. Kurz: Freiheit.

Viele der ersten Produzenten, die sich in den 1910er Jahren in den Ausläufern der Santa-Monica-Berge niederlassen, sind ehrgeizige Außenseiter; besonders auf jüdische Einwanderer übt Kalifornien eine gewaltige Anziehungskraft aus. Für sie ist der noch dünn besiedelte Westen wie eine leere Bühne, auf der sie bestimmen, welche Rolle sie spielen wollen. Und Filme sind das ideale Vehikel, um sich ein besseres Amerika zu erschaffen – ohne den Antisemitismus der Ostküsten-Eliten, der ihnen andere Karrieren erschwert.

Binnen eines Jahrzehnts werden Juden aus Ungarn, Russland, Polen und Deutschland in Hollywood neue Imperien der Träume begründen. Konzerne der Kunst, die vom Filmset bis zur Kinokasse jeden Schritt kontrollieren – und so ein Vermögen verdienen.

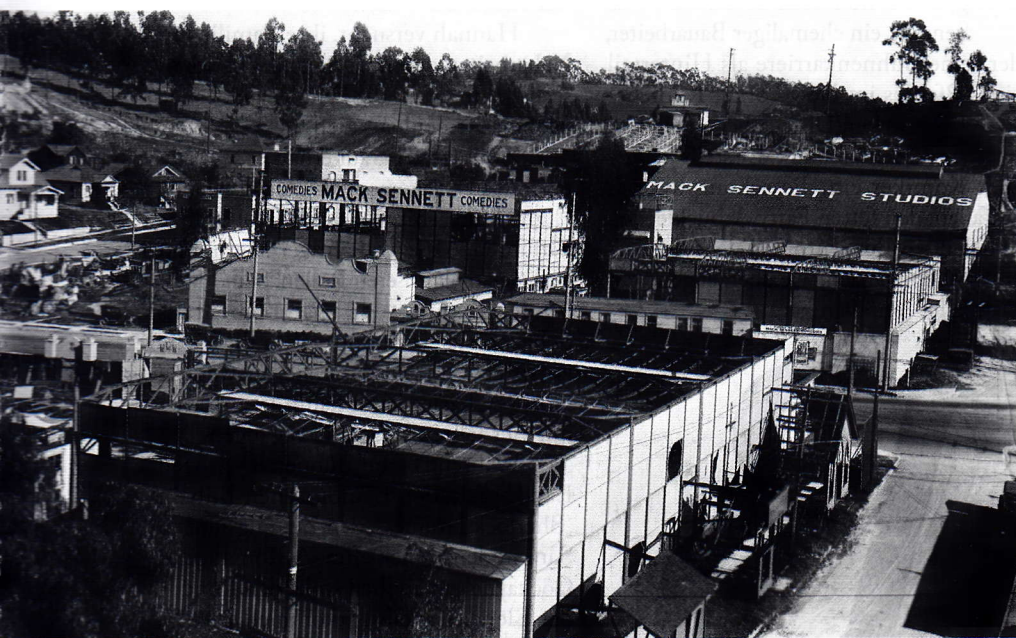
Effizient und nüchtern kalkulierend, organisieren sie den Filmbetrieb wie eine Industrieproduktion. Sie sind harte Geschäftsleute, denn etliche von ihnen haben ihre Karriere als Kinobetreiber oder Filmverleiher begonnen.

Vielleicht kennen sie auch deshalb besser als die etablierten Konkurrenten die Sehnsüchte des Publikums und wissen, welche Geschichten es liebt. In den Studios von William Fox, Adolph Zukor und den Warner-Brüdern entstehen vor allem massentaugliche Filme. Hollywood – das ist ein Produkt, das jeder auf der Welt versteht. Und sollte doch einmal ein deutscher Regisseur oder eine schwedische Schauspielerin das internationale Publikum faszinieren, werben die Studiomagnaten sie kurzerhand ab.

Ihr Geschäftsmodell zieht immer neue Investoren an, denen Amerikas Filmindustrie beste Aussichten bietet: Schon 1914 zählen die USA fast 100 Millionen Einwohner – das größte Kinopublikum der Welt.

Nach und nach etabliert Hollywood sich so als Filmhauptstadt: Bereits 1918 werden hier vier von fünf aller international gezeigten Filme produziert. Mit ihnen verbreitet sich auch der amerikanische Traum über den Globus.

Als Chaplin nach Los Angeles kommt, ist davon aber noch wenig zu



**Die Filmfabrik:** In seinen Keystone-Studios nahe Los Angeles produziert Mack Sennett billige Massenware. In der Regel dreht sein Team dort zwei bis drei Filme pro Woche

**Der Dicke:** Um Mack Sennett zu gefallen, bedarf es keines besonderen Talents, es genügt schon, lustig auszusehen – so wie Roscoe Arbuckle, genannt »Fatty«



spüren. Das Wachstum der Stadt zur Millionenmetropole hat zwar schon begonnen, doch das Umland ist in großen Teilen noch unberührte Wildnis, bevölkert nur von Hasen und Kojoten, und der Vorort Hollywood kaum mehr als ein staubiger Bauernfleck. Allerdings hat die erste Filmproduktion hier schon 1911 Quartier bezogen – in der Kneipe „Blondeau's Tavern“ an der Ecke Sunset Boulevard und Gower Street.

Nicht weit von Hollywood entfernt liegt Edendale. Die Keystone Studios sind auf einer ehemaligen Farm untergebracht. Sieben Produktionsteams arbeiten dort ab Februar 1914 an mehreren Filmen gleichzeitig.

Die nahe gelegene Bäckerei Greenburg's beliefert das Studio mit seinen wohl wichtigsten Requisiten: Sahnetorten, gefertigt aus einer ungenießbaren Paste, die auf Film besser wirkt als echte Sahne. Die Torte im Gesicht ist ein nahezu unverzichtbares Element der Keystone-Filme. Der Komiker Roscoe „Fatty“ Arbuckle gilt als bester Tortenwerfer des Studios, berühmt dafür, zielgenau zwei Kontrahenten, die aus unterschiedlichen Richtungen auf ihn zulaufen, gleichzeitig zu treffen.

Für das zweite Produktversprechen der Keystone-Komödien, die Verfolgungsjagd, lassen die Produzenten gelegentlich die Straßen des Ortes mit einer Mischung aus Seifenlauge und Motoröl beschmieren, damit Gefängniswagen, Motorräder und Automobile anschließend umso chaotischer ineinanderschlittern.

Chaplins Engagement bei Keystone beginnt am 16. Dezember. Auf einer Tour durchs Atelier weiht Sennett seine Neuverpflichtung in die Arbeitsabläufe ein. In diesem Studio wird nicht nach Drehbuch gearbeitet, sondern auf der Grundlage einer ersten Idee improvisiert, bis die Handlung ihr natürliches Ende findet: in der Verfolgungsjagd.

Den typischen, besonders hektischen Keystone-Stil erzeugt Sennett mit einer Reihe technischer Tricks. Unter anderem lässt er die Kamera absichtlich langsamer kurbeln, damit sich seine Filmcharaktere später bei normaler Projektionsgeschwindigkeit seltsam ruckartig bewegen. Zudem entfernt er beim Schnitt jedes vierte Einzelbild.

Der Produzent setzt auf Tempo: 15 bis 20 Sekunden Laufzeit, rund sechs Meter Film, gewährt er für einen Gag, mehr nicht. Ein ganzer Film dauert in der Regel nicht mehr als 15 bis 30 Minuten, ein oder zwei Filmrollen.

Geschwindigkeit ist alles – auch bei der Produktion, denn die Keystone Studios sind eine Fabrik. Im gerade zu Ende gehenden Jahr hat Sennett rund 140 Filme produziert. Er verkauft sie wie Kleiderstoff, sagt er, zum Meterpreis. Das Geschäft funktioniert nach Laufzeit, nicht nach Inhalt.

Sein Produktionstakt von zwei, drei Filmen pro Woche hat Sennett 1913 Einnahmen von weit mehr als einer halben Million Dollar gebracht, ein enormer Erfolg, den er nun noch übertreffen will.

Sennett, ein ehemaliger Bauarbeiter, der seine Bühnenkarriere als Hinterteil eines Pferdes im New Yorker Rotlichtviertel Tenderloin District begonnen hat, setzt auf Brachialkomik. Er stellt bevorzugt Komiker ein, die schon physisch auffallen: den fetten Fatty Arbuckle, den schielenden Ben Turpin. Talent bemisst er vor allem danach, wie überzeugend ein Darsteller hinfallen kann.



Beim Hinfallen kann Charles Spencer Chaplin mit den Besten mithalten. Gelenkig ist er, seine Bewegungen sind die eines Tänzers, präzise und elegant.

Seine neuen Kollegen bereiten ihm den traditionellen Empfang, indem sie den Toilettensitz in der Männergarderobe mit dem studioeigenen Generator unter Strom setzen.

Trotzdem passt er nicht recht in Sennetts Schauspieltruppe aus ehemaligen Zirkusclowns, Preisboxern, Akrobaten. Er trinkt wenig, spielt nicht,

schreckt zurück vor dem rauen Umgangston. Und ist schwer zu verstehen mit seiner näselnden Aussprache und seinem Unterschichten-Akzent.

Der Brite, 1889 in London geboren, hat schon als Kind von einer Bühnenkarriere geträumt. Es ist die Welt, in der er aufgewachsen ist – beide Eltern sind Varietésänger. Mit fünf Jahren steht er zum ersten Mal auf der Bühne, als er für seine Mutter Hannah einspringt, der bei einem Auftritt in einer Kneipe nach ständigen Kehlkopfentzündungen die Stimme versagt.

Chaplins Mutter hat drei Söhne von drei Männern. Der Vater des Zweitgeborenen, Charles, ist Alkoholiker und zahlt bis zu seinem frühen Tod um 1900 nur selten Unterhalt.

Hannah versucht, ihre Familie mit Näharbeiten durchzubringen. Charles ist sechs Jahre alt, als die Familie zum ersten Mal ins Armenhaus zieht.

Zwei Jahre darauf erhält er sein erstes festes Engagement als Tänzer bei den Eight Lancashire Lads, die Volkstänze aufführen. Als Zwölfjähriger übernimmt er die ersten größeren Rollen. Sein Halbbruder Sydney, der später ebenfalls Schauspieler wird, muss ihm die Texte vorsprechen, damit er sie auswendig lernt – Charles kann kaum lesen, er ist nur vier Jahre zur Schule gegangen.

Während er auf Bühnen im ganzen Land spielt, den Laufburschen Billy in „Sherlock Holmes“, den Zeitungsjungen Sam in dem Stück „Jim, A Romance of Cockayne“, unendlich stolz, den Londoner Elendsvierteln entkommen zu sein, sitzt seine Mutter in einer Nervenheilanstalt: Überarbeitet und unterernährt, hat Hannah ihren Lebensmut verloren.

Mit 17 Jahren wird Chaplin von Fred Karno angeheuert, einem Variétéunternehmer, der mehrere Ensembles durch England und Nordamerika touren lässt. Zu Karnos Shows gehören Gesangsnummern, Akrobatik, Jonglage, vor allem aber Sketche, komische Szenen wie „Mumming Birds“, in dem Charles einen Betrunknen spielt, der von seinem Logensitz aus einen Theaterabend stört.

In den USA wird das Stück unter dem Titel „A Night in an English Music Hall“ aufgeführt. Die Gastspiele in Übersee sind lukrativ, aber Karno schickt seine Stars dennoch nicht gern in die





Charlie Chaplin

**Der junge Chaplin:** Eigentlich passt der Neuzugang nicht in Mack Sennetts Ensemble. Er ist Engländer, sieht gut aus – und hält nichts von dessen Slapstick-Komödien



Vereinigten Staaten: Zu groß ist die Gefahr, dass sie ihm dort von der Konkurrenz abgeworben werden. Der talentierte Anfänger Chaplin ist daher eine ideale Besetzung, als Karno 1910 ein Ensemble für eine weitere US-Tournee zusammenstellen lässt.

Mit der „Crainrona“, einem Viehtransporter, fährt die Truppe über den Atlantik. Als eines Morgens endlich Land in Sicht ist, läuft Chaplin an die Reling, reißt sich den Hut vom Kopf und ruft: „Amerika, ich komme, um dich zu erobern! Mann, Frau, Kind, mein Name soll in aller Munde sein – Charles Spencer Chaplin!“

# S

Seiner Eroberung von Amerikas Kinopublikum aber setzt Keystone enge Grenzen. Am Set von „Making a Living“ ist Chaplin voller Verbesserungsvorschläge – doch willkommen sind seine Einfälle nicht. Niemand will auch nur versuchsweise vom Erfolgsrezept abweichen und sich mit den Ideen eines Neulings abgeben, der nicht einmal weiß, dass Filme nicht chronologisch abgedreht werden.

„Making a Living“ genügt nicht den Komik-Standards der Keystone. Mack Sennett ist sich inzwischen alles andere als sicher, dass die Verpflichtung des „kleinen Engländers“ die richtige Entscheidung war. Seinen Geschäftspartnern Kessel und Bauman aber verschweigt er seine Zweifel. Denen erklärt er, es brauche Zeit, einen Komiker aufzubauen. Chaplin müsse sein Kostüm entdecken, seinen Typ, eine eigene Figur. Jeder Komiker bei Keystone erfinde sich selbst.

Ein regnerischer Tag Anfang 1914. Wegen des schlechten Wetters sind die Dreharbeiten in den Keystone Studios unterbrochen. Während Sennett mit einigen Schauspielern in einer Garderobe



**Die Premiere:** In seinem ersten Film »Making a Living« vom Februar 1914 trägt Chaplin noch ein ungeohntes Kostüm – Zylinder, Monokel und langen Schnurrbart

Karten spielt, stellt Chaplin ein Kostüm für den nächsten Film zusammen.

Er probiert Schuhe seines Kollegen Ford Sterling an, Größe 47. Die zeltartigen Hosen von Fatty Arbuckle, dem 120-Kilo-Mann. Klebt sich einen schmalen Schnurrbart an. Und beginnt, die Fußspitzen weit nach außen gebogen, durch den Raum zu watscheln.

Die unverwechselbar unbeholfenen Bewegungen übernimmt er von einem

Mann namens Rummy Binks, so erzählt er später, der sich in London an einem Droschkenstand vor einem Pub ein paar Pennys verdiente, wenn er für den Kutscher die Pferde hielt. Rummys rheumatisch steifen Gang hat Chaplin schon als Kind imitiert.

Schlagartig entfaltet das Kostüm seinen Zauber, wird er sich in seinen Memoiren erinnern. Inspiriert fühlt er sich, als er so umherstolz, den Kopf voller komischer Einfälle. Und frei. Befreit von den schlichten Regeln der Keystone-Komik und bereit, jeder noch so verrückten Idee zu folgen. Er fühlt sich ein in seine Figur – den Tramp.

Mack Sennett ist begeistert. Chaplin, ermutigt von so viel unerwartetem Zuspruch, erklärt ihm das Innenleben seiner Figur: „Wissen Sie, dieser Typ ist vielseitig; ein Landstreicher, ein Gentleman, ein Dichter, ein Träumer, ein einsamer Kerl, immer voller Hoffnung auf Romantik und Abenteuer. Er will Sie glauben lassen, dass er ein Wissenschaftler ist, ein Musiker, ein Herzog, ein Polospieler. Aber er ist nicht darüber erhaben, Zigarettenstummel aufzu-



**Der Neuanfang:** Nach einem Jahr wechselt Charlie Chaplin zu einem anderen Studio – und verdient nun siebenmal so viel wie bei Keystone (»Shoulder Arms«)



heben oder einem Baby sein Bonbon wegzunehmen. Und natürlich, wenn die Situation es verlangt, wird er einer Dame in den Hintern treten – aber nur in größter Wut.“

Diese Figur wird Chaplin nun mit jedem Film, in dem er sie spielt, weiterentwickeln. Nach und nach wird er dem Tramp die Grausamkeit austreiben, die Käuflichkeit, die Heimtücke, so wird Mack Sennett es später sagen.

Er wird ihn bedauernswert machen – und liebenswert: als Außenseiter, der hilflos stauend durch einen fremd erscheinenden Alltag stolpert, in dem ihm selbst Regenschirme und Treppen den Dienst verweigern, vergebens um Anpassung bemüht, im ewigen Kampf gegen die Übermacht der Umstände.

gen, dass sich das in seinen Anfängen so viel geschmähte Medium Film zu einer geachteten Kunstform entwickelt.

Mit der tragikomischen Gestalt des Tramps gibt Chaplin dem Kino eine Figur von einzigartiger Beliebtheit. Äußerlich unverkennbar, in seinem Wesen reduziert auf allumfassende Bedürfnisse und Sehnsüchte, taugt der Tramp zur universalen Identifikationsfigur: ewiger Einzelkämpfer, nirgends zugehörig, einfach Mensch. Kein Clown, sondern ein Charakter – so tiefgründig wie eine Figur im großen Theater.

Als der Tramp kurz nach seiner Geburt bei den Dreharbeiten zu „Mabel's Strange Predicament“ durch die Kulisse einer Hotelhalle stolpert, versammeln sich hinter der Kamera immer mehr Zu-

gesamten Film. Das Produktionsteam lacht schon nach der Probe. Als seine Szene abgedreht ist, weiß Chaplin, dass er es geschafft hat.

Sechs Filmmeter dauert eine durchschnittliche Keystone-Szene – der Auftritt des Tramps im Hotel ist mehr als doppelt so lang, doch er wird ungekürzt übernommen. In die Kinos kommt „Mabel's Strange Predicament“ nur eine Woche nach dem Desaster mit „Making a Living“.

In seiner Februarausgabe verkündet das Fachblatt „Exhibitor's Mail“: „Die Keystone Company hat nie einen besseren Vertrag abgeschlossen als den mit Charles Chaplin. Nicht jeder Varietékünstler besitzt die Fähigkeit, für die Kamera zu schauspielern. Chaplin zeigt nicht nur dieses Talent, er zeigt es in einem Ausmaß, das ihn sofort zum Status eines Spitzendarstellers befördert. Wir ergehen uns nicht oft in Prophezeiungen, aber wir gehen kein großes Risiko ein, wenn wir prophezeien, dass Chaplin in sechs Monaten zu den beliebtesten Filmkomikern der Welt gehören wird.“

Doch trotz aller Begeisterung über Chaplins nun doch offenbartes komisches Talent – bei Keystone verzweifeln sie nun aufs Neue an dem Engländer. Denn Charles hat nicht nur seine Rolle gefunden, sondern auch neues Selbstbewusstsein.

Binnen Wochen wird aus dem schüchternen Anfänger ein Künstler, der versucht, seine Vorstellungen um jeden Preis durchzusetzen. Chaplin stört sich am Formelhaften der Keystone-Komik, an den endlosen Wiederholungen immer gleicher Gags und Wendungen. Und er hasst die temporeichen Verfolgungsjagen. Die überstrahlten die Persönlichkeit der Schauspieler, die doch immer das Wichtigste sein müsste, auch beim Film.

Vor allem der Regisseur Henry Lehrman, zweiter Mann bei Keystone nach Sennett, der Chaplins Debüt inszeniert hat, brüstet sich, er brauche keine Persönlichkeiten, er könne Lacherfolge allein durch mechanische Effekte und den richtigen Schnitt erzeugen.

Mack Sennett verfolgt ungläubig, wie Chaplin mit seinen Ideen nach und nach das gesamte Team gegen sich aufbringt. Bei den Regisseuren gilt der Brite schnell als schwierig. Vergebens versu-



**Die Verwandlung:** Chaplin arbeitet erst wenige Wochen beim Film, als er jenen traurigen Landstreicher erfindet, der ihm den Weg zu Weltruhm bahnt – den »Tramp«

Chaplin wagt es als erster Filmdarsteller, seiner Komik Pathos und zugleich Ironie einzuflößen. Er wird seine Schöpfung bald weit über den bloßen Slapstick erheben – und entscheidend dazu beitra-

schauer: Kulissenbauer, Requisiteure, Statisten.

In der Schlafzimmerkomödie verschafft sich der Tramp Platz, mit wirbelndem Spazierstock und verstohlenen Schlucken aus einem Flachmann. In dem neuen Kostüm spielt Chaplin seine Vorzeigerolle, die perfekte Imitation eines Betrunkenen, schwankender Gang und schiefe Grimassen – und dominiert den



chen ihn die Regisseure zur Eile anzu-  
treiben – Chaplin fordert mehr Platz für  
seine Pointen, kostbare Filmmeter, um  
jeden Gag zeitraubend vorzubereiten und  
aufzubauen.

Er spielt Szenen einfach anders als  
besprochen. Setzt, um zu verhindern,  
dass seine Szenen auf dem Schneidetisch  
gekürzt werden, seine Pointen möglichst  
so, dass sie mit seinem Auftritt und  
Abgang zusammenfallen. Und er drängt  
Sennett, ihn eigene Filme konzipieren  
und inszenieren zu lassen.

Nach nur vier Monaten im Ge-  
schäft verlangt Chaplin schon die kom-  
plette Kontrolle über seine Kunst. Er  
wolle nicht weiter herumgeschubst wer-  
den und aus Straßenbahnen fallen, sagt  
er einem Kollegen: Das sei Arbeit, die  
Statisten für drei Dollar am Tag erledigen  
könnten.

Und einer jungen Regisseurin er-  
klärt er kurzerhand, er halte sie nicht für  
kompetent, ihm Anweisungen zu geben,  
und tritt mitten in den Dreharbeiten an  
einem Straßenrand in Sitzstreik. Die  
Statisten wollen ihn verprügeln. Die  
Dreharbeiten enden im schwindenden  
Spätnachmittagslicht in einem unver-  
söhnlichen Streit. Zurück im Studio  
droht Sennett mit fristloser Kündigung.

Chaplin gibt sich gelassen. Ihm  
liege ebenso viel daran, gute Filme zu  
machen, wie Sennett selbst, erklärt er  
seinem Chef. Und tröstet sich selbst mit  
dem Wissen, dass er 1500 Dollar gespart  
hat, genug für eine Rückfahrkarte nach  
England, wie er einem Bekannten auf  
dem Heimweg sagt.

Als er am Morgen nach dem Eklat  
im Studio erscheint, bleibt er zunächst  
vorsichtshalber ungeschminkt in der  
Garderobe sitzen, unsicher, ob er über-  
haupt noch Arbeit hat.

Doch Sennett behandelt ihn betont  
freundlich, versichert ihm sogar, alle Kol-  
legen bei Keystone hielten ihn für einen  
begabten Künstler. Chaplin nutzt die  
gute Stimmung, um dem Produzenten  
das Versprechen abzurufen, bei einer der  
nächsten Komödien selber Regie führen  
zu dürfen. Und als Sicherheit für den  
Fall, dass sich der Film nicht verkauft,  
bietet er seine gesamten Ersparnisse auf.

Sennett willigt ein.

Erst Monate später wird Chaplin  
erfahren, wie knapp er einer Kündigung

entgangen ist. Sennett war fest ent-  
schlossen, ihn zu entlassen, als ein Tele-  
gramm aus New York eintraf: Er solle  
sich mit der Produktion neuer Chaplin-  
Filme beeilen, schrieben seine Ge-  
schäftspartner Adam Kessel und Charles  
Bauman, die Nachfrage sei groß.

Schon Chaplins fünfter Film,  
„A Film Johnnie“ ist von Kinos im gan-  
zen Land mehr als doppelt so oft bestellt  
worden wie andere Keystone-Komödien.  
Sennett bleibt nichts anderes, als vor  
Chaplins Erfolg zu kapitulieren.

Im April 1914 dreht der Brite sei-  
nen ersten Film als Autor, Regisseur und  
Darsteller, „Caught in the Rain“\*. Auf die  
neue Aufgabe ist er bestens vorbereitet.

Bei jedem Projekt lernt Chaplin  
dazu: Szenendauer, Kameraposition,  
Entwicklung, Schnitttechnik. Und wenn  
einer seiner Filme Premiere hat in den  
Erstaufführungskinos von Los Angeles,  
dann sitzt er unerkannt im Publikum  
und beobachtet die Zuschauer, um beim  
nächsten Film die Gags noch besser auf-  
zubauen, noch pointierter zu platzieren.

Bald schreibt und inszeniert er fast  
jede seiner Komödien selbst, für einen  
Bonus von 25 Dollar pro Film. Und Sen-  
nett lässt ihm freie Hand: In kaum einem  
Film des Briten werden nun noch Torten  
geworfen.

Der wachsende Erfolg der Chaplin-  
Produktionen fällt in eine Zeit, in der



**Der Getriebene:** Chaplin ist  
besessen von dem Wunsch, die  
besten Filme zu drehen. Deshalb  
studiert er auch Regie, Schnitt-  
technik und Kameraführung

Schon in den vorangegangenen Wochen  
ist er morgens um sieben ins Studio  
gekommen, eine Stunde vor allen  
anderen Schauspielern, und abends eine  
Stunde später gegangen – um alles über  
die Arbeit in Ateliers zu lernen. Immer  
saß er dabei, wenn am Ende des Arbeits-  
tages das entwickelte Material gesich-  
tet wurde.

\* Manche Filmhistoriker nennen „Twenty Minutes of  
Love“ als Chaplins Regiedebüt; tatsächlich ist der Film  
wohl unter der Leitung von Joseph Madder entstanden.

eine Welle öffentlichen Interesses an  
Filmschauspielern die Studios und Fach-  
zeitschriften überrascht. Ein Star-System  
hat es in der Branche bis dahin nicht  
gegeben, anfangs wurden die Filme nicht  
einmal mit den Namen der Hauptdar-  
steller beworben. Die Studios setzten  
vielmehr darauf, ihren Firmennamen zu





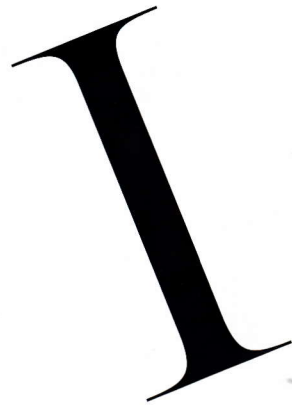
**Der Magnat:** Nur drei Jahre nach seinem Debüt verdient Chaplin die erste Millionengage der Filmgeschichte. Zudem gründet er 1917 ein eigenes Studio – in Hollywood

etablieren, indem sie ihre Filme wie jedes Massenprodukt standardisierten: mit bewährten Inhalten, in unverwechselbarem Stil. Ihre Produkte mit Schauspielernamen zu verknüpfen wäre wohl ein kaum zu kalkulierendes Risiko gewesen: je bekannter ein Darsteller, desto höher die Wahrscheinlichkeit, ihn an die Konkurrenz zu verlieren – oder hohen Gagenforderungen nachgeben zu müssen.

Das Publikum allerdings will Stars. Immer stärker nehmen die Kinoszauer persönlichen Anteil an den Darstellern der Figuren auf der Leinwand. Plötzlich gehen bei den Studios Briefe mit Bitten um Fotos und Heiratsanträgen ein, beginnt das Privatleben der besonders populären Akteure eine ganz eigene Faszination zu entwickeln.

So persönlich nehmen die Fans das Verhältnis zu ihren Lieblingsschauspielern, dass sie nicht von Mr. Chaplin sprechen, sondern von Charlie. Sein Aufstieg aus den Londoner Armenvierteln zum gefeierten Kinokomiker verleiht seinem Ruhm nur zusätzlichen Zauber.

Vergebens trägt Chaplin einem Interviewer auf, den Massen mitzuteilen, er sei doch ein ganz normaler Kerl, ein Mensch wie sie.



Insgesamt dreht Chaplin für Keystone in einem Jahr 36 Filme, darunter „Tillie's Punctured Romance“ unter der Regie von Mack Sennett. Als im November 1914 dieses wohl größte Experiment des Studios in die Kinos kommt – mit 74 Minuten Spieldauer der erste Slapstick-Langfilm der Filmgeschichte –, lässt der Studioboss Wachen auf dem Studiogelände aufstellen, um die Agenten der Konkurrenz fernzuhalten, die versuchen, seinen Star abzuwerben.

Kessel und Bauman haben eine Gagerhöhung auf 400 Dollar pro Woche genehmigt, um Chaplin zu halten. Sennett bessert eigenmächtig auf 750 Dollar nach. Aber Chaplin schlägt aus.

Am Abend des 14. Dezember 1914 verkündet der Präsident eines konkurrierenden Studios, dass Charlie Chaplin bei ihm unterschrieben hat. Seine Wochen-gage beträgt nun 1250 Dollar; zudem bekommt er einen einmaligen Bonus von 10 000 Dollar. Binnen eines Jahres wird Chaplin 14 Projekte für die Firma abdrehen, darunter auch jenen Film, der seine Figur weltbekannt macht: „The Tramp“.

Während die Welt im Krieg versinkt, bietet das Kino zuverlässig Zuflucht vor dem realen Schrecken. Im Frühjahr 1915 singen die Kinder auf den Straßen Londons den Abzählreim, „One, two, three, four, Charlie Chaplin went to war“. In New York treten Revuetänzerinnen in Tramp-Kostümen und Schnurrbärten auf für ihre Nummer „Those Charlie Chaplin Feet“. Australische, britische, neuseeländische Truppen

singen vor der Schlacht von Gallipoli „The Moon Shines Bright on Charlie Chaplin“, ein Lied über den Tramp, der seine Hosen flicken lassen muss, bevor man ihn Richtung Dardanellen ins Gefecht schickt. Selbst in den Militärlazaretten werden seine Filme an die Decken projiziert, und die Boulevardzeitungen berichten über die wundersame Heilkraft seines Humors.

Der Weltstar setzt Maßstäbe, auch beim Gehalt. Fast im Jahresrhythmus wechselt er nun die Filmgesellschaften und schraubt seine Gagen in immer neue Höhen, bis er schließlich 1917 einen Vertrag über 1,2 Millionen Dollar abschließt, für nur acht Filme. Die erste Millionengage der Kinogeschichte.

Im gleichen Jahr gründet er eine Produktionsgesellschaft, baut in Los Angeles gar ein eigenes Atelier. Und als sich die großen Studios zusammenschließen, um Gagen und Produktionsetats zu kürzen, zudem alle Kinos durch langjährige Exklusivverträge an sich zu binden versuchen, gründet er 1919 gemeinsam mit drei anderen Hollywoodstars kurzerhand eine eigene Verleihfirma: United Artists soll von Künstlern selbst finanzierte, anspruchsvolle Filme in die Lichtspielhäuser bringen und so die Absichten des Studio-Kartells hintertreiben.

Der Plan der Künstler geht auf: Auch die großen Kinoketten zeigen schon bald die unabhängigen Produktionen seines Verleihs. Das Kartell der Studios ist gesprengt – und der Mann aus den Elendsvierteln Londons zählt endgültig zu den ganz Großen der Traumfabrik.

Mann, Frau, Kind, sein Name ist nun in aller Munde: Charles Spencer Chaplin. ●

**Constanze Kindel, 34, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.**

**LITERATUREMPFEHLUNGEN:** Charles Chaplin, „Geschichte meines Lebens“, Fischer: unterhaltsame Autobiografie über seinen märchenhaften Aufstieg zum Weltstar – allerdings nicht immer ganz faktentreu. Stephen Weissman, „Chaplin – A Life“: brillantes Porträt der Leinwand-Legende und des Künstlermilieus, das sie geprägt hat, verfasst von einem renommierten Psychiater.



# 1250 KILOMETER BIS KIGOMA

Von RALF BERHORST



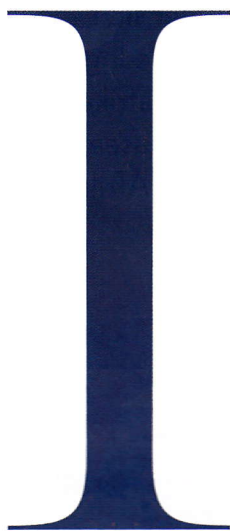
Fast 58 Stunden dauert die Fahrt der neuen Bahn von der Hafenstadt Daressalam am Indischen Ozean nach Kigoma am Tanganjikasee, der Endstation. Anfang 1914 begrüßen deutsche Bewohner der Kolonie in Kigoma die erste Lokomotive



Es ist ein Sieg über die Natur und ein Symbol imperialer Herrschaft, nach der sich das Deutsche Reich so lange gesehnt hat: Am 1. Februar 1914 vollenden weiße Ingenieure und Tausende von schwarzen Arbeitern in dem Überseegebiet »Deutsch-Ostafrika« eine mehr als 1200 Kilometer lange Bahnstrecke von der Küste zum Tanganjikasee im Landesinneren. Der Erfolg schürt die Hoffnung der jungen Kolonialmacht, in Afrika endlich Gewinne zu erwirtschaften. Doch der Triumph ist teuer erkauf







Im Frühjahr 1914 ist Deutschland nicht nur eine der modernsten Industrienmächte Europas, sondern gebietet auch über Außenposten in den Tropen. 7000 Kilometer von Berlin entfernt liegt beispielsweise „Deutsch-Ostafrika“, die in der Heimat bekannteste Kolonie im Besitz des Kaisers. Ein Herrschaftsgebiet, doppelt so groß wie das Mutterland.

Auf dem Kilimandscharo, im Nordosten des Territoriums (dem heutigen Tansania, Ruanda und Burundi), hat ein thüringischer Forschungsreisender 1889 die Reichsflagge gehisst. Seither heißt der höchste Berg Afrikas, der im Kilimandscharo-Massiv gelegene Kibo, „Kaiser-Wilhelm-Spitze“. Im Schatten des fast 6000 Meter hohen Vulkans grasen Rinder aus dem Allgäu, die zu den Herden deutscher Siedler gehören.

In der Küstenstadt Daressalam am Indischen Ozean, dem Sitz des kaiserlichen Gouverneurs, sind Straßen nach deutschen Kolonialbeamten und Wissenschaftlern benannt. Ein Bismarck-Denkmal erhebt sich über gepflegten Wegen. Palmen und Mangobäume rahmen eine mächtige Kirche mit gotischen Spitzbögen.

An besonderen Feiertagen paradiere schwarze Kolonialsoldaten zu preußischer Marschmusik durch die Straßen. In den Schulen lernen einheimische Kinder unter dem Porträt Wilhelms II. das Alphabet, damit sie den Kolonialherren später als loyale Schreiber oder sonstige Angestellte dienen können.

Und im Westen des Landes bahnen sich deutsche Ingenieure einen Weg durch die Wildnis: Seit neun Jahren treiben Arbeiter einen Schienenstrang voran – durch staubige Dornstrauchsavannen und ausgedehnte Wälder, durch malariaverseuchte Gegenden und sumpfige Flussniederungen.

Es ist eines der kühnsten und ehrgeizigsten Projekte im Kolonialreich des Kaisers: eine rund 1250 Kilometer lange Eisenbahnlinie, die Daressalam mit Kigoma verbinden soll, einem Handelsplatz an den Ufern des Tanganjikasees.

An die Trasse knüpfen die Herren über Deutsch-Ostafrika große, beinahe verzweifelte Hoffnungen: Sie soll helfen, ihre riesigen Besitzungen besser zu erschließen und auszubeuten. Denn noch ist das tropische Deutschland ein Verlustgeschäft; Berlin hat mehr Geld in die Kolonie investiert, als sie einbringt.

Am 1. Februar 1914 erreichen die Ingenieure endlich ihr Ziel. Das Bauvorhaben ist vollendet. Die Zukunft der Kolonie scheint gerettet.

Am 15. August soll die Tanganjikabahn eingeweiht werden. Der deutsche Kronprinz und mehrere Reichstagsabgeordnete haben sich als Gäste angekündigt, es gibt Gerüchte, dass sogar Wilhelm II. anreisen wird. Und auf einer Helling in Kigoma bauen Techniker einen Dampfer zusammen, der in Einzelteilen aus Deutschland an Afrikas Ostküste transportiert worden ist: die „Graf Goetzen“. Tausende Träger haben die Kisten ins Landesinnere gebracht.

Wird der Kaiser im August mit der neuen Eisenbahn zum Tanganjikasee fahren und dann mit seinem Schiff übers Wasser gleiten?

Drei Jahrzehnte zuvor ist das Deutsche Kaiserreich eine europäische Großmacht ohne Kolonien. Kanzler Otto von Bismarck hält nichts von Überseegebieten, er will „keine verwundbaren Punkte in fernen Weltteilen“ schaffen, zumal Deutschland über keine Flotte verfügt, um sie im Kriegsfall zu schützen.

Ein gutes Verhältnis zu England ist dem erfahrenen Bündnisstrategen wichtiger als „20 Sumpfkolonien in Afrika“, wie er einmal sagt. Zudem sind Bismarck

die Kosten eines imperialen Abenteuers sehr bewusst.

Die deutsche Bevölkerung aber begeistert sich zunehmend für die koloniale Idee. Immer mehr Menschen treten in den 1880er Jahren einem der zahlreichen Vereine bei, die lautstark für ein Reich in der Fremde werben.

Das imperiale Streben speist sich bei vielen Deutschen aus Großmannssucht, aber auch aus Minderwertigkeitsgefühlen und kollektiven Ängsten: vor wirtschaftlichen Krisen, vor Abstieg und revolutionären Umtrieben. So sollen die Kolonien unter anderem auch das Problem mit der angeblichen „Überproduktion an Menschen“ (so der Historiker Heinrich von Treitschke) im Deutschen Reich lösen.

Tatsächlich nimmt die Zahl der Deutschen in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts rasant zu: von knapp 41 auf über 56 Millionen. Manche Wissenschaftler sagen schwere Hungersnöte voraus. In den überseeischen Siedlungen, so hoffen die Koloniallobbyisten, könnten all jene Menschen eine neue Heimat finden, für die in Deutschland kein Platz mehr ist.

Zugleich sollen die fernen Besitzungen als Märkte für deutsche Waren dienen und so die Wirtschaft vor Absatzkrisen schützen, dem Reich neue Rohstoffquellen erschließen. Doch vor allem sollen Kolonien dem jungen Staat endlich zu Weltgeltung verhelfen.

Die deutsche Nation sei „bei der Verteilung der Erde leer ausgegangen“, mahnen Befürworter des Ausgreifens in die Welt in einem Aufruf von 1884: Nun gelte es, „das Versäumnis von Jahrhunderten gutzumachen“.

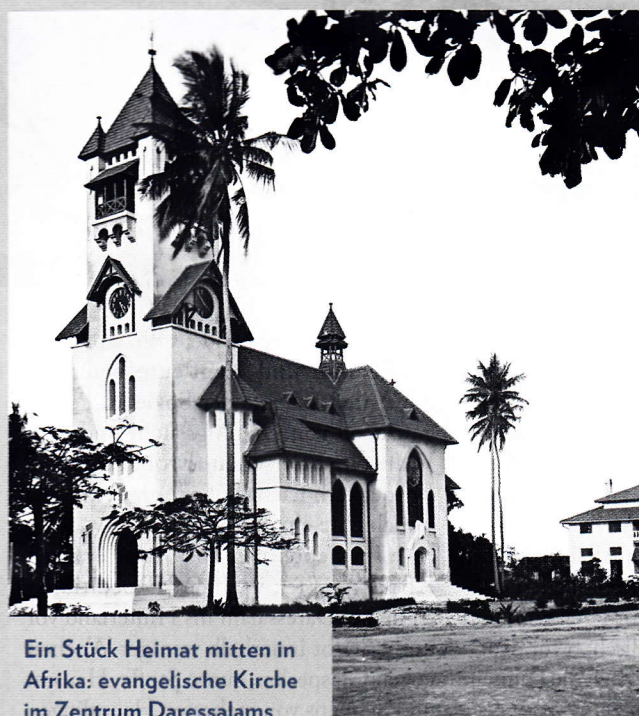
Die Zeit drängt. Denn schon seit einigen Jahren wetteifern die europäischen Mächte um die letzten noch nicht verteilten Territorien des Planeten, darunter auch weite Regionen im zentralen und südlichen Afrika. Und erneut droht das Deutsche Reich zu kurz zu kommen.

Schließlich beugt sich Bismarck dem Druck der Imperialisten – wohl nicht aus Überzeugung, sondern aus politischem Kalkül: Im Herbst 1884 wählen die Deutschen einen neuen Reichstag, und der Kanzler will die regierungsfreundlichen Parteien stärken.

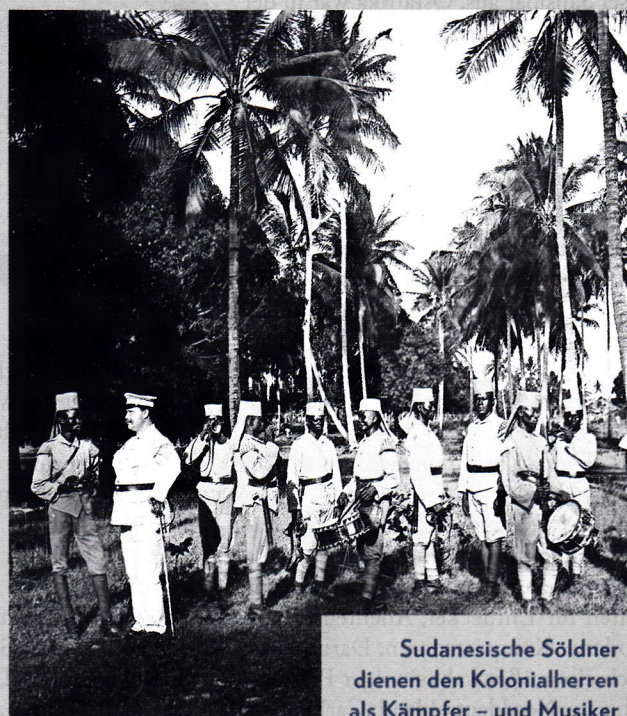




Etwa 800 Deutsche verwalten die Kolonie in Ostafrika – hier zwei auf Zebras reitende Unteroffiziere der sogenannten »Schutztruppe«



Ein Stück Heimat mitten in Afrika: evangelische Kirche im Zentrum Daressalams



Sudanesische Söldner dienen den Kolonialherren als Kämpfer – und Musiker



Im April des gleichen Jahres übernimmt das Reich die Schutzherrschaft über ein 580 000 Quadratkilometer großes Gebiet in Südwestafrika, das ein deutscher Geschäftsmann zuvor auf eigene Faust von einheimischen Häuptlingen erworben hatte. Dem Abenteurer droht der Bankrott, das Prestige der Nation steht auf dem Spiel.

Anfangs ist es kaum mehr als eine symbolische Garantieerklärung, die Bismarck abgibt (er prägt auch das Wort „Schutzgebiet“, um nicht von Kolonien reden zu müssen). Nur im Falle eines Angriffs von außen soll der Staat eingreifen, um die Hoheitsrechte dort lebender deutscher Händler zu schützen.

Doch der Präzedenzfall zieht weitere Erwerbungen nach sich: Vom Sommer 1884 an weht die Reichsflagge auch über Protektoraten in Kamerun und Togo. Deutschland ist plötzlich Kolonialmacht.

Inzwischen richtet sich der Blick anderer europäischer Mächte verstärkt nach Ostafrika – auch weil der 1869 eröffnete Suezkanal die Fahrt für Dampfer und Segler verkürzt hat.

Jahrhundertlang herrschten in der Region arabische Potentaten von der Insel Sansibar aus. Ostafrika war in der Hand von Menschenhändlern. Sklavenjäger durchkämmten das Landesinnere, verschleppten Hunderttausende Einheimische zur Küste und verkauften sie auf den Märkten des Eilands.

Die Zölle brachten den Arabern große Reichtümer ein, bis England 1873 Kriegsschiffe gegen Sansibar ausschickte – nicht um die Insel zu erobern, sondern um den Sklavenhandel zu unterbinden, der im Königreich wortmächtige Gegner hatte. Das Sultanat, ohnehin durch Thronkämpfe geschwächt, musste sich fügen und verlor bis auf einen Streifen entlang der Küste seinen Einfluss über das ostafrikanische Festland.

Der Feldzug im Namen der Sklavereibekämpfung schuf aber auch ein Machtvakuum – und reichlich Gelegenheiten für Entdecker, Abenteurer und moderne Konquistadoren. Darunter ist auch ein großemwahnsinniger Pfarrerssohn aus Norddeutschland: Carl Peters.

Im Februar 1905 beginnt der Bau der Tanganjikabahn, die die wirtschaftlich schwache Kolonie beleben soll. Die Knochenarbeit leisten Schwarze, die vielfach zum Bahnbau gezwungen werden und mit nichts als Spitzhacken ausgerüstet sind



Der studierte Lehrer, der sich mit Napoleon vergleicht und für eine Wiedergeburt des Mongolenherrschers Dschingis Khan hält, träumt davon, ein Kolonialimperium nach dem Vorbild des Britischen Empire zu erobern: ein „deutsches Indien“ in Afrika, das vom Indischen Ozean bis zum Atlantik reicht, vom Sambesi bis zu den Nilquellen.

Peters und seine Förderer gründen im März 1884 die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“. Das Ziel: die kühnen Pläne in die Tat umzusetzen.

Gewerbetreibende, Offiziere, kleine Beamte und Kaufleute zeichnen die Anteilsscheine der Sozietät. Peters, getrieben von Geltungssucht und dem Wunsch, britischen Eroberern und Entdeckern nachzueifern, glaubt, in die Geschichte einzugehen.

Im September 1884 reist er nach Afrika, stößt mit einem Expeditionstrupp bei Daressalam ins Hinterland vor und erwirbt innerhalb weniger Wochen gegen Glasperlen, bunte Stoffe, Hausrat und Schnaps von mehreren Häuptlingen





insgesamt 140 000 Quadratkilometer Land – eine Fläche, etwa doppelt so groß wie Bayern. Die Verträge sind kaum verdeckter Betrug: Die meisten der lokalen Herrscher wissen gar nicht, was sie da unterschreiben. Peters hat die Kontrakte auf Deutsch verfasst und absichtlich nicht übersetzt – und lässt als Warnung vor einem Vertragsbruch Gewehrsalven in die Luft abfeuern.

Doch die großen Pläne, die er für den Besitz des Unternehmens hegt, scheitern bald: Der Kaiser gewährt der

von Peters gegründeten „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“ zwar einen Schutzbrief, doch die Firma macht keinen Gewinn. Ihre Versuchsplantagen für Tabak, Baumwolle, Tee und Vanille verkümmern. Den Deutschen fehlt es an Kapital und Arbeitskräften, außerdem verstehen sie nichts von den Böden in der Region.

Nach gut drei Jahren haben die Gesellschaftler der DOAG genug: Sie setzen den glücklosen Peters ab – und begehen kurz darauf einen verhängnisvollen Feh-

ler. Als die Firma versucht, in den Küstenstädten Zoll einzutreiben, rebelliert die alte arabische Oberschicht.

Die Profiteure des Sklavenhandels weigern sich, die Flagge des Sultans von Sansibar niederzuholen und die der Deutschen zu hissen. Sie stürmen deren Stationen, metzeln Missionare nieder.

Abermals steht südlich des Äquators das deutsche Ansehen auf dem Spiel, wie bereits in Südwestafrika.

Nun ist das Reich in der Pflicht: 1889 schickt Kanzler Bismarck Kanonenboote für eine Küstenblockade sowie ein Expeditionskorps von etwa 100 Freiwilligen, das zusammen mit 1800 afrikanischen Söldnern die Revolte niederschlägt. Notgedrungen übernimmt das Reich die Verwaltung des ostafrikanischen Schutzgebietes, die DOAG ist ohnehin fast pleite.

Ein Gouverneur sowie deutsche Beamte reisen nach Daressalam. Eine „Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika“ bezieht Quartier; ihre Offiziere sind zumeist Deutsche, die Kämpfer sudanesisische Söldner.

Ostafrika ist eine Beute von zweifelhaftem Wert: Krankheiten wie Pest, Cholera, die Pocken, Schlafkrankheit und Malaria grassieren hier. Immer wieder verheeren Dürren und Heuschreckenschwärme die Äcker. Zudem ist die Region in unzählige Stammesreiche zersplittert. Weite Teile des riesigen Gebietes können die Deutschen anfangs gar nicht erschließen. Sie herrschen vor allem in den Städten an der Küste, im Hinterland setzen sie willfährige Dorfälteste und Ortsvorsteher als Unterbeamte ein.

Um Neuland nutzbar zu machen, kommen einige Hundert Siedler und Farmer ins Land – doch nie wird Ostafrika zur Heimstätte für deutsche Auswanderer in nennenswerter Zahl. Zu unsicher und hart erscheint vielen das Leben in der Ferne.

Nur entlang der Küste und in drei hoch gelegenen Regionen können die Europäer das Tropenklima überhaupt ohne gesundheitliche Probleme ertragen, weil dort die Luft wenigstens in den Nächten abkühlt.



Beim Bau der Bahnlinie treiben Arbeiter auch diesen Tunnel durch einen Berg



Jede Schiene wird aus Europa importiert – und von Hand auf den Damm

Kontrolleure lassen sich von Einheimischen über die fertiggestellte Strecke ziehen



Die Siedler, die sich hierher wagen, treten wie Herrenmenschen auf. „Streng muss der Afrikaner, der ein Kind ist und bleibt, behandelt werden, für Milde und nachsichtige Güte hat er wenig Verständnis und deutet sie stets als Schwäche“, erklärt ein deutscher Plantagenbesitzer. Die Farmer prügeln ihre Arbeiter mit der Nilpferdpeitsche und bleiben ihnen oft den Lohn schuldig.

Weil die Deutschen glauben, dass sie die angeblich faulen Afrikaner zur Arbeit erziehen müssen, erheben sie ab 1898 eine „Hüttensteuer“. Die Abgabe soll die Einheimischen dazu bringen, für die Besitzer zu schuften. Denn wer die Steuer nicht bezahlen kann, muss Zwangsarbeit leisten, beim Wegebau oder auf den Plantagen. Mit dramatischen Folgen: Viele Bauern haben nicht mehr genug Zeit, die eigenen Felder zu bestellen. Ihre Familien hungern.

Aktiengesellschaften lassen bis 1914 Millionen Kaffeebäume anpflanzen. Doch weil der Kaffeepreis einbricht, wirft keine der Ländereien Profit ab. Auch Felder mit Tabak oder Kokospalmen sind zunächst nicht rentabel, da die Setzlinge oft nicht für die Böden und die Witterungsverhältnisse geeignet sind.

In der Hoffnung, sich von teuren Importen aus den USA unabhängig zu machen, zwingen die Deutschen jede Dorfgemeinschaft, auf einem ihrer gemeinsamen Felder Baumwolle anzubauen. Die Arbeitsbelastung wird immer weniger erträglich.

1902, nach fast zwei Jahrzehnten deutscher Herrschaft, ist die Bilanz ernüchternd: Die Willkür der Besitzer hat das alte Leben in den Dörfern zerstört. Die Ausfuhr des Landes an Elfenbein sind gesunken, die an Kautschuk haben sich, gemessen am Preis, nur wenig steigern lassen. Lebensmittel wie Reis und Getreide – früher im Überschuss geerntet – müssen nun eingeführt werden. Hungersnöte haben bereits Hunderttausende dahingerafft.

Ein Drama, und noch dazu ein kostspieliges: Knapp 80 Millionen Mark hat das Reich für seine Kolonie bislang ausgegeben – und so gut wie nichts dafür bekommen.

Die Wende soll ein neuer Transportweg bringen.



Schon seit 1891 existieren Pläne für eine „Zentralbahn“, die von der Küste zu den großen Binnenseen führen und den Handel beleben soll. Bislang benötigen Karawanen und Träger sechs Wochen vom Tanganjikasee nach Daressalam.

Doch die Kapitalgeber in Deutschland zögern. Erst als der Reichstag 1904 eine Zinsbürgschaft übernimmt, finden sich Investoren, die bereit sind, für die eigens gegründete „Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft“ ein Kapital von 21 Millionen Mark aufzubringen.

Das Vorhaben ist gewagt. Sicher: Neue Verwaltungs- und Regierungsgebäude erheben sich nun in Daressalam, dazu ein Postamt, Schulen und Krankenhäuser. Die Bucht, an der die Stadt liegt, haben die Deutschen zu einem modernen Hafen ausgebaut, die Landungsbrücke mit Palmen geschmückt. Um den Hafen windet sich eine elegante Strandstraße, das „Kaiser-Wilhelm-Ufer“. Aber: Die Bahn – ein Großprojekt in den Tropen – bleibt ein Wagnis.

Weil genaue Karten fehlen, müssen die Ingenieure das Gelände selber erkunden, Steigungen und Krümmungen berechnen. Der Gleisstrang soll das Zentralplateau Ostafrikas erklimmen, von Meereshöhe bis auf 1326 Meter klettern. Die Experten entscheiden sich, den alten Karawanenwegen nach Westen zu folgen. Baumaterialien wollen sie über bereits vollendete Abschnitte der einspurigen Bahn heranzuführen.

Jede Schraube, jede Schiene müssen sie aus Deutschland importieren; alle größeren eisernen Überbauten setzen Techniker vor dem Transport zusammen, überprüfen die Konstruktion und schrauben sie wieder auseinander.

Auch die Schwellen werden in den Stahlfabriken von Krupp, Hoesch und Union gegossen und nach Daressalam verschifft; hölzerne Querstreben würden die Termiten zerfressen.

Am aufwendigsten sind die Erdarbeiten entlang der Trasse. Die Knochenarbeit leisten einheimische Kontraktarbeiter für Hungerlöhne. Weiße sind nur als Ingenieure und Aufseher eingepplant. Doch es melden sich nur wenige afrikanische Freiwillige, obwohl eine bald eingeführte Kopfsteuer die Abgabenlast noch erhöht und den Zwang

zur Erwerbsarbeit bei den Deutschen verschärft. Doch zu verhasst sind diese Tributdienste fern des eigenen Dorfes.

Anwerber durchkämmen das Binnenland; sie bestechen Dorfälteste und Ortsvorsteher mit Schnaps, um Arbeiter unter Vertrag zu nehmen. Wer sich weigert, muss mit Prügeln rechnen oder damit, dass seine Hütte in Flammen aufgeht. Tausende Menschen pressen die Werber so zum Eisenbahnbau.

Am 9. Februar 1905 beginnt in Daressalam mit dem ersten Spatenstich der Bau einer Teilstrecke der Tanganjikabahn. Noch ahnen die Deutschen nicht, dass eine Katastrophe kurz bevorsteht.



Erste Probleme kündigen sich schon wenige Kilometer hinter der Hauptstadt an: Das Gelände erweist sich als dicht bewachsen, der lehmig-sandige Boden der Hügelketten mit der bald einsetzenden Regenzeit als tückisch.

Für die Erdarbeiten erhalten die Schwarzen keine Spaten, denn sie besitzen ja keine Schuhe, um sie mit einem Tritt in den Boden zu rammen. So müssen sie die Trasse mit Spitzhacken anlegen, Dämme aufschütten und Entwässerungsgräben ziehen. Auch Schubkarren gibt es nicht, keinerlei Baumaschinen und wegen der Tsetsefliegen, den Überträgern der Schlafkrankheit, kaum Pferde oder Maultiere. Ihre schwitzenden Leiber würden die todbringenden Insekten in Schwärmen anlocken.

Das Erdreich und die Gesteinsbrocken tragen die Arbeiter in Körben fort, die sie auf ihren Köpfen tragen. Schienen, die 28 Kilo pro Meter wiegen, sowie eiserne Schwellen verlegen sie von Hand.

So geht es nur mühsam voran: Um eine Flussebene zu überwinden, müssen die Aufseher weitaus mehr Brückenfun-

damente mauern und Stahlträger zusammennieten lassen als gedacht. Ein Tunnel bei Kilometer 27 stürzt mehrfach ein und begräbt zahlreiche Arbeiter unter sich.

Die Einheimischen kampieren in Grashütten entlang der Strecke, Gestrüpp und Sandflöhe zerstecken ihre Füße und Beine. Häufig entzünden sich die Wunden zu schmerzenden Geschwüren. Wegen der schlechten Verpflegung quälen sie Durchfall und Mageninfektionen. Viele fliehen, um den Schlägen der Aufseher zu entgehen.

Die Zwangsherrschaft der Deutschen ist für die Afrikaner bald nicht mehr zu ertragen. Ende Juli 1905 bricht südlich der Trasse ein Aufstand gegen die Besatzer los: Ein kleiner Trupp von Einheimischen vernichtet eines der verhassten Baumwollfelder.

Wenige Wochen später überfallen die Rebellen eine Gruppe deutscher Missionare und durchbohren einen katholischen Bischof und seine vier Begleiter mit ihren Speeren. Nach und nach erfasst der Aufstand immer mehr Bezirke.

Eigentlich haben die Rebellen keine Chance gegen die hochgerüstete Übermacht, aber ein religiöser Kult befeuert sie: Propheten verheißen ihnen, dass eine geheiligte Flüssigkeit sie unverwundbar mache, die Kugeln der Feinde einfach abprallen lasse. Das Zauberelixier besteht aus Mais und Hirse, vermischt mit Wasser, das aus einem heiligen Fluss geschöpft wird.

In ihrem Wahn stürmen die Rebellen gegen deutsche Maschinengewehre an – und werden von der Schutztruppe niedergemäht. Die deutschen Offiziere setzen Dörfer, Getreidefelder und Obstheime in Flammen, zünden Vorratsdepots an und konfiszieren Viehherden, um die Aufständischen auszuhungern.

Im Sommer 1907 ist der letzte Widerstand gebrochen. Wohl mindestens 120 000 Einheimische sind tot – das schlimmste aller Massaker im deutschen Kolonialimperium. Schlimmer noch als der Völkermord an den Herero in Deutsch-Südwestafrika im Jahr 1904, bei dem schätzungsweise 75 000 Menschen umkamen.

Bei vielen Deutschen führt der Aufstand zu einer neuen Einsicht. Sie erkennen die Gründe des Unmuts:



„Diese sogenannte Tributarbeit hasst der Neger bis aufs tiefste“, schreibt ein Siedler, „er muss sich derselben jedoch fügen, sonst wird ihm sein Vieh fortgenommen und seine Hütte mit allem, was darin ist, verbrannt. Meine Ansicht geht dahin, dass wir nach dem bestehenden System Gefahr laufen, diese schöne Kolonie durch unsere eigene Schuld zu verlieren. Wir müssen erst lernen, den Neger richtig als Menschen und nicht als Vieh zu behandeln.“

Niemand steht so sehr für diese neue Sicht wie Albrecht Freiherr von Rechenberg, der seit 1906 als Gouverneur in Daressalam residiert. Rechenberg, ein erfahrener Berufsdiplomat, ist ein eigenwilliger Mann mit einer geradezu revolutionären Idee: Er will auch für die Einheimischen sorgen – solange die Kolonie wirtschaftlich gedeiht. Deutsch-Ostafrika soll keine Plantagenkolonie mehr sein, sondern ein „Land für Kaufleute und eingeborene Kulturen“.

Den erzwungenen Baumwollanbau in den Dörfern schafft Rechenberg ab und geht gegen das exzessive Prügeln vor. Sein kühnster Plan: Die Kolonie soll künftig von dem leben, was die Einheimischen auf ihren Feldern erwirtschaften, nicht von den Ländereien der Deutschen. Zusammen mit dem in Berlin neu geschaffenen Reichskolonialamt treibt er auch den Bau der Tanganjikabahn voran.

Die Strecke ist jetzt Teil seiner Reform, sie soll die Plantagen der Einheimischen tief im Landesinneren erschließen. Ganz uneigennützig ist das Bauvorhaben freilich nicht: Es soll den Deutschen dienen, im Fall neuer Unruhen rasch Truppen bewegen zu können.

**Der Bahnbau** ist durch den Aufstand ins Stocken geraten. Nun melden sich vermehrt Freiwillige. Ein neuer Leiter untersagt seinen Untergebenen „auf dem Eisenbahngelände Tötlichkeiten gegen Eingeborene“, verlangt von ihnen, „auch im Neger den Menschen zu sehen“. Arbeiterkommissare achten fortan darauf, dass die Lohnkräfte ihre täglichen Rationen an Reis oder Mehl erhalten und von Medizinern betreut werden.

Gouverneur Rechenberg erlässt eine neue Schutzverordnung: Die tägliche Ar-

**Camp eines Kolonialbeamten in Deutsch-Ostafrika. Nach Fertigstellung der Tanganjikabahn blüht die Kolonie endlich auf. Doch noch ehe sie Gewinne abwerfen kann, macht der Krieg die deutschen Weltmachtträume zunichte**



beitszeit soll zehn Stunden nicht überschreiten, der Lohn auch bei Krankheit gezahlt werden.

Mehr als 10 000 Männer schufteten bald gleichzeitig an den Gleisen. Im Oktober 1907 kann die erste Teilstrecke von 209 Kilometer Länge eingeweiht werden. Um den Weiterbau der Strecke bis zum Tanganjikasee zu sichern, übernimmt der Staat fast alle Anteile der „Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft“.

Denn nun ist Eile geboten: Das belgische Parlament bewilligt im Mai 1911 den Bau einer Querbahn, die aus der Kongo-Kolonie – also von Westen her – zum Tanganjikasee vorstoßen soll. Die Strecke könnte einen großen Teil des Handels aus dem afrikanischen Seengebiet zur Atlantikküste abziehen und das deutsche Gleis teilweise überflüssig machen. 1912 beginnen die Belgier mit dem

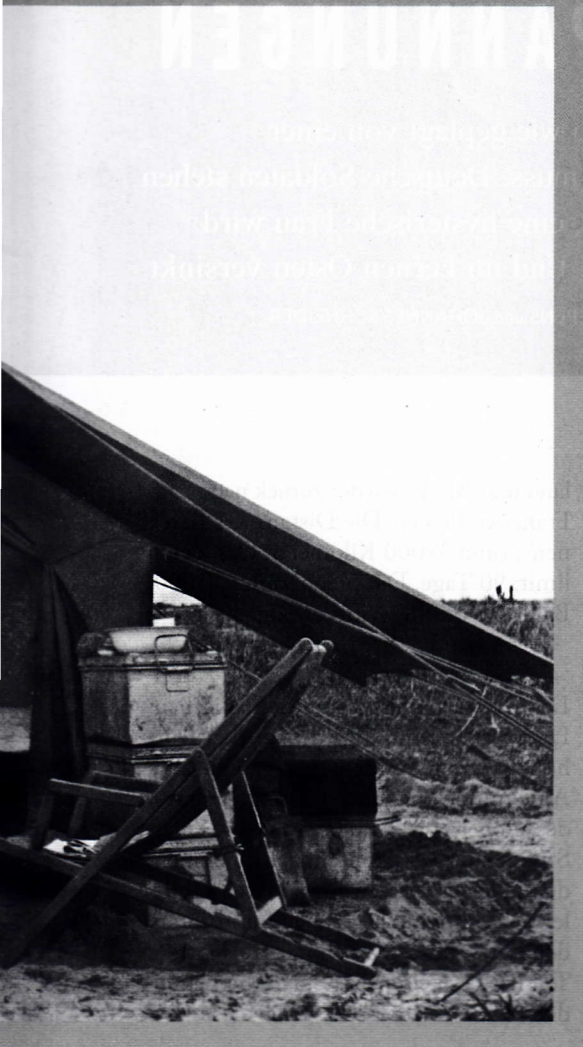
Bau ihrer Linie, die nur 273 Kilometer lang sein wird; vor den Ingenieuren der Tanganjikabahn liegen dagegen zu diesem Zeitpunkt noch rund 405 Kilometer.

Doch das flache Gelände des Zentralplateaus begünstigt jetzt die Deutschen. Riesige Affenbrotbäume, die im Weg stehen, werden mit Dynamit gesprengt, Termitenhügel eingestampft. An bereits fertigen Streckenabschnitten errichten die Arbeiter Stationsgebäude, Rampen, Wartehallen und Loksuppen.

Ende Januar 1913 erreichen die Bautrupps den Malagarassi-Fluss – das letzte große Hindernis vor Kigoma, dem Zielort in 170 Kilometer Entfernung. Der Strom überschwemmt während der Regenzeit eine breite Niederung.

Fast ein halbes Jahr wächst die Tanganjikabahn um keinen einzigen Meter. Die Arbeiter müssen erst zwölf Pfeiler in





das Flussbett mauern, die eine 160 Meter lange Brückenkonstruktion tragen sollen. Das 50 Meter lange Mittelstück montieren sie auf schwimmenden Pontons im flachen Wasser am Ufer zusammen und manövrieren es mit Seilen und Holzstangen vorsichtig in Position, bis sie es mit dem Gleisende, das bereits auf den steinernen Pfosten ruht, verbinden können.

Am 16. Juni 1913 ist es geschafft. Es geht wieder voran. Viereinhalb Monate später beginnt der Abstieg zum Tanganjikasee. Noch 34 Kilometer bis Kigoma.

Abermals müssen die Arbeiter gewaltige Erdmassen wegräumen. Aber bald sehen sie den See vor sich schimmern. Am 1. Februar 1914 erreicht das Gleis Kigoma. Die deutschen Ingenieure haben das Wettrennen gewonnen.

Schon am 15. März 1914 gibt der Gouverneur die Gesamtstrecke pro-

visorisch für den Verkehr frei. Einmal wöchentlich dampft nun ein Zug von Daressalam nach Kigoma, fast 58 Stunden dauert die Fahrt. Hunderte Kontraktarbeiter sind an Verletzungen, an Erschöpfung und Epidemien gestorben. Rund 124 Millionen Mark hat das Bauwerk gekostet.

Es ist ein Symbol imperialer Herrschaft und preußischer Gründlichkeit. Auf der Strecke gilt eine deutsche Betriebsordnung: Die Wagenklassen sind weitgehend nach Hautfarben getrennt, die gepolsterten Abteile der Ersten Klasse bleiben im Allgemeinen den Weißen vorbehalten. Es gibt Tarife für Hunde, Kamele, Strauße, Kälber und Ziegen.

Wirtschaftlich ist die Tanganjikabahn ein Erfolg. Schon seit 1911 wirft sie auf den bereits in Betrieb genommenen Teilstrecken Gewinn ab, befördern die Züge Zehntausende Passagiere pro Jahr.

Wichtiger noch: Der Schienenweg verbilligt den Transport von Kautschuk, Elfenbein, Wachs, Erdnüssen, Häuten, Fellen und Reis. Zudem macht er Sisal-, Reis- und Baumwollplantagen entlang der Strecke rentabel.

Die Tanganjikabahn erfüllt sogar die größte Hoffnung, die man in sie gesetzt hat: Die Kolonie kann schon in den letzten Jahren vor dem Krieg ihre Ausgaben in Höhe von 20 Millionen Mark aus eigenen Einnahmen bestreiten. Ein wichtiger Rohstofflieferant für das Reich oder Absatzmarkt für deutsche Exportwaren ist sie allerdings auch jetzt noch nicht.

Der Reformier Rechenberg erlebt die Vollendung der Tanganjikabahn nicht mehr im Amt; er ist 1912 über eine Intrige der weißen Siedler gestürzt, die das Gerücht streuten, er habe ein Verhältnis mit einem Bediensteten. So ist es sein Nachfolger Heinrich Schnee, der nun die Feierlichkeiten zum 30-jährigen Bestehen der Kolonie organisiert.

Daressalam erlebt in diesem Sommer 1914 eine beispiellose Blüte: In der Kapitale erleuchten nachts Laternen die Straßen, ein Elektrizitätswerk liefert Strom. Die Deutschen entspannen sich in Golf- und Tennisklubs, auf Fußballplätzen oder im Schießverein.

Im Hotel „Kaiserhof“ geben Musiker aus Europa Konzerte, die Brauerei

Schultz versorgt die Kolonialherren mit deutschem Bier. Es ist alles bereit für den Besuch des Kaisers in seinem tropischen Reich südlich des Äquators.

**Doch Wilhelm II.** wird nie einen Fuß in seine größte Kolonie setzen.

Am 5. August 1914 druckt die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“ ein Extrablatt mit der Überschrift: „England hat an Deutschland den Krieg erklärt“. Kurz darauf beschießen britische Schiffe die Hafenpromenade von Daressalam.

Gouverneur Schnee kann sich mit seiner auf 15 000 Mann verstärkten Schutztruppe bis 1916 in der Kolonie halten. Vor einer englischen Offensive weichen die Deutschen im November 1917 nach Portugiesisch-Ostafrika aus. Ein Jahr später kapitulieren sie.

Durch den Frieden von Versailles verliert das Reich 1919 nicht nur Deutsch-Ostafrika (den größten Teil der Kolonie sprechen die Siegermächte Großbritannien zu, den Rest Belgien und Portugal), sondern auch seine übrigen Schutzgebiete in Afrika sowie die Inseln und Archipele in der Südsee und die Region Kiautschou im Osten Chinas.

Der Traum von der Weltgeltung, einem deutschen Kolonialimperium, ist vorbei. Die alten Gleise der Tanganjikabahn aber existieren zum Teil noch heute. Auch die „Graf Goetzen“ fährt immer noch über den Tanganjikasee (wenn auch unter anderem Namen).

Sie ist das bleibende Symbol eines flüchtigen Wahns – des Traums von einem Stück Deutschland in den Tropen. ●

Dr. Ralf Berhorst, 46, ist Autor in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Rainer Tetzlaff, „Koloniale Entwicklung und Ausbeutung“, Duncker & Humblot: ältere, hervorragend recherchierte Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas, noch immer lesenswert. Horst Gründer, „Die Geschichte der deutschen Kolonien“, UTB: behandelt alle Aspekte des deutschen Überseeimperiums – von den Anfängen bis zu den Auswirkungen der Herrschaft in den ehemaligen Kolonien in Afrika, Ostasien und Ozeanien.



# EIN WINTER VOLLER SPANNUNGEN

Zu Beginn des Schicksalsjahres scheinen viele Menschen wie geplagt von einer fieberhaften Unruhe, die sich auf unterschiedliche Weise entladen muss. Deutsche Soldaten stehen wegen willkürlicher Verhaftungen von Zivilisten vor Gericht, eine hysterische Frau wird zur Mörderin, eine andere schlägt auf ein barockes Gemälde ein. Und im Fernen Osten versinkt ein jahrtausendealtes Reich im Chaos — Von ISABELLE BERENS und JOHANNES SCHNEIDER

In seiner Residenz am Bosphorus lässt Sultan Mehmed V. am Morgen des 4. Januar seine Zeitung fallen: Gerade hat er gelesen, dass der 32-jährige General Enver Pascha zum neuen osmanischen Kriegsminister ernannt worden ist. Mehmed weiß nun zweierlei: Die Jungtürken, die 1908 gegen seinen Vorgänger revoltiert und die konstitutionelle Monarchie eingeführt haben, berufen jetzt schon Minister, ohne ihn überhaupt zu informieren. Und: Sein Land wird zukünftig wohl noch näher an das Deutsche Reich rücken – Enver Pascha war jahrelang Militärattaché in Berlin, gilt als entschiedener Verfechter eines festen Bündnisses mit dem Kaiserreich.

Am 10. Januar spricht das Gericht den deutschen Oberst Adolf von Reuter frei, einen der Angeklagten in der sogenann-

ten Zabern-Affäre. Reuter hatte etliche Einwohner der elsässischen (seit 1871 dem Deutschen Kaiserreich angegliederten) Kleinstadt Zabern, die gegen das unverschämte, herrische und mitunter brutale Auftreten der kaiserlichen Soldaten demonstriert hatten, verhaften und über Nacht in einen Kasernenkeller sperren lassen. Das Gericht aber erkennt keine Willkür, sondern eine Art Selbsthilfe des Militärs. Die liberale Presse des Reiches ist empört. Kronprinz Wilhelm schreibt dagegen in einem Telegramm an Reuter: „Immer feste druff!“

Am Nachmittag des 18. Januar steht ein Beamter der Münchner Kriminalpolizei mit einer Vorladung vor der Wohnung eines jungen österreichischen Kunstmalers namens Adolf Hitler. Er wird aufgefordert, sich endlich in seinem Heimatland zum Wehrdienst zu melden. Eigentlich hätte er dies schon längst tun müssen, nur sein verwahrlostes Aussehen, sein Mangel an Bargeld und seine Rechtfertigungen und Entschuldigungen haben das österreichische Konsulat in München dazu veranlasst, von einer Geld- oder Haftstrafe abzusehen.

Zu den Attraktionen der für 1915 geplanten Weltausstellung in San Francisco soll auch ein Flugzeugrennen rund um den Globus gehören. Am 2. Februar veröffentlichen die Veranstalter die offizielle Route: In mehreren Dutzend Etappen sollen die Propellermaschinen von San Francisco über Kanada, Grönland, Europa, Russland, Korea, Neusee-

land und Alaska wieder zurück nach San Francisco fliegen. Die Distanz des Rennens: rund 35 000 Kilometer. Das Zeitlimit: 90 Tage. Die Siebprämie: 20 000 Britische Pfund – ein Vermögen.

Der Militärputsch in der peruanischen Hauptstadt Lima beginnt in den frühen Morgenstunden des 4. Februar. Angeführt vom Oberst Oscar Benavides, erobern die Truppen in knapp einer Stunde den Präsidentenpalast, nehmen den linksgerichteten Präsidenten Guillermo Billinghurst gefangen und töten den Kriegsminister. Schon am nächsten Tag hat Peru ein neues Staatsoberhaupt: den reaktionären Oscar Benavides.

Am 5. Februar erscheint Adolf Hitler in Salzburg bei der Musterung. Der Befund: zu schwach für den Wehrdienst.

Die Illustrierte „The American Magazine“ glaubt den Grund für die jährlich rund 100 000 Scheidungen in den USA gefunden zu haben: Blondinen. Fast immer seien sie verantwortlich für das Scheitern der Ehe, sagen Juristen, die Erfahrung in Scheidungsprozessen haben. Und einer von ihnen erklärt: Blonde Frauen seien nun mal von Natur aus kokett, wankelmütig und eitel.

Am 14. Februar bewilligt der Reichstag 46 000 Mark für die nächsten Olympischen Spiele. Das Sportfest soll im Sommer 1916 in Berlin stattfinden.



Im 1871 annektierten Elsass treten die deutschen Soldaten immer noch wie Besatzer auf – und provozieren so die Bevölkerung





Wegen pazifistischer Reden wird die Sozialdemokratin Rosa Luxemburg zu einem Jahr Haft verurteilt

Wegen „Aufforderung zum Ungehorsam“ verurteilt eine Frankfurter Strafkammer die Sozialdemokratin Rosa Luxemburg am 20. Februar zu einem Jahr Haft. Die Politikerin hatte Monate zuvor in zwei Reden an die Zuhörer appelliert, niemals die Waffen „gegen unsere französischen oder anderen ausländischen Brüder zu erheben“.

Am selben Tag steht der Reichstagsabgeordnete Graf Matthias Brudzewo-Mielczynski vor Gericht. Er hat auf einem kleinen Landschloss seine Ehefrau und seinen Neffen wegen deren Affäre erschossen. Er habe die Tat wie im Rausch begangen, sagt der Graf aus, blind vor Wut und Eifersucht. Das Urteil: Freispruch.

Die 16 Passagiere, die am 25. Februar am Jungferflug der „Ilja Muromez“ teilnehmen, haben es bequem: Die viermotorige Maschine, benannt nach einer russischen Sagengestalt, bietet komfortable Sessel, einen Salon, ein Bad und elektrisches Licht. Noch nie ist ein Flugzeug derart luxuriös ausgestattet gewesen.

Der späte Nachmittag des 7. März ist schon angebrochen, als Prinz Wilhelm zu Wied, Rittmeister der preußischen Armee, zum Herrscher von Albanien wird. Die Großmächte Österreich-Ungarn, Großbritannien, Italien, Russland, Frankreich und Deutschland haben ihn nach Albanien als neuen Monar-

chen des kleinen Balkanstaates ausgewählt. „Lang lebe Albanien!“, ruft der 37-Jährige bei der Antrittszeremonie in der Hafenstadt Durrës. Ab sofort heißt er Wilhelm I., Fürst von Albanien.

In der Londoner Nationalgalerie schlägt die Frauenrechtlerin Mary Richardson am 10. März mit einer Axt auf das Barockgemälde „Venus vor dem Spiegel“ ein. Sie habe „das Bild der schönsten Frau in der mythologischen Geschichte zerstören“ wollen, sagt sie – aus Protest gegen die Festnahme von Emmeline Pankhurst, einer Führungsfigur der Frauenbewegung und laut Richardson „der schönste Charakter der Gegenwart“.

Der britische Schriftsteller H. G. Wells beschreibt in seinem Science-Fiction-Roman „Befreite Welt“ radioaktive Sprengsätze, die ganze Städte auslöschen. Er erfindet auch ein Wort für die monströsen Waffen: Atombomben.

Die deutsche Telegraphie-Station Nauener (bei Berlin) stellt einen neuen Entfernungsrekord für drahtlose Nachrichtenübermittlung auf. Am 15. März gelingt dem Sender die Kontaktaufnahme mit Windhuk in Deutsch-Südwestafrika. Die Distanz, die das Funksignal zurücklegt, beträgt rund 8000 Kilometer.

Am 16. März betritt Henriette Caillaux, die Ehefrau des französischen Finanzministers, das Büro von Gaston Calmette, Chefredakteur des konservativen „Figaro“, und feuert fünf Schüsse auf ihn ab. Es ist ihre Vergeltung für viele demütigende Artikel über ihren Mann – und für Calmettes Drohung, kompromittierende Liebesbriefe des Paares zu veröffentlichen. Der Journalist erliegt wenig später seinen Verletzungen; seiner Mörderin wird vor Gericht vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit wegen „unkontrollierbarer weiblicher Emotionen“ bescheinigt. Ihr Mann aber tritt zurück.

In China ziehen mehrere Tausend Rebellen plündernd und mordend durch die Städte. Ihr Anführer, der als „Weißer Wolf“ bekannte Bai Lang, will eigentlich den autokratischen Präsidenten Yuan Shikai stürzen – denn der ist dabei, die chinesische Republik nur zwei Jahre nach ihrer Gründung nach und nach in eine Diktatur zu verwandeln. Doch die Übergriffe von Bais anarchistischer Truppe – darunter Arbeitslose, desertierte Soldaten und landlose Bauern – richten sich vor allem gegen die Zivilbevölkerung. Als



Auf Beschluss der Großmächte steigt Prinz Wilhelm zu Wied im März zum Fürst von Albanien auf

die Regierung in Beijing schließlich 100 000 Soldaten gegen Bais Horde schickt, flüchten die Aufständischen in die Berge.

Dem belgischen Arzt Albert Hustin gelingt am 27. März in Brüssel die erste indirekte Transfusion der Medizingeschichte. Bis dahin waren wegen der natürlichen Blutgerinnung nur Transfusionen direkt von Mensch zu Mensch möglich. Doch Hustin hat herausgefunden, dass Blut durch die Zugabe von Natriumcitrat lange flüssig bleibt. So schafft er die Grundlage für Blutkonserven, die gelagert und einfach transportiert werden können – eine revolutionäre Neuerung, die nun vor allem das Militär interessiert. ●



# DAS VORSPIEL DES DRAMAS

Vier Tage lang umwirbt Frankreichs Staatspräsident Raymond Poincaré (M.) den britischen König (I.) – hier bei einem Empfang vor dem Pariser Rathaus



Am 21. April 1914 macht König Georg V. von Großbritannien den Franzosen seine Aufwartung – als Ehrengast einer pompösen Feier zum zehnjährigen Bestehen der »Entente cordiale«, eines Paktes der beiden Großmächte. Der Staatsbesuch in Paris ist jedoch mehr als ein Fest unter Freunden: In Erwartung eines europäischen Krieges will Frankreich seinen Bündnispartner enger an sich binden – und in Geheimverhandlungen zu einem Abkommen mit Russland bewegen. Die Furcht der Deutschen, von feindlichen Staaten eingekreist zu sein, scheint sich kurz nach dem Pariser Treffen aufs Schlimmste zu bestätigen — Von MARION HOMBACH







„Herzliches Einvernehmen“ heißt ihr Abkommen – „Entente cordiale“. Doch so innig, wie der Name es andeutet, ist das Verhältnis der Großmächte Frankreich und Großbritannien gar nicht. Denn eigentlich haben sich die beiden Kolonialmächte in ihrem Vertrag vom Frühling 1904 lediglich über einige Territorien in Nordafrika geeinigt: Paris erkannte die Herrschaft der Briten über Ägypten an, London umgekehrt Frankreichs Einfluss in Marokko. Zudem klärte man strittige Fragen über die jeweiligen Ansprüche in Nordamerika, Zentralafrika und Asien.

Ob es darüber hinaus noch gegenseitige Pflichten gibt, ausdrückliche oder auch nur moralische, haben die beiden Parteien nie eindeutig geklärt. Die Franzosen etwa erhoffen sich feste Zusagen, dass London sie im Fall eines neuen Krieges in Europa unterstützt. Doch die Briten lassen im Unklaren, unter welchen Bedingungen sie eingreifen würden, in welcher Form – und ob überhaupt. Französischen Diplomaten signalisiert der

britische Außenminister Sir Edward Grey zwar, London stehe im Kriegsfall fest an der Seite Frankreichs; öffentlich hat Grey in den vergangenen Jahren aber stets dementiert, dass sein Land vertraglich verpflichtet sei, Paris zu helfen.

Umso pompöser will der französische Staatspräsident Raymond Poincaré daher den britischen König Georg V. und dessen Frau, Königin Maria, Ende April 1914 zum zehnten Jubiläum des Vertragsschlusses in Paris empfangen. Er will dem Herrscherpaar zeigen, wie viel Frankreich an einem festen Bündnis gelegen ist. Den König vielleicht mit dem grandiosen Empfang auch unter Druck setzen. Ihm und seinen Ministern möglicherweise sogar endlich eindeutige Zusagen entlocken.

Vor allem aber will Gastgeber Poincaré bei dieser Gelegenheit für eine neue Stufe der Kooperation werben: Großbritannien soll sich noch enger an den gemeinsamen Vertragspartner Russland binden. Alle drei Nationen sind bereits lose in der „Triple Entente“ vereinigt. Doch zwischen London und Sankt Petersburg gibt es konkret nur ein Abkommen über Einflussphären in Asien, etwa zum Status in Persien oder Tibet.



Hochrufe auf den britischen König sind zu hören, als Georg V. mit Poincaré in einer Kutsche durch Paris fährt: Die Franzosen erwarten, dass Großbritannien im Kriegsfall fest an ihrer Seite steht

Schon lange sind die europäischen Mächte in einem fein gewebten Netz von offenen Bündnissen und geheimen Verträgen gefangen gewesen. Doch in den Dekaden um die Jahrhundertwende ist das komplizierte System noch verworrener geworden – weil neue Nationalstaaten wie Deutschland oder Italien auf der internationalen Bühne erschienen sind und weil die Europäer nun auch in ferneren Kontinenten miteinander wetteifern. Selbst die klügsten Diplomaten durchschauen das System nicht mehr in Gänze.

Im Frühjahr 1914 wünschen sich Russland und Frankreich in dieser Beziehung mehr von Großbritannien: ein Marinebündnis zwischen der britischen Regierung und dem russischen Zaren, am besten mit gegenseitigen Beistandspflichten, zumindest aber zur Zusammenarbeit der Militärs im Krisenfall.

Eine Vereinbarung mit der unausgesprochenen Annahme, dass Sankt Petersburg, London und Paris vielleicht eines Tages gemeinsam Krieg führen werden. Vermutlich gegen Deutschland.

Paris, 21. April 1914. Die Stadt steht in voller Blüte: Weiß und rosé leuchten

die Kastanienbäume der Alleen in der Frühlingssonne. Vor allem aber strahlt das Dekor für den Besuch des britischen Königspaares: Blumenkörbe sowie goldene und scharlachrote Kronen mit Girlanden hängen an Masten zu beiden Seiten der Prachtboulevards. An manchen dieser Arrangements sind die Initialen des ehrwürdigen Paares zu sehen. Rosengebilde, britische und französische Flaggen schmücken die Häuser an den Straßenrändern.

Zwei große blumenbedeckte Dekorationstriumfbögen sind vorübergehend errichtet worden, einer trägt das Wappen der königlichen Gäste.

An den Fassaden einiger Geschäftshäuser haben Arbeiter riesige Kronen angebracht, die nachts elektrisch be-





Georg V. in Paris

leuchtet werden. Das Rathaus ist zu Ehren der Königin mit unzähligen Veilchen und weißen Nelken, zu Ehren ihres Mannes mit gelben Narzissen geschmückt, seinen Lieblingsblumen.

Als das Königspaar am 21. April mit der Fahrt vom Bahnhof des Bois de Boulogne zum Außenministerium am Quai d'Orsay seinen Staatsbesuch beginnt, säumen Soldaten der Garderegimenter und jubelnde Pariser Bürger den über sechs Kilometer langen Weg. Immer wieder sind Hochrufe auf König und Königin zu hören, als die Monarchen in offenen vierspännigen Kutschen die Menge passieren.

Für vier Tage ist die Auslandsreise angesetzt, der erste offizielle Staatsbesuch König Georgs. Und Paris bemüht sich um die Gäste wie um eine spröde Geliebte: 40 Köche bereiten für den Empfang des Königspaares und der 250 Bankettgäste im Regierungspalast das

Um zu beweisen, dass Paris ein attraktiver Bündnispartner ist, präsentiert der französische Staatspräsident die Stärke seiner Armee: Beim Einzug des britischen Königs marschieren Truppen am Arc de Triomphe auf

Menü vor. Im Außenministerium, in dem der royale Besuch logiert, werden Palmenherzen, Parmesansoufflés und Langusten gereicht. Dazu Champagner.

Handwerker und Künstler der Stadt überreichen König und Königin einen fein gewebten Wandschirm, eine speziell angefertigte Vase mit den Emblemen der Fürstenhäuser von York und Lancaster sowie eine blaurotgoldene Stickerei, die die Entente cordiale symbolisieren soll.

Für die Unterhaltung des Paares stehen auf dem Programm: ein Pferde-

rennen, der Besuch des Louvre, ein Opernabend, eine Theatervorführung.

Und damit kein Zweifel daran aufkommt, wie attraktiv Frankreich als Bündnispartner ist, demonstriert der Staatspräsident den Gästen auch die Stärke seiner Armee: Auf dem Exerzierfeld von Vincennes lässt er vor dem Königspaar Soldaten seiner Regimenter aufmarschieren, deren Gesamtzahl er gerade deutlich vergrößert hat – durch eine Verlängerung der Wehrpflicht von zwei auf drei Jahre. 12 000 Soldaten paradieren 40 Minuten lang unter dem Donner von Kanonen und Gewehren.

**Frankreichs Rolle** als militärisch stolzer Gastgeber und Vermittler internationaler Abkommen ist alles andere als selbstverständlich. Nur 40 Jahre zuvor lag die Nation zerschmettert am Boden. Im Deutsch-Französischen Krieg von



1870/71 hatte sie gerade ihre größte Niederlage erlebt – und jene politische Ordnung Europas, die Frankreich lange dominiert hatte, war zerbrochen.

Zur neuen großen Macht stieg nun das vom preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck 1871 gegründete Deutsche Reich auf – eine Zusammenballung von Menschen, Militär und Wirtschaftskraft, die weitaus stärker war als der zuvor in den deutschen Landen vorherrschende Staat Preußen.

Daher nannte der britische Premier Benjamin Disraeli den Krieg von 1870/71 und die damit verbundene deutsche Reichsgründung ein „größeres politisches Ereignis als die Französische Revolution“ und erkannte eine neue Welt, in der keiner der tradierten Grundsätze der Außenpolitik noch Geltung hatte. Er fürchtete, die europäische Machtbalance sei nun zerstört – zugunsten Berlins und zum Schaden Londons.

Tatsächlich mussten Europas Politiker und Diplomaten jetzt plötzlich ein Gleichgewicht zwischen den fünf großen Nationen finden, wollten sie in Zukunft Frieden und Stabilität gewährleisten.

Vor allem das derart erstarkte Deutschland musste bei seinen Nachbarn den Eindruck verhindern, es sei immer noch auf Expansion aus, wollte es nicht weitere Kriege riskieren. Deshalb verkündete Bismarck, inzwischen Kanzler des neuen Großstaates, das Deutsche Reich sei „saturiert“, also nicht an irgendeiner Form von Ausdehnung interessiert.

**S**ein oberstes außenpolitisches Ziel war es fortan, unter allen Umständen zu verhindern, dass sich eine Überzahl der anderen Großmächte gegen Deutschland zusammenschloss. Vor allem wollte er vermeiden, dass sich Frankreich und Russland annähernten und so Berlin von zwei Seiten – schlimmstenfalls in einem Zweifrontenkrieg – bedrohen konnten.

Um das zu erreichen, kam für ihn allerdings ein deutsches Bündnis mit Frankreich nicht in Betracht: Der Reichskanzler ging davon aus (zu Recht, wie man heute weiß), dass der Nachbarstaat, der mit dem verlorenen Krieg

das Elsass und große Teile Lothringens hatte abgeben müssen, auf Revanche sann und nicht auf Verständigung. Daher wandte Deutschland sich Russland zu.

Im Oktober 1873 hatte Bismarck die erste diplomatische Etappe erreicht: Der russische Zar schloss mit dem österreichisch-ungarischen und dem deutschen Herrscher ein „Dreikaiserabkommen“. Die drei Regenten bekannten sich zu Einigkeit und versprachen gegenseitige Konsultationen im Falle einer Krise.

Bismarck verringerte so auch die Gefahr eines Konflikts zwischen Österreich-Ungarn und Russland.

Denn schon seit Jahren stand auf dem Balkan ein Kampf um die Aufteilung des geschwächten Osmanischen Reichs bevor. Für den Zaren wie für den Kaiser in Wien lag diese Region zu nah, um sie der jeweils anderen Seite zu überlassen. Ein Streit aber zwischen Österreich-Ungarn, dem deutschen Bündnispartner in der Mitte Europas, und Russland, dem gewünschten strategischen Partner zur Vermeidung eines Zweifrontenkrieges, konnte für Bismarck nur von Nachteil sein.

Das Abkommen war zwar keine enge militärische Allianz, aber wichtiges Element einer außenpolitischen Strategie, die Bismarck nun nach und nach entwickelte: der Schaffung eines komplexen europäischen Bündnissystems, das gefährliche Allianzen gegen das Deutsche Reich unmöglich machte und zudem den alten Feind Frankreich systematisch isolierte.

Als das Dreikaiserabkommen 1887 an den unterschiedlichen Interessen Russlands und Österreich-Ungarns zerbrach, führte Bismarck seine Strategie mit anderen Mitteln fort: Er behielt die Allianz mit Wien bei und drängte – um zugleich Russland weiterhin an das Deutsche Reich zu binden – Sankt Petersburg im gleichen Jahr zum Abschluss eines Geheimabkommens, des sogenannten Rückversicherungsvertrags.

Darin versprachen sich Russland und Deutschland wohlwollende Neutralität, falls einer der Staaten von einer dritten Macht angegriffen würde.

In einem nochmals geheimen Zusatzprotokoll sagte Bismarck der russischen Seite sogar zu, sie bei ihrem Streben nach Kontrolle der zu jenem

Zeitpunkt noch osmanisch beherrschten Meerengen zwischen Schwarzem Meer und Mittelmeer diplomatisch zu unterstützen – selbst auf die Gefahr hin, dass dies zu einem Konflikt mit der Seemacht Großbritannien führen könnte.

Die Briten wiederum besänftigte der deutsche Kanzler, indem er sich bei den Verteilungskämpfen um die Kolonien in Afrika und Asien stark zurückhielt. Und um London von einem Bündnis mit Paris abzuhalten, förderte er im Februar 1887 den Abschluss eines Abkommens zwischen Großbritannien und Frankreichs mediterranem Rivalen Italien über Einflussgebiete im Mittelmeer.

Als sich dieser Vereinbarung wenig später auch Österreich-Ungarn und Spanien anschlossen, schien Bismarck sein Ziel endgültig erreicht zu haben.

Frankreich war isoliert.

**Doch nun**, im Frühjahr 1914, hat sich die Lage von Grund auf gewandelt: Von Bismarcks kompliziertem diplomatischen Geflecht ist einzig die Verbindung zwischen Berlin und Wien geblieben. Umgekehrt hat sich ein neuer Kreis gebildet, zu dem Deutschland nicht gehört – was Bismarck immer befürchtet hatte.

Aus der Isolation Frankreichs, so sehen es viele Politiker in Berlin, ist eine Umzingelung Deutschlands geworden.

Begonnen hat diese Entwicklung, als Bismarcks Amtsnachfolger Leo von Caprivi den auslaufenden Rückversicherungsvertrag mit Russland nicht verlängerte. Der Kanzler glaubte, er könne nicht ein Bündnis fortsetzen, das den Zusagen Deutschlands an Österreich-Ungarn zuwiderlief. Und in der Tat widersprachen sich ja die Abkommen mit Sankt Petersburg und Wien – doch davon hatte sich Bismarck in seiner Geheimpolitik nicht abhalten lassen.

Weil Berlin den Rückversicherungsvertrag nicht verlängerte, begann nun genau jene Entfremdung Deutschlands von Russland, die Bismarck zu verhindern gesucht hatte. Als Caprivi sich kurz darauf auch noch mit Großbritannien einigte, das britisch beherrschte Helgoland gegen Ansprüche in Ostafrika zu tauschen, war die Regierung in Sankt Petersburg davon überzeugt, dass Deutschland auf der Suche nach neuen





## NIKOLAUS II.

Da London und Berlin während der Balkankriege in den Jahren 1912/13 diplomatisch kooperiert haben, fürchtet der russische Zar eine Annäherung der beiden Mächte – und arbeitet deshalb auf ein Militärabkommen mit Großbritannien hin



## GEORG V.

Der britische König und sein Außenminister verfolgen in Paris einen heiklen Mittelkurs: Sie wollen Frankreich und Russland entgegenkommen, ohne ihre guten Beziehungen mit Berlin zu riskieren



## RAYMOND POINCARÉ

Frankreichs Staatspräsident befürchtet, dass das Deutsche Reich einen Präventivkrieg gegen sein Land sowie gegen das Zarenreich plant – daher will er die Briten für eine gemeinsame Marine-Allianz gewinnen

Partnern sei und sich für Russland nicht mehr interessiere.

Die Folge: Der Außenminister des Zaren nahm Verhandlungen mit Frankreich auf. Im Januar 1894 schlossen beide Staaten ein militärisches Bündnis. Zudem sollten mit französischem Kapital in Russland Eisenbahnen gebaut werden.

Deutschland dagegen verlor nicht nur einen Bündnispartner, sondern gewann auch keine wesentlichen neuen hinzu: Zwar verabschiedete sich London von seinem jahrelangen Dogma der Abstinenz bei europäischen Bündnissen, doch der neue Reichskanzler Bernhard von Bülow glaubte, Deutschland könnte

durch einen Vertrag mit Großbritannien nichts gewinnen.

Für einen Konflikt auf dem Kontinent sei die Inselmacht als Bündnispartner nicht zu gebrauchen, vermutete er, sie wäre sogar schädlich: Ein Abkommen mit London könne Berlin bei einem Konflikt auf dem Kontinent, etwa gegen Russland, isolieren, ohne militärisch zu helfen – weil Großbritanniens Trumpf, die Marine, kaum nützlich wäre.

Und eine Annäherung der Briten an Franzosen oder Russen sei wegen deren gegensätzlicher Interessen in Afrika und Asien nicht zu befürchten. Am besten solle sich Berlin gegenüber London neutral verhalten, so Bülow.

Doch diese Rechnung ging nicht auf. Das lag zum einen daran, dass Wilhelm II. und deutsche Politiker immer häufiger großspurige Bemerkungen über die weltpolitischen Ambitionen des Deutschen Reiches verbreiteten und ebenfalls einen „Platz an der Sonne“ für ihr bei der kolonialen Verteilung zu spät gekommenes Land einforderten.

Zudem begannen die Deutschen, ihre Flotte als Gegengewicht zur britischen Seemacht aufzurüsten. Und schließlich bauten sie eine Eisenbahn nach Bagdad; damit reklamierten sie eigenen Einfluss im Nahen Osten und machten den Briten ihre Vorherrschaft im Kolonialhandel streitig.

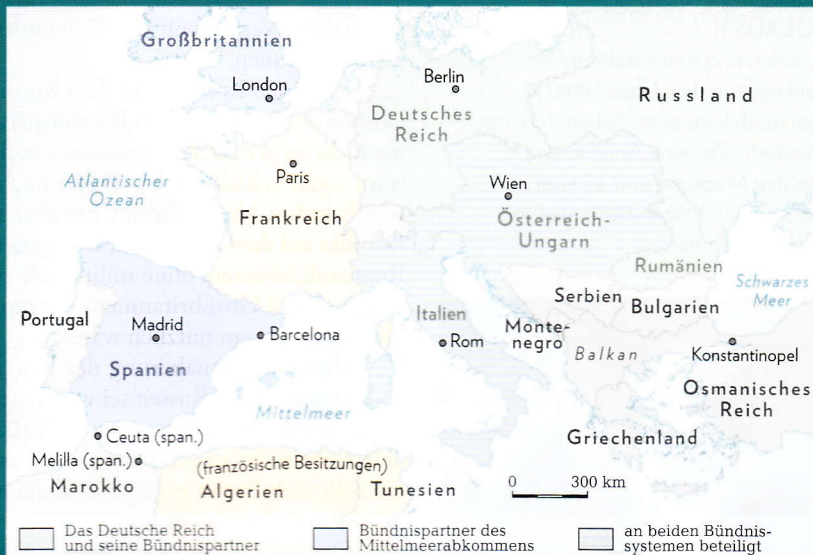
Darüber hinaus legten die alten Feinde Frankreich und Großbritannien ihre Unstimmigkeiten nach und nach bei. Auch waren in Europas Hauptstädten nun häufig politische Kräfte an der Macht, die für das Deutsche Reich wenig Sympathien hegten – etwa der britische König Eduard VII., ältester Sohn der 1901 verstorbenen Königin Viktoria.

Eduard VII. pflegte eine deutliche Abneigung gegen seinen deutschen Nefen Wilhelm II., hatte schlechte Erinnerungen an die Deutschenfreundlichkeit seiner königlichen Mutter und die strengen preußischen Hauslehrer seiner Kindheit – und war zudem mit einer dänischen Prinzessin verheiratet, die den Preußen noch immer den Krieg gegen ihr Heimatland im Jahr 1864 verübelte.

1904 schloss London mit Paris ein Abkommen über die kolonialen Interessen beider Staaten – die Entente cordiale. Das war ein großer Schritt, denn beide



## EUROPÄISCHES BÜNDNISSYSTEM, UM 1890



Durch eine komplexe Diplomatie verhindert der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck nach 1871, dass sich die Nachbarn gegen die neue Großmacht zusammenschließen: Er integriert Russland in ein Bündnissystem mit Österreich-Ungarn, fördert eine Verständigung der Briten mit Italien, Österreich und Spanien – und erreicht so die Isolation Frankreichs

## MÄCHTEKONSTELLATION IN EUROPA, 1914



Nach Bismarcks Entlassung 1890 betreibt Berlin eine aggressive Außenpolitik, was dazu führt, dass sich Frankreich, Großbritannien und Russland zusammenschließen: 1914 ist Deutschland von Gegnern umgeben. Von den alten Alliierten bleibt nur die Donaumonarchie als verllässlicher Partner – dem im Südosten mit den vom Zarenreich unterstützten Balkanstaaten neue Feinde erwachsen

Seiten einigten sich dadurch mit ihrem jeweils größten Konkurrenten.

Drei Jahre später wurde die Entente um ein loses Bündnis mit Russland erweitert, zur Triple Entente. Dies richtete sich allerdings nicht gegen Deutschland, sondern diente Großbritannien und Frankreich vor allem dazu, die ebenfalls erstarkende Militärmacht Russland an sich zu binden.

Bei den Deutschen aber, seit Bismarck von der Angst vor einem Zweifrontenkrieg getrieben, wuchs das Gefühl, isoliert und eingekreist zu werden. Ihnen blieb als Bündnispartner lediglich Österreich-Ungarn. Das allerdings war eher Problem als Hilfe. Denn der Vielvölkerstaat hatte größte Schwierigkeiten mit diversen Krisen auf dem Balkan: So schmiedeten etwa Serbien und Bulgarien Bündnisse mit dem Rivalen Russland.

Während des Besuchs des britischen Monarchen in Paris im Frühling 1914 soll die Zusammenarbeit innerhalb der Triple Entente weiter intensiviert werden.

Dass Frankreich an Großbritannien den Wunsch heranträgt, London möge eine Militärkooperation mit Sankt Petersburg schließen, geht auf die Russen zurück: Sie wollen so ihre Stellung gegenüber dem Deutschen Reich stärken, dessen Verhalten den Zaren in letzter Zeit nachhaltig verstimmt hat.

Denn Wilhelm II. hat im Dezember 1913 den deutschen Generalleutnant Otto Liman von Sanders mit einer Gruppe deutscher Offiziere in das Osmanische Reich entsandt, um dort auf türkischen Wunsch Soldaten auszubilden und bei der Organisation des Militärs zu helfen.

Vor Ort hat Liman von Sanders auch den Oberbefehl über ein osmanisches Regiment in Konstantinopel übernommen – an der Meerenge des Bosphorus. Für Russland ein Stich an einer empfindlichen Stelle: Denn der Zugang zum Mittelmeer ist für das Zarenreich eine der wichtigsten Handelsrouten. Mehr als ein Drittel seiner Exporte wickelt es über diese Wasserstraße ab.

Jetzt, wo das Ende des schon seit Jahrzehnten immer schwächer werdenden Osmanischen Reiches abzusehen ist, will Russland keiner anderen großen



europäischen Macht die Kontrolle über die Meerengen gestatten.

Noch schlimmer aber ist: Je stärker die Deutschen die osmanische Armee unterstützen, desto schlechter werden die russischen Chancen, bei einer Aufteilung des gewaltigen Osmanischen Reiches Gebiete hinzuzugewinnen.

Vor allem aber wirkt das deutsche Engagement stabilisierend auf die Region und erhöht die Lebensdauer des wankenden Staates – und auch daran hat Sankt Petersburg kein Interesse.

Gleichzeitig rüstet Russland mit französischer Finanzierung kräftig auf und baut Eisenbahnstrecken in sein gewaltiges Hinterland, um im Kriegsfall schneller Truppen an seine Westgrenze verlegen zu können.

Wirklich Krieg wollen in Russland nur einige Militärs und Politiker. Aber das Zarenreich strebt nach Sicherheit, einem möglichst weitgehenden Schutz in einem Konflikt, vor allem gegen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Denn der Zar weiß, was ihm im Fall einer Niederlage drohen könnte. Schon 1905 – nach dem desaströsen Waffengang gegen Japan – haben seine Untertanen rebelliert. Nur mit Gewalt, Reformen und Zugeständnissen konnte der Monarch den Unmut der Revolutionäre bändigen.

Ein Autokrat ist Nikolaus II. trotzdem geblieben. Er steht an der Spitze einer unfassbar reichen und feiersüchtigen Elite. In den prunkvollen Palästen von Sankt Petersburg amüsiert sich der russische Hochadel auf Kostümbällen, trinkt Champagner und stellt seinen Reichtum schamlos zur Schau. Bei manchem Aristokraten steht gar ein Schälchen voller Diamanten auf dem Tisch.

Die Mehrheit der Bevölkerung lebt dagegen in bitterer Armut. Auf dem Land führen viele Bauern noch die Existenz von Leibeigenen, obwohl sie de jure längst befreit worden sind. Viele von ihnen fliehen in die Städte, auf der Suche nach einer Anstellung in den Fabriken. Doch tauschen sie nur die Not in der Provinz gegen das Elend in den Arbeitervierteln.

Die dekadente Oberschicht in diesem zutiefst zerrissenen Land wird zum Feindbild radikaler neuer Kräfte wie den Bolschewiki. Erfüllt von der marxisti-

schen Idee des Klassenkampfes, wollen die Revolutionäre um Wladimir Iljitsch Lenin die Diktatur der Dekadenz stürzen und schließlich durch eine Alleinherrschaft der Arbeiter ersetzen.

Eine russische Niederlage in einem europäischen Krieg könnte ihnen die Gelegenheit dazu bieten.

**A**us Sicht des Zaren soll eine intensivere Kooperation der Russen mit den Briten auch verhindern, dass sich Berlin und London annähern: In zwei Kriegen, die 1912 und 1913 erst zwischen einem Bund aus Balkanstaaten und dem Osmanischen Reich, dann zwischen Bulgarien und seinen Nachbarn ausgebrochen sind, haben deutsche und britische Politiker erfolgreich dafür gesorgt, dass die Konflikte auf die Region begrenzt blieben.

Die russischen und französischen Entente-Partner fürchten daher, London könne sich künftig mehr zum Deutschen Reich hingezogen fühlen, die markigen Reden des Kaisers als nicht so gravierend ansehen und sich davon überzeugen lassen, dass der deutsche Reichskanzler und der Außenminister eine grundsätzlich friedfertige Politik betreiben. Vielleicht würde Großbritannien sogar den Bündnispartner wechseln.

Die Befürchtungen sind nicht völlig grundlos. Denn die Briten verfolgen einen heiklen Kurs: Einerseits wollen sie ihr Bündnis mit Russland nicht aufgeben – und achten sorgfältig darauf, das militärisch immer stärker werdende Zarenreich nicht zu verärgern.

Andererseits will der britische Außenminister Sir Edward Grey auch gute Beziehungen zu Berlin. Denn das sind die obersten Ziele der Weltmacht Großbritannien: Ruhe in Europa, ungestörte Expansion in den Kolonien – und keinerlei Verwicklung in Konflikte, die nicht britischen Interessen dienen (was bei zu enger Bindung an eine Seite durchaus geschehen könnte).

Grey weiß aus seinen Gesprächen mit dem inzwischen amtierenden Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg und mit Gottlieb von Jagow, dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, dass die zwei auf ein gutes Verhältnis zu

Großbritannien setzen. Beide deutsche Politiker haben noch vor Kurzem versucht, eine Verständigung zwischen London und Berlin über den Flottenbau herbeizuführen, haben zuvor schon in Krisen mäßigend auf Österreich-Ungarn eingewirkt. Sie hoffen, eine dauerhafte Entspannung zwischen Deutschland und Großbritannien herbeiführen zu können – für eine diplomatische Stabilisierung der Lage in Europa. Und sie kämpfen in Deutschland gegen eine Fraktion von Kriegstreibern in Politik und Militär, die auf eine Eskalation der Lage hoffen.

Außerdem nimmt Grey an, dass eine Situation, in der Deutschland sich bedroht fühlt, zwangsläufig eine Gegenreaktion Berlins hervorrufen und damit genau die von ihm gefürchtete Eskalation in Gang setzen würde.

So unterscheidet Grey in seiner Politik sorgfältig zwischen einer lockeren Entente einerseits und einer festen Allianz andererseits: Er akzeptiert die erste, ohne Pflichten zu militärischem Beistand, will aber die zweite nicht zusagen.

Führende Politiker in Frankreich plädieren stattdessen für eine Stärkung der Triple Entente, weil sie davon überzeugt sind, dass es schon bald zu einem Konflikt kommen wird: Sie fürchten, dass Deutschland einen Präventivkrieg gegen seine Nachbarn im Westen und Osten plant, ehe das aufrüstende Russland nicht mehr zu schlagen wäre. Hat nicht der deutsche Kaiser vor Kurzem bei einem Treffen mit dem belgischen König geäußert, ein Krieg mit Frankreich sei früher oder später unausweichlich?

Zudem wollen die Franzosen jenseits aller möglichen Kriegsgefahr verhindern, dass sich Russland und Deutschland über das traditionell gute Verhältnis ihrer Herrscher wieder einander annähern könnten.

**Beim britischen Staatsbesuch in Paris** zeigen sich die Gäste zunächst äußerst ausweichend, scheinen sich allen Avancen der Gastgeber zu entziehen.

Der französische Staatspräsident sieht es mit Sorge, dass der König kaum geneigt ist, irgendwelche politischen Themen mit ihm zu diskutieren.

Doch das liegt vor allem daran, dass Georg V. in auswärtigen Angelegen-









Das Ringen der Großmächte um Allianzen birgt auch ein familiäres Drama: Wilhelm II. (sitzend, 1. v. l.), der künftige Zar Nikolaus II. (dahinter, r.), Großbritanniens Königin Viktoria (sitzend, 2. v. l.) sowie deren Nachfolger, der spätere Eduard VII. (stehend, 2. v. l.), sind alle miteinander verwandt

heiten fast nie ohne seinen Außenminister handelt.

Sir Edward Grey ist zwar mit der königlichen Delegation nach Paris gereist, aber erst am Abend des 23. April ergibt sich endlich jene von den Gastgebern so sehnlich erwartete Zusammenkunft: Grey trifft sich mit dem französischen Premier- und Außenminister Gaston Doumergue zu Beratungen über die Zukunft der Bündnisse. Das Gespräch findet im Geheimen statt, beide Politiker werden nur von insgesamt drei engen Mitarbeitern begleitet.

Doumergue will Grey von einer Marine-Allianz zwischen Sankt Petersburg und London überzeugen und mit ihm bereits erste Details besprechen. Frankreich und Russland haben zuvor dieses Vorgehen beschlossen. In der geplanten Einigung sollen zwar keine Beistandspflichten beider Staaten festgeschrieben werden, aber Vereinbarungen darüber, wie die Seestreitkräfte in einem möglichen Kriegsfall gemeinsam eingesetzt werden.

Grey hat den Weg nach Paris nur zögernd angetreten – es ist seine erste diplomatische Reise nach acht Jahren im Amt. Der Außenminister, in seiner Freizeit begeisterter Vogelbeobachter und Fliegenfischer, hat seine Studienzeiten lieber mit Tennis verbracht, als Fremdsprachen zu lernen, verfügt aber über einen sicheren Machtinstinkt und ein gutes Gespür für konspiratives Handeln.

Und so sind ihm Hinterzimmergespräche wie das in Paris, über die die Teilnehmer Stillschweigen bewahren und über deren genaue Auslegung man anschließend unterschiedlicher Meinung sein kann, durchaus vertraut.

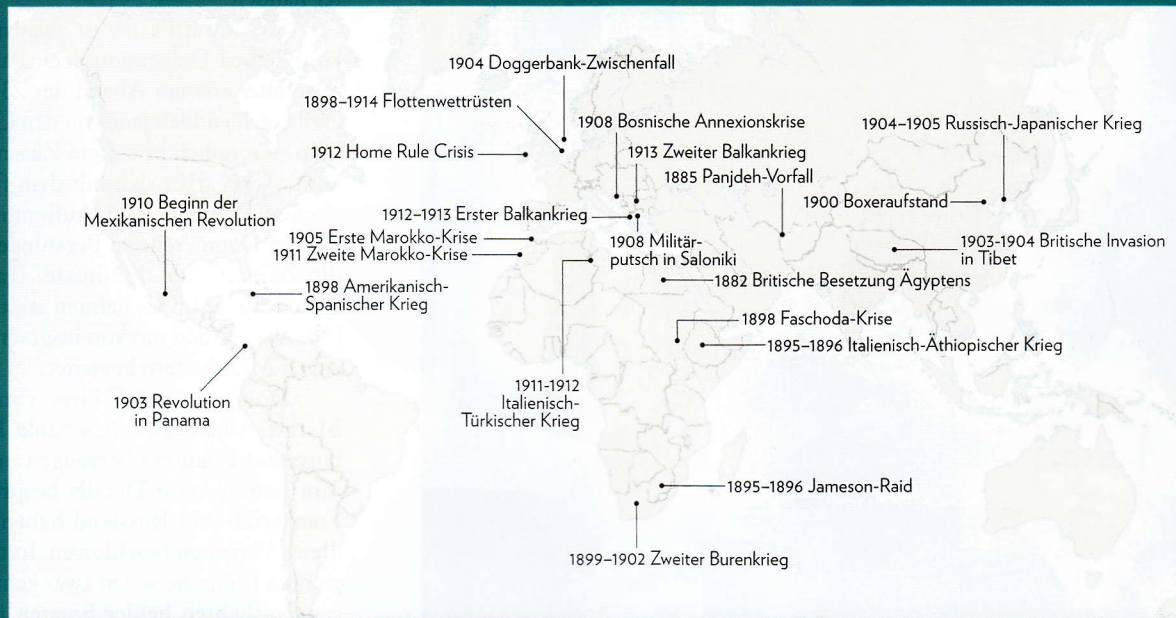
Premierminister Doumergue weiß das. Entsprechend vorsichtig geht er zu Beginn des etwa zweistündigen Gesprächs vor – auch, um Grey nicht mit zu scharfen Forderungen abzuschrecken.

Doumergue erläutert zunächst ausführlich, welche bedeutenden Vorteile es mit sich brächte, wenn Aktionen zur See vorab abgestimmt würden. Er nennt es eine „Anomalie“, dass sich die drei Entente-Partner nicht schon längst auf solche Vereinbarungen geeinigt haben.

Und sei nicht davon auszugehen, so Doumergue, dass Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien vergleichbare



## DIE UNRUHE VOR DER KATASTROPHE



Die Jahrzehnte vor dem Ausbruch des Weltkrieges sind alles andere als friedlich: In Afrika ringen die Franzosen mit Briten um Einfluss. In Asien wetteifert London mit den Russen, und in China kämpft die Geheimgesellschaft der »Boxer« gegen alle Ausländer. Der gefährlichste Krisenherd aber ist die Balkanhalbinsel

Abkommen miteinander abgeschlossen hätten? Müssten man nicht zudem fürchten, dass Berlin die Freundschaft Sankt Petersburgs suche – zum Schaden der verbleibenden Entente-Partner?

Grey reagiert unerwartet positiv: Nachdem er sich hat beruhigen lassen, dass keine Abkommen über Landstreitkräfte angestrebt würden, erklärt er sich bereit, nach seiner Rückkehr den britischen Premier zu informieren und anschließend Gespräche über die Marinekooperation mit Russland aufzunehmen.

Am darauffolgenden Morgen endet die Visite des britischen Königspaares so pompös und umjubelt wie der gesamte Besuch: Frankreichs führende Politiker begleiten das Königspaar zum Zug.

Auch den Bahnhof haben die Pariser eigens für den Besuch hergerichtet, einen speziellen Saal für die Zeremonie abgesperrt. Hinter dem Kordon lässt die Bevölkerung noch einmal König und Königin hochleben.

Genau um 10.15 Uhr setzt sich der Zug Richtung Kanalküste in Bewegung. Da ist das Telegramm des Königs schon auf den Weg gebracht: Georg V. dankt

seinem Gastgeber überschwänglich für den herzlichen Empfang in der Kapitale. Die Königin und er, schreibt er, seien sehr gerührt.

Zurück in London setzt sich Außenminister Grey zwar – wie seinem Kollegen in Paris gegenüber zugesagt – dafür ein, dass es zu Gesprächen Londons mit Sankt Petersburg über die Marinekonvention kommt. Gleichzeitig achtet er aber darauf, dass in der Öffentlichkeit nicht der Eindruck entsteht, der Charakter der Entente habe sich während des Parisbesuchs verändert – vor allem, um den Deutschen möglichst keinen Grund zur Sorge zu geben (und auch er selbst will keinesfalls eine zu enge Allianz mit Frankreich und Russland, um Londons Handlungsspielraum möglichst groß zu halten).

Großbritanniens und Frankreichs gemeinsame Presseerklärung zum Ende des Staatsbesuchs hat Grey bereits abgeschwächt. So haben er und Doumergue lediglich bekannt gegeben, sie seien sich über die Notwendigkeit einig, dass Großbritannien, Frankreich und Russland weiterhin gemeinsam Anstrengun-

gen für den Erhalt der Machtbalance und des Friedens unternehmen müssten.

Greys Strategie, den Entente-Mächten so weit wie nötig entgegenzukommen, ohne Deutschland vor den Kopf zu stoßen, setzt allerdings eines voraus: Die geheimen Beratungen müssen auch wirklich geheim bleiben.

Doch das ist ein Plan, der schon binnen weniger Tage fehlschlägt.

n der russischen Botschaft in London spionierte seit fünf Jahren ein Mitarbeiter für Berlin. Regelmäßig kopierte er, vermutlich nach Geschäftsschluss, die ein- und ausgehende Korrespondenz des Botschafters. Etwa im Zweiwochentakt gehen bei der deutschen Vertretung in London Päckchen des Spions ein, die an einen Kontaktmann im Außenministerium an der Spree weitergeleitet werden.

In Berlin erreicht das hochgeheime Material Außenstaatssekretär Jagow, der darüber anschließend Reichskanzler Bethmann Hollweg informiert.



So liest die Leitung des Berliner Außenamts vermutlich spätestens ab dem 11. Mai in Dokumenten des russischen Botschafters Bemerkenswertes über den Königsbesuch in Paris: dass es Gespräche über ein Militärbündnis gegeben habe und die Visite also längst nicht so harmlos war, wie die öffentlichen Darstellungen es glauben gemacht haben; dass Grey einem solchen Bündnis gegenüber sehr aufgeschlossen sei. Man erfährt sogar genauere Inhalte über eine vergleichbare Verabredung zwischen Großbritannien und Frankreich.

Was die deutschen Politiker den Dokumenten allerdings nicht entnehmen, ist die skeptische Sicht der Briten. Sie erfahren nichts über Greys Sorge, die deutsche Seite zu provozieren. Über sein Zögern im Vorfeld des Königsbesuchs, sein fortgesetztes Interesse an guten Beziehungen zu Deutschland, die Tatsache, dass er die Verabredung bewusst nicht „Konvention“, sondern vorsichtiger „Arrangement“ nennt.

So lassen die Papiere bei den Lesern im deutschen Außenministerium vermutlich nur einen Schluss zu: Großbritannien, Russland und Frankreich stehen unmittelbar davor, sich militärisch gegen Berlin zu verbünden.

Die deutsche Angst vor einer Einkreisung scheint sich aufs Schlimmste zu bestätigen. Weitere Spionagedokumente, die kurz darauf eintreffen, berichten bereits von einem geplanten Besuch des russischen Marinebevollmächtigten zu Verhandlungen in London, geben russische Richtlinien für das Flottenabkommen preis, inklusive eines Landungs-szenarios an der Küste Pommerns.

Bethmann Hollweg und Jagow sind alarmiert, fürchten, die Lage könnte außer Kontrolle geraten – vor allem in Berlin: Ihrem Kaiser, der zu impulsivem Handeln und ausfälliger Sprache neigt, legen sie die Berichte vorsorglich erst gar nicht vor. Daher erhält Wilhelm II. nur harmlose Schriftstücke, die ihn annehmen lassen, den Gerüchten über eine Marinekonvention fehle jede Grundlage.

Ebenso wenig erfahren die deutschen Militärs von den geheimen Unterlagen aus London – etwa der schon länger auf einen Präventivkrieg drängende Generalstabschef Helmuth von Moltke. Denn sollten Kaiser und Militärführung

von den Ereignissen in Paris und London Kenntnis erhalten, würde deren Reaktion innerhalb kürzester Zeit jede hartnäckig erreichte Annäherung an Großbritannien wieder zerstören, so die Annahme des Reichskanzlers.

Stattdessen beginnt Bethmann Hollweg nun eine Pressekampagne im „Berliner Tageblatt“, einer im Ausland viel gelesenen Zeitung, um die Marinegespräche zwischen Russland und Großbritannien zu vereiteln. Der „Tageblatt“-Chefredakteur Theodor Wolff erhält Einblick in die geheimen Planungen und erfindet einen Informanten in Paris, mit dessen Hilfe er angeblich von den Geheimgesprächen erfahren hat.

Am Abend des 22. Mai 1914 erscheint Wolffs Artikel, der vor einer Störung des deutsch-britischen Verhältnisses warnt und schildert, dass Russland die Gelegenheit des Königsbesuchs in Paris genutzt habe, um seine Pläne einer Kooperation der britischen und russischen Flotte voranzubringen – mit dem Ziel einer Militäralianz gegen Deutschland.

Allerdings verzichtet Wolff ausdrücklich darauf, Sir Edward Grey zu belasten. Mit diesem Text und weiteren lancierten Artikeln, die schließlich auch von der britischen Presse aufgegriffen werden, sorgen Bethmann Hollweg und Jagow dafür, dass das Thema die britische Öffentlichkeit erreicht.

Bald darauf muss sich Grey vor dem Parlament wegen der Gerüchte verantworten und verneint dort ausdrücklich, dass es „Bindungen“ an andere Nationen gebe, die Großbritannien im Kriegsfall zum Eingreifen zwingen würden.

So gelingt es den Deutschen tatsächlich, das Projekt einer militärischen Allianz zwischen den drei Entente-Partnern zumindest zu verzögern. Die engere Bindung an Russland wird in Großbritannien neu diskutiert.

Und doch: Bethmann Hollweg und Jagow, die eine friedliche Lösung der diplomatischen Spannungen anstreben, sind tief enttäuscht – und zwar nicht so sehr darüber, dass London nach wie vor an seinen Bündnispartnern Frankreich und Russland festhält, sondern darüber, dass Grey trotz allen deutschen Werbens im Geheimen mit Frankreich und Russland offenbar sehr konkrete militärische Pläne schmiedet.

Die von vielen befürchtete Einkreisung Deutschlands, die der Ausgleich mit London verhindern sollte, scheint nun realer denn je. Und jene Kräfte in der deutschen Führung, die einen baldigen Waffengang fordern, werden immer stärker. Beim Reichskanzler selbst ist das Vertrauen in die Briten zum großen Teil zerstört. Auch er vermutet nun London bei einem Kriegsfall auf der Seite der deutschen Gegner. Und glaubt, dass es wohl zu einem Krieg kommen werde.

So stellt sich im Frühsommer 1914 ein äußerst prekäres Gleichgewicht ein. Zwei Lager stehen sich in der Mitte Europas gegenüber, deren Fronten sich gerade ein weiteres Mal verhärtet haben.

Allerdings sind diese beiden Lager bei Weitem nicht so fest gefügt, wie die jeweilige Gegenseite es annimmt. Und ihre gewaltsame Konfrontation ist keineswegs unausweichlich.

Zwar wächst auf beiden Seiten der Fatalismus, werden die Stimmen der Kriegstreiber lauter. Dennoch: Vielleicht wird sich das Verhältnis zwischen Russland und Großbritannien ja doch weiter abkühlen, vielleicht zerstreut sich das Gerede von einem Präventivkrieg, vielleicht setzen sich die Gemäßigten in Europas Hauptstädten durch.

Die Lage gleicht einer geladenen, gespannten Waffe. Es bedarf jetzt nur noch eines außergewöhnlichen Anlasses und des fahrlässigen Verhaltens aller Beteiligten, damit der Schuss fällt.

Und die Katastrophe kommt. ●

*Die Berliner Autorin Dr. Marion Hombach, 38, hat für GEOEPOCHE zuletzt über die Kollektivierung in der DDR geschrieben.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Michael Waterhouse, „Edwardian Requiem“, Biteback: Die Biografie über den britischen Außenminister Edward Grey erläutert anschaulich das europäische Bündnissystem am Vorabend des Ersten Weltkriegs aus Londoner Sicht. Stephen Schröder, „Die englisch-russische Marinekonvention“, Vandenhoeck & Ruprecht: Die Studie liefert unter anderem Einblicke in die Bündnispolitik der Triple Entente – leicht verständlich, auf breiter Quellenbasis geschrieben.



# DER LETZTE FRIEDENSFRÜHLING

Wie bei einem verletzten Baum, der kurz vor seinem Ende noch einmal ungewöhnlich stark austreibt, erlebt Europa im Frühjahr 1914 eine Art Angstblüte. Sie zeigt sich im Schaffen eines genialen Physikers, im Erweckungserlebnis zweier deutscher Maler oder in der Leidenschaft der italienischen Futuristen, die ihre Kunst auch mit Gewalt verteidigten

Von LISA PHILIPPEN und JOHANNES SCHNEIDER

**A**m 1. April tritt in Berlin der 35-jährige Physiker Albert Einstein seinen Dienst an der international angesehenen Preussischen Akademie der Wissenschaften an. Dort will er sich ganz auf sein großes Projekt konzentrieren: die Niederschrift der Allgemeinen Relativitätstheorie.

Da im Ägyptischen Museum von Kairo einige Pharaonen zu schimmeln anfangen, bitten Kunstliebhaber Mäzene in aller Welt um Geld. Nur mit einem extrem teuren, luftdichten Glaskasten könnten die mehr als 3000 Jahre alten Mumien gerettet werden.

Die Rufe des Muezzins erschallen über der Innenstadt von Tunis, als die beiden



Mit 35 Jahren zieht der Physiker Albert Einstein von Zürich nach Berlin – an eine der angesehensten Akademien Europas

Maler Paul Klee und August Macke am 8. April durch die labyrinthartigen Gassen der Stadt hasten. Die zwei Expressionisten sind überwältigt von den spitzen Türmen der Moscheen, den grellen Farben der Gewürze und Tücher. Klee aquariert, Macke skizziert wie im Rausch. Beide fühlen, dass sie gerade zu anderen Malern werden, zu Schöpfern des Leuchtens, der Kontraste, des Exzesses.

Deutschlands Kaiser Wilhelm II. sieht sich genötigt, seinem Cousin Nikolaus II. in Sankt Petersburg zu schreiben, berichtet die „New York Times“: Der Zar solle doch bitte drei Deutsche freilassen, die seit acht Wochen als vermeintliche Spione in Russland festgehalten werden. Am 8. Februar waren die Aeronauten in Bitterfeld in ihren Heißluftballon gestiegen und zwei Tage später im russischen Gouvernement Perm gelandet, wo sie die Polizei festnahm. Anfang Mai können die Abenteurer die Rückreise nach Deutschland antreten – aber erst nach Zahlung von 12500 Goldmark.

Soll man den Tango verbieten? Die Experten auf dem internationalen Kongress der Tanzmeister in Paris sind sich uneins. Vielen ist der argentinische Tanz zu lasziv, und mehr noch: Ein Berliner Arzt berichtet, dass Tangotänzer häufig über starke Schmerzen beim Gehen klagen würden. Seine Diagnose: „Tango-Fuß“.

In der US-Siedlung Ludlow verbrennen oder ersticken am 20. April elf Kinder.

Monatlang haben dort Hunderte Minenarbeiter gemeinsam mit ihren Familien die Stollenzugänge blockiert, um gegen die katastrophalen Arbeitsbedingungen zu protestieren. Manche der Kumpel, die meisten Einwanderer aus Südeuropa und Mexiko, haben sich bewaffnet. Schließlich schickt der Gouverneur von Colorado die Nationalgarde, Schüsse fallen – und dann legen die Soldaten im Zeltlager der Arbeiter Feuer.

Im Mailänder Teatro Dal Verme prügeln sich am 21. April die Künstler mit den Zuschauern. Das Publikum hat mit Pfiffen und Beschimpfungen auf die dröhnenden Töne der „Intonarumori“ reagiert. Diese „Geräuscherzeuger“ aus Holzkästen und Schalltrichtern sind die neuen Instrumente der Futuristen – einer 1909 in Italien gegründeten Gruppe von Künstlern, die klassische Konventionen verachten und fasziniert sind von Technik, von Gewalt und Krieg. In ihrem Manifest heißt es: „Wir wollen preisen die angriffslustige Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den Laufschrift, den Salto mortale, die Ohrfeige und den Faustschlag.“

In Berlin-Mitte wird der kaiserliche Hofmetzger zu fünf Mark Strafe verurteilt, weil er am Sonntag entgegen dem gesetzlichen Ladenschluss Würste ausgeliefert hat. Dass es sich dabei um Würste für Wilhelm II. handelte, interessiert den Richter nicht. Jedermann könne im Notfall „auf andere Weise als mit Schlackwurst, Leberwurst und Schinken





153 Minuten dauert das Finale um die deutsche Fußballmeisterschaft. Ein Elfmeterschießen gibt es noch nicht

beköstigt werden“, erklärt der Jurist – das gelte auch für „Staatswürdenträger“.

In der Nacht zum 25. April schmuggeln Protestanten etwa 35 000 Gewehre auf die irische Insel. Sollte London seine Ankündigung wahr machen und das mehrheitlich katholische Irland in die Selbstverwaltung entlassen, wollen sie dagegen kämpfen. Ihre Waffen haben die Militanten günstig aus Deutschland bezogen, denn dem Kaiserreich ist es nur recht, wenn London in lokale Religionskonflikte verwickelt wird.

An der südchinesischen Küste von Macao stecken chinesische Piraten den britischen Dampfer „Tai On“ in Brand, rund 200 Passagiere sterben. Die Region ist seit vielen Jahrzehnten berüchtigt für ihre brutalen Seeräuber. Nun zwingt das Unglück der „Tai On“ die Behörden zum Handeln: Vier Monate nach der Katastrophe erlassen die Kolonialherren im benachbarten Hongkong strenge Gesetze zur Pirateriebekämpfung.

Die Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt gibt auf ihrer Tagung in Dresden bekannt, dass im vergangenen Jahr Hunderte flugtechnische Erfindungen geprüft worden sind. Allerdings waren die meisten davon unbrauchbar.

Der Erzbischof von Canterbury erweist sich als überraschend fortschrittlich: Am 6. Mai stimmt er im „House of Lords“

für die Einführung des Frauenwahlrechts. Als das Gesetz trotzdem scheitert, bitten die Suffragetten den König um Hilfe – vergebens.

Während einer gemeinsamen Autofahrt von Potsdam nach Berlin drängt Helmuth von Moltke, der Generalstabschef des Deutschen Reichs, den deutschen Staatssekretär im Auswärtigen Amt Gottlieb von Jagow, seinen Einfluss dazu zu nutzen, auf einen Präventivkrieg gegen Russland hinzuwirken: In zwei bis drei Jahren sei Russlands Rüstungsprogramm abgeschlossen und ein Angriff des Zarenreichs dann sehr wahrscheinlich. Jagow aber wehrt ab und zitiert Otto von Bismarck: Man könne der Vorkehrung nicht in die Karten sehen.

Am 25. Mai beschließt das britische Unterhaus Irlands Selbstverwaltung – was auf den erbitterten Widerstand der militanten Protestanten in Nordirland trifft. Jetzt fehlt nur noch die Unterschrift des Königs, dann tritt das Gesetz in Kraft.

Kurz nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Quebec kollidiert in der nebligen Nacht des 29. Mai der kanadische Passagierdampfer „Empress of Ireland“ mit einem Kohlefrachter und sinkt. Über 1000 Menschen verlieren ihr Leben. Die „Empress“ war berühmt für ihre Geschwindigkeit, ihre Größe und ihren Komfort – genau wie jener Ozeanriesen, der zwei Jahre zuvor auf seiner Jungfernfahrt zum Massengrab geworden ist.

Im Finale um die deutsche Fußballmeisterschaft am 31. Mai zwischen der Spielvereinigung Fürth und dem VfB Leipzig läuft bereits die 153. Spielminute: Da es noch kein Elfmeterschießen gibt, wird nach Ende der Verlängerung so lange um jeweils zehn Minuten weitergespielt, bis eine Entscheidung gefallen ist. Erst jetzt, nach mehr als zweieinhalb Stunden, gelingt dem Fürther Stürmer Karl Franz schließlich der 3:2-Siegtreffer.

Am 5. Juni wird der Dieb der „Mona Lisa“ in Florenz zu einem Jahr und 15 Tagen Haft verurteilt. Der italienische Anstreicher Vincenzo Peruggia hatte das berühmteste Gemälde der Welt 1911 aus dem Pariser Louvre entwendet – und es zwei Jahre lang in seiner Wohnung versteckt. Die Polizei kam ihm auf die Spur, weil Peruggia das Bild schließlich zu Geld machen wollte. Andere in Frankreich verbreitete Theorien sind damit hinfällig – etwa die, deutsche Geheimagenten hätten Leonardos Meisterwerk



Der deutsche General Helmuth von Moltke drängt auf einen baldigen Präventivkrieg gegen Russland

aus Paris verschleppt oder der Maler Pablo Picasso sei in den Fall verwickelt.

Am 19. Juni nutzt Kaiser Wilhelm II. die erst kürzlich eröffnete Funkverbindung zwischen dem Deutschen Kaiserreich und den USA. In einer Depesche an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson begrüßt der Monarch die neue Technik: Sie werde die Freundschaft ihrer Länder weiter festigen. ●



# ZWEI SCHÜSSE, DIE DIE WELT VERÄNDERN

— Von CAY RADEMACHER

Am 28. Juni 1914 tötet im bosnischen Sarajevo ein serbischer Nationalist den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand und dessen Frau. Der Doppelmord schürt nicht nur den Konflikt zwischen Wien und Belgrad, sondern wird zum Zündfunken einer Krise, in der kaum noch jemand ernsthaft den Frieden verteidigt: Von Eigeninteressen getrieben, dilettantisch agierend und blind für die Folgen ihres Handelns, setzen Diplomaten und Militärs binnen weniger Wochen den Kontinent in Brand





In dieser blutbefleckten Uniformjacke stirbt Franz Ferdinand am 28. Juni. Der Anschlag auf den Thronfolger löst in Sarajevo einen Tumult aus (Hintergrund)





Viele Schurken der Geschichte sind oft bloß Akteure eines Dramas, dessen Zusammenhänge sie nicht kennen. Die Geschichte, wie Europa in den Ersten Weltkrieg taumelt, ist der Archetyp einer solchen Tragödie mit Versagern, Bösewichten – und keinem einzigen Helden.

Seit fast 100 Jahren bemühen sich Historiker, den Hauptverantwortlichen für die Eskalation der damaligen Ereignisse zu benennen, und finden ihn mal in Berlin oder Wien, in Paris oder Sankt Petersburg. Doch manche Regierungskontaktdokumente sind verschollen, und Wissenschaftler können bloß spekulieren, warum das so ist. Was an Akten noch existiert, wurde meist längst ausgewertet. Längst auch sind alle Zeitzeugen verstorben.

Obwohl also schon lange kaum mehr neue Fakten auftauchen, bleibt die Interpretation der bekannten Informationen bis heute umstritten. Zu kompliziert war die diplomatische Situation 1914, zu verwirrend waren die Motive der Akteure.\*

Sicher ist nur, dass das millionenfache Sterben mit einem Doppelmord begann.

Sonntag, 28. Juni 1914, Sarajevo. Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger Österreich-Ungarns, sitzt gegen 11.00 Uhr neben seiner Frau Sophie in einem Cabriolet. Das Auto ist das dritte einer Kolonne, die den Habsburger durch die Balkanstadt geleitet, auf dem Weg vom Rathaus zum Garnisonskrankenhaus.

Sarajevo gehört, wie ganz Bosnien und die Herzegowina, seit 1908 zur Doppelmonarchie. Ein Dutzend Völker sind dem Kaiser in Wien untertan, und die meisten sind es nicht gern. Vor allem die Serben, die in Bosnien fast die Hälfte der Bevölkerung stellen, würden lieber zum östlich der Drina liegenden unabhängigen Königreich Serbien gehören.

Franz Ferdinand hat allen Grund, sich zu fürchten: Bereits am Morgen dieses Tages, kurz nach 10.00 Uhr, haben Serben auf dem Hinweg zum Rathaus

\* Der Autor dieses Textes folgt vor allem den Interpretationen der neuesten angloamerikanischen Forschung, die von Historikern wie Christopher Clark oder Sean McMeekin repräsentiert wird. Die Julikrise ist bereits in mehreren GEOEPOCHE-Ausgaben thematisiert worden. Aufgrund der unterschiedlichen Auslegung der Quellen bestehen mitunter Abweichungen in der Darstellung.

ein Bombenattentat auf ihn verübt, das er bis auf eine kleine Schramme unverletzt überstanden hat. Täter waren Extremisten, die in Serbiens Hauptstadt Belgrad in Kontakt mit Geheimorganisationen standen, dort ausgebildet, mit Waffen versehen und über die Grenze geschmuggelt worden sind. Ein Attentäter ist sofort nach dem gescheiterten Anschlag verhaftet worden. Aber wer kann sagen, ob nicht noch weitere lauern?

Also steuert der Chauffeur das Cabriolet nun mit hoher Geschwindigkeit. Doch den Fahrern der Eskorte unterläuft ein grotesker Fehler: Anstatt auf der Hauptstraße zu bleiben, wie nach dem ersten Zwischenfall besprochen, folgen die Wagen der ursprünglich geplanten Route und biegen in die falsche Straße ein. Noch in der Kurve stoppt der Fahrer des Thronfolgers den Wagen vor etlichen Schaulustigen, um den Rückwärtsgang einzulegen.

In der Menge hält sich der 19 Jahre alte bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip verborgen, der zur serbischen Terrorgruppe gehört. Durch den Fehler des Chauffeurs kommt der Wagen des Erzherzogs nur zweieinhalb Meter vor dem Bewaffneten zum Stehen.

Zwei Schüsse feuert Princip aus seiner Browning ab. Mit zwei Kugeln löscht er die Leben von Franz Ferdinand und seiner Frau aus. Und verändert den Lauf des 20. Jahrhunderts.\*\*

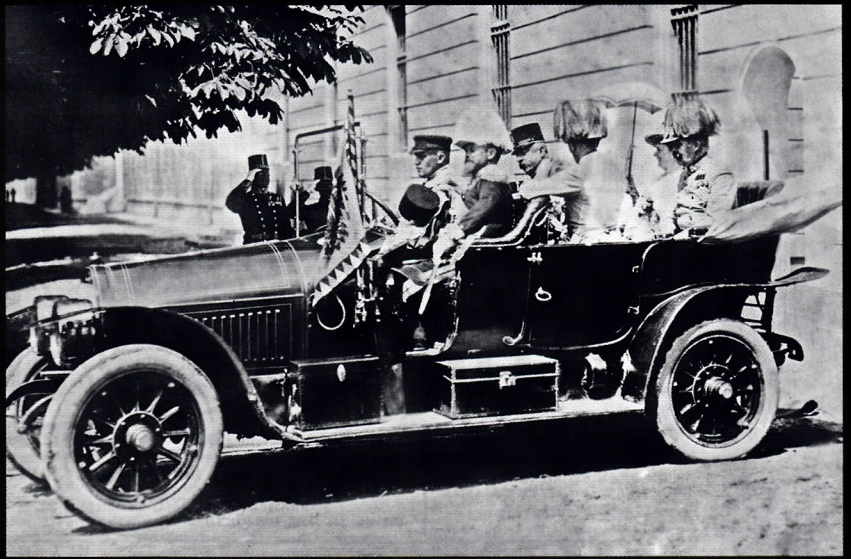
Wien, wenige Stunden später: Nachrichten verbreiten sich im gemächlichen Takt um die Welt. Nur einige hochgestellte Persönlichkeiten verfügen bereits über ein Telefon. Das gängige Medium ist jedoch nach wie vor der Telegraph. Viele Telegramme von Diplomaten und Militärs sind verschlüsselt und müssen zunächst dechiffriert werden. Und so frisst sich die Neuigkeit von der Ermordung des Thronfolgers erst am frühen Nachmittag dieses Sommersonntags durch die Hauptstadt des Habsburgerreiches – bis von der Regierung

\*\* Seit Jahrzehnten diskutieren Forscher darüber, ob es ohne das Attentat dennoch zur Katastrophe gekommen wäre und ein europäischer Krieg so unausweichlich bevorstand, dass auch ein anderes Ereignis ihn früher oder später ausgelöst hätte. Diese Frage stellten GEOEPOCHE-Redakteure auch dem an der Universität von Cambridge lehrenden Historiker Christopher Clark; siehe Interview Seite 156.





**Franz Ferdinand ist vielen auf dem Balkan als künftiger Kaiser der Donaumonarchie verhasst**



**Abfahrt des Thronfolgerpaares vom Rathaus in Sarajevo, am Morgen des 28. Juni 1914. Wenige Minuten später fallen die tödlichen Schüsse**

Plakate angeschlagen werden mit der Nachricht vom Attentat.

Für einen Moment hält das Leben inne, dann aber setzt im Prater die Musik wieder ein. Trauer ist fast nirgendwo zu beobachten, Sorge vor dem Kommenden erst recht nicht.

Auch der betagte Kaiser Franz Joseph, seit 66 Jahren auf dem Thron, reagiert eher kaltherzig, als ihm sein Adjutant in der Sommerfrische Bad Ischl die Todesnachricht überreicht. Er hat es Franz Ferdinand nie verziehen, dass der aus Liebe eine unpassende Frau geheiratet hat: Sophie ist zwar adelig, doch den stolzen Habsburgern nicht adelig genug. Nun murmelt der Kaiser bloß „Der Allmächtige lässt sich nicht herausfordern“ und verbietet, dass die Ermordeten in der Kapuzinergruft neben den anderen Habsburgern beerdigt werden.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. immerhin ist schockiert, als ein Admiral ihn während einer Regatta der Kieler Woche auf der Yacht Seiner Majestät informiert. Wilhelm schätzte den Erzherzog. Er bricht das Rennen ab und lässt sich nach Berlin bringen – dort aber ist er allein, denn der Kanzler weilt auf seinem Landsitz, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ist auf Hochzeitsreise, und die Oberbefehlshaber von Heer und Flotte sind in Urlaub.

In Paris erfährt Präsident Raymond Poincaré nach dem dritten Pferderennen von Longchamp von dem Attentat. Er verlässt seine Loge nicht, sondern verfolgt lieber das vierte Rennen.

In Serbien wird an diesem Tag auf dem Amselfeld einer mittelalterlichen Schlacht gegen die Türken gedacht. Als die Todesnachricht die Runde macht, wird die Zeremonie zum Volksfest. Und der Botschafter von Serbiens Schutzmacht Russland hält es in Belgrad nicht für nötig, seine abendliche Bridgeparty abzusagen. Franz Ferdinand sei „krank durch und durch“ gewesen, soll er einem italienischen Diplomaten gesagt haben, sein Hinscheiden sei ein „Segen“.

Ein Mann hat in diesen Stunden die Verwirklichung seines Ziels vor Augen: Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf, der Generalstabschef der Armee Österreich-Ungarns. Conrad, hager, ehrgeizig, aggressiv, drängt schon seit Jahren darauf, die Interessen seines Staates in Südosteuropa mit Gewalt durchzusetzen. Auf dem Balkan müsse die serbische Frage „ein für alle Mal“ gelöst werden.

Der Generalstabschef ist mit Franz Ferdinand in Bosnien gewesen, doch früher mit dem Zug abgereist. Ihn erreicht die Todesbotschaft in Zagreb, schon kurz nach 12.00 Uhr. Er erfährt auch, dass der Mörder verhaftet worden ist, ein Bosnier

serbischer Abstammung. Das ist „die Kriegserklärung Serbiens an Österreich-Ungarn“, erkennt Conrad sofort. Und das kann „nur mit Krieg erwidert werden“.

Krieg ist schon lange eine Option europäischer Politik. Denn fast alle Mächte fühlen sich bedroht:

- Österreich-Ungarn fürchtet die innere Auflösung, weil viele südosteuropäische Untertanen die Unabhängigkeit fordern oder sich den Balkanstaaten anschließen wollen. Dann aber würde die Großmacht zur unbedeutenden Nation absinken. Also wollen Männer wie Conrad um jeden Preis Wiens Einfluss zwischen Adria und Schwarzmeerküste stärken, um im Reich Ruhe zu erhalten.

- Serbien wird aus genau diesem Grund zum unversöhnlichen Gegner. Für das Königreich, das in zwei Kriegen zuvor Territorien hinzugewonnen hat, ist die Doppelmonarchie eine Besatzungsmacht, die sich in die Belange der slawischen Völker einmischt.

- Deutschland, Wiens wichtigster Verbündeter, hat zwar keine Interessen auf dem Balkan, ist aber seit 1871 zu einem Wirtschafts- und Militärkoloss herangewachsen, der zunehmend in Konkurrenz tritt zu den etablierten Mächten. Doch zugleich wirkt das Land seltsam orientierungslos: Mit Frankreich, das 1871 besiegt worden ist und dem die



Ein Exemplar 4 Heller.

15. Jahrgang, Nr. 5204.

Illustrierte

Monatlich Krone 1.20  
mit Zustellung ins Haus.

# Kronen Zeitung

Verantw. Red.: W. Giesenmayer. Buchdruckerei und Zeitungsbesitz: G. Zavis & Co., Wien, IX, Pratergasse 22. Verantwortl.: W. Giesenmayer.

Administration:  
IX/1, Pratergasse 22, Tel. 13714.  
Stabsbureau:  
F. Schusterstraße 19, Tel. 7027.

Wien, Dienstag, den 30. Juni 1914.

Redaktion: Wien, IX/1, Pratergasse 22.  
Tel. und Tel. 13804, Tele-Tel. 11330. Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.

Provinz-Abonnement  
vierteljährlich 3 Kronen.  
Bestellungen für weniger als drei  
Monate werden nicht angenommen.



Das Attentat von Sarajewo. Die Ermordung des Thronfolgers und seiner Gemahlin.

Aus Standrecht im Garajewo verhängt.

Große Demonstrationen  
gegen die Gerben.

2

Aus wenigen Metern Entfernung feuert der bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip in den Bauch der Erzherzogin, eine zweite Kugel zerfetzt Franz Ferdinands Halsvene. Als die Wiener Kronenzeitung zwei Tage später von der Bluttat berichtet, treibt Österreich-Ungarns Armeeführung bereits einen Militärschlag gegen Serbien voran



Region Elsass-Lothringen abgenommen wurde, hat es keinerlei Aussöhnung gegeben. Von Russland, einst Berlins wichtigstem Verbündeten, entfremdet sich das Reich seit rund 25 Jahren immer weiter. Und mit Großbritannien liefert es sich einen Rüstungswettlauf, in dem beide Mächte ihre Schlachtfлотten zu ruinöser Größe aufblähen. Daher glaubt man sich in Berlin nun von einem „eisernen Ring“ erklärter Feinde umgeben – einem Ring allerdings, den die deutschen Diplomaten mit ihrer unzuverlässigen und aggressiven Politik selbst geschmiedet haben.

- Frankreich hat hingegen das klare außenpolitische Ziel, Deutschland in seine Schranken zu verweisen und möglichst Rache für 1871 zu nehmen. Dafür hat Paris ein enges Bündnis mit dem Zaren geschlossen. Deshalb sieht sich Berlin von West wie von Ost bedroht.

- Russland ist ebenfalls eine gedominierte Macht: 1905 hat das Zarenreich einen Krieg gegen Japan verloren, zugleich erschütterte eine Revolution das Regime. Die Politiker in Sankt Petersburg sind Getriebene, denn ihr Riesenreich muss sich modernisieren. Dafür, so glauben sie, muss es mehr Waren aus- und einführen, und das geht ganzjährig nur mit eisfreien Häfen. Die liegen im Schwarzen Meer, doch um die Weltmärkte zu erreichen, müssen Schiffe die türkisch kontrollierten Meerengen passieren. Also ist Konstantinopel das Fernziel der russischen Kriegsplanungen: Die Hauptstadt des Osmanischen Reiches soll erobert werden, damit der Zar sich den Zugang zum Mittelmeer sichern kann. Außerdem wird jeder zum potenziellen Feind, der Russlands Zugriff auf den Balkan vereitelt – so wie Österreich-Ungarn, das dort ja eine eigene Politik verfolgt. Und so wie Deutschland, das Wiens stärkster Verbündeter ist.

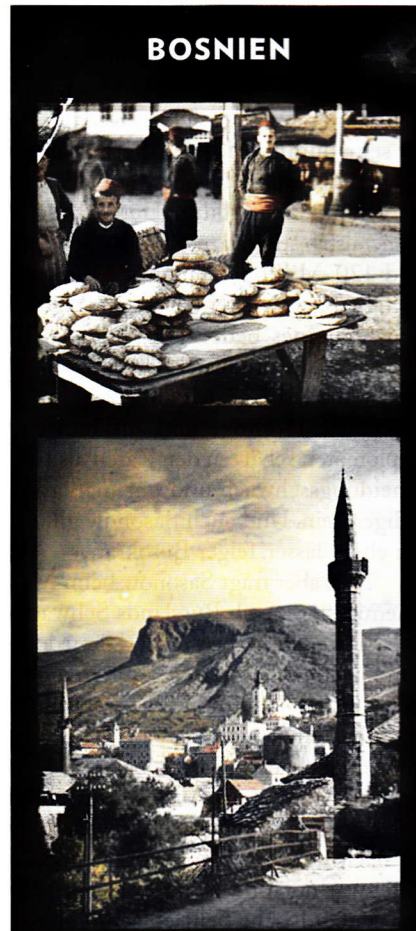
- Großbritannien ist, hauptsächlich aus Furcht vor der militärischen und wirtschaftlichen Expansion Deutschlands, seit Jahren mit Frankreich verbündet und lose auch mit Russland. Allerdings hat sich in den Jahren vor 1914 das Verhältnis zu Berlin wieder verbessert. Niemand weiß, wie London in einem europäischen Konflikt reagieren würde.

- Italien ist mit Berlin wie Wien verbündet, erhebt aber Ansprüche auf dessen Gebiete Südtirol und Triest.

- Das Osmanische Reich wiederum hat sich deutsche Militärberater ins Land geholt und in London Schlachtschiffe bestellt, um seine Vorherrschaft an den türkischen Meerengen abzusichern.

Kurz: Europas Diplomaten haben ein hochkomplexes Netz von Bündnissen und Gegenbündnissen über den Kontinent gespannt. Die Militärs planen derweil schon den Krieg.

So hat Conrad eine Attacke gegen Serbien vorbereiten lassen, in Berlin ist ein „Präventivkrieg“ gegen Frankreich und Russland durchgespielt worden, in Paris existieren Angriffspläne gegen Deutschland, und in Sankt Petersburg ist man vorbereitet, Truppen gegen Ostpreußen, das von Wien beherrschte Galizien und Konstantinopel zu werfen.



**Die Habsburger herrschen über weite Teile des Balkans – und regieren seit 1908 auch über Bosnien. Der Rest der Region ist in blutige Fehden verstrickt**

Alle Nationen haben Mobilisierungspläne entwickelt. Das bedeutet, dass innerhalb weniger Tage Millionen Reservisten eingezogen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien von Soldaten kontrolliert werden. Dass Schlachtschiffe auslaufen, Hafer für die Kavallerie gelagert, die Presse unter Zensur gestellt wird.

Alle europäischen Mächte sind im Frühjahr 1914 bereit, Krieg gegen ihre Nachbarn zu führen.

Es fehlt nur noch der Anlass.

**Montag, 29. Juni, Wien.** Das Wort „Krieg“ ist in aller Munde – auf der Straße und in der Staatsführung. Conrad schlägt die Mobilisierung gegen Serbien zum 1. Juli vor. „Krieg, Krieg, Krieg!“, lautet seine feierliche Beschwörung.

Außenminister Leopold Graf Berchtold ist dagegen vorsichtiger, obwohl der Adelige ein Freund des ermordeten Thronfolgers war. Zwar plädiert auch Berchtold für einen Waffengang, doch will er zuvor der Weltöffentlichkeit eindeutig die Schuld Serbiens beweisen und die Rückendeckung Berlins sicherstellen. Allerdings gilt der Minister bei Hofe als politisch eher schwach.

Deutlich gewichtiger hingegen ist das Wort von István Graf Tisza. Der ungarische Ministerpräsident ist seit vielen Jahren ein enger Vertrauter des Kaisers, ein rücksichtsloser und einflussreicher Politiker, der das komplizierte Machtgefüge Österreich-Ungarns bestens auszunutzen weiß: Die Reichshälften der Doppelmonarchie haben jeweils eigene Regierungen, die über den Monarchen miteinander verbunden sind, während die Verantwortung für die Außenpolitik und das Kriegswesen bei gemeinsamen Ministern liegt.

Sollte Wien einen Krieg gegen Serbien gewinnen und anschließend weitere Balkanvölker aufsaugen, könnten die Ungarn – so fürchtet Tisza – ihre besondere Stellung innerhalb des Vielvölkerreichs verlieren. Der Graf ist daher gegen einen raschen Angriff, und niemand vermag ihn umzustimmen.

Franz Ferdinand war in seinem Land wie in vielen europäischen Machtzirkeln nicht sehr populär. Wenn die Politiker über den Mord überhaupt entsetzt waren, dann vor allem in den Stun-



den nach der Bluttat. Doch Wien nutzt diese Stimmung nicht für einen raschen Schlag gegen Serbien.

Außenminister Berchtold immerhin spürt, dass es wichtig sein könnte, Europas öffentliche Meinung auf seine Seite zu ziehen und Serbiens Schuld nachzuweisen. Aber selbst er erkennt nicht, dass Wien nur an diesem 29. Juni die Chance dafür gehabt hätte.

Und dass es diese Chance verpasst.

London. Die Börse öffnet aus Sorge um einen Konflikt auf dem Balkan mit starken Kursverlusten. Dabei bräuchte die Regierung dringend eine Ablenkung: Das Kabinett unter Premierminister Herbert Asquith hat genügend Probleme mit der „Home Rule“ – der dem katholischen Irland versprochenen, aber von der dortigen protestantischen Minderheit heftig bekämpften Autonomie des Landes. Im Frühjahr 1914 haben 50 in Irland stationierte britische Offiziere Befehlsweniger angedroht, woraufhin es zu etlichen Rücktritten kam. Im Sommer 1914 hat die Regierung daher nicht einmal einen eigenen Kriegsminister.

Trotzdem sind manche Kabinettsmitglieder bereit, in den Krieg zu ziehen, um Deutschlands Aufstieg zu bremsen.

Und dann ist da noch ein Problem: Die Sehkraft von Außenminister Sir Edward Grey nimmt ab, und die Ärzte machen ihm wenig Hoffnung. In seiner Not will er weitere Spezialisten konsultieren – ausgerechnet in Deutschland.

Das Letzte, was Grey gebrauchen kann, ist eine Krise auf dem Balkan.

D

Dienstag, 30. Juni. Wien. Außenminister Berchtold konferiert mit Kaiser Franz Joseph. Der Herrscher rät zum Abwarten. Dem deutschen Botschafter erklärt Berchtold am gleichen Tag, dass „die Fäden der Verschwörung“ in Belgrad

## KROATIEN



Den Norden der kroatischen Lande beherrschen die Ungarn, den Süden verwalten die Österreicher – die Kroaten selbst haben kaum Einfluss

zusammenliefen; auch der Botschafter empfiehlt äußerste Zurückhaltung.

Doch als Wilhelm II. dessen Bericht liest, schreibt er an den Rand: „Das ist sehr dumm. Mit den Serben muss aufgeräumt werden, und zwar bald.“

Sankt Petersburg. Der russische Generalstab stimmt zu, 120 000 Gewehre und 120 Millionen Schuss Munition nach Serbien zu liefern. Das kann eigentlich nur eines bedeuten: Nikolaus II. und sein Außenminister Sergej Sasonow wollen die Krise gezielt anheizen.

Viele Höflinge und ausländische Diplomaten schätzen den Zaren als entscheidungsschwach und nur mäßig intelligent ein. Und auch Sasonow gilt als ein eher blasser, feiger Bürokrat.

Nun aber fragt Sasonow beim Marineminister an, ob Russlands Schwarzmeerflotte einsatzbereit sei. Die jedoch kann weder Belgrad beistehen noch Wien einschüchtern – die Zarenschiffe bedrohen einzig das Osmanische Reich. Gut möglich also, dass die beiden Männer das Attentat als Auslöser für einen Balkankrieg nutzen wollen, um gleichzeitig nach Konstantinopel vorzustößen – und zwar noch bevor im Sommer 1914 das erste britische Schlachtschiff an das Osmanische Reich geliefert wird.

Während die meisten Politiker in Westeuropa den Schüssen vom Sonntag kaum noch Bedeutung zumessen, kommen jene in Wien, Berlin und Sankt Petersburg offenbar gerade erst in Fahrt.

Mittwoch, 1. Juli. Wien. Außenminister Berchtold und Generalstabschef Conrad treffen sich ohne den ungarischen Ministerpräsidenten Tisza. Beide sind sich darin einig, dass ein Konflikt mit Serbien auf jeden Fall Russland provozieren würde. Die Doppelmonarchie ist allein zu schwach, um gegen diesen Feind zu ziehen. Deutschland müsste also seinerseits dem Zaren drohen, um dessen Eingreifen zu verhindern oder abzuwehren.

Hätten die Habsburger gleich nach dem Attentat Serbien angegriffen, hätte der Rest Europas dies vielleicht akzeptiert. Doch die Chance hat Wien verpasst, vor allem, weil Ungarns Ministerpräsident und der deutsche Botschafter bremsen. Wer in Wien jetzt noch Krieg will, braucht Berlins Rückendeckung und muss zugleich Tisza überwinden.

Berchtold erkennt, dass er beides verbinden kann: Denn auch Tisza fordert die engere Einbindung der Deutschen. Am Wochenende entsendet der Außenminister seinen kriegsentschlossenen Vertrauten Alexander Graf Hoyos nach Berlin, im Nachtzug, und vermutlich ohne Tisza zu informieren. Hoyos bekommt zwei Schreiben und eine mündliche Anweisung mit auf den Weg: Wien wolle wissen, welche Haltung Deutschland einnehme, wenn der Moment gekommen sei, mit Serbien abzurechnen.

Damit hat sich der zurückhaltende, kultivierte, vorsichtige Berchtold – vielleicht unter Einfluss Conrads, vielleicht aus anderen Gründen, seine Motive sind bis heute unklar – zum nächsten Kriegstreiber gewandelt.

Donnerstag, 2. Juli. Berlin. Wilhelm II. sagt seine Teilnahme an der Beerdigung des Erzherzogpaares ab, angeblich wegen gesundheitlicher Probleme. Tatsächlich jedoch erklärt Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg in einem Telegramm an Kaiser Franz Joseph offen, dass man ein weiteres Attentat während der Zeremonie fürchte. In Berlin traut man den Habsburgern also nicht einmal mehr zu, dass sie in ihrer eigenen Hauptstadt für Sicherheit sorgen können.

Bethmann Hollweg würde sich in diesen Tagen am liebsten gar nicht um Politik kümmern. Kürzlich ist die Frau



des pessimistischen, zurückhaltenden Adeligen – der wie Berchtold in Wien und Sasonow in Sankt Petersburg von den Militärs im eigenen Land verachtet wird – einer Krankheit erlegen. Der Kanzler, geistig und körperlich ermattet, zieht sich, so oft es geht, auf seinen Landsitz zurück. Ein Regierungschef auf der Höhe seiner Kraft hätte sich wahrscheinlich intensiver und ideenreicher mit der Krise auseinandergesetzt.

Sarajevo. Gavrilo Princip gibt erstmals zu, dass es eine Verschwörung gegeben hat, nennt Einzelheiten zu Mittätern, zum Plan, zur Beschaffung der Waffen, zu seiner Einschleusung über die Grenze. Beweise, dass die Führung in Belgrad eine entscheidende Rolle im Mord gespielt hat, liefert er indes nicht. Doch genau für diese Behauptung nutzen Wiener Politiker seine Aussagen.

Die Beteiligung der serbischen Regierung ist bis heute nicht geklärt. Nur so viel steht fest: Hinter den Attentätern stehen Geheimbünde wie die vom Chef des serbischen Militärgeheimdienstes 1911 gegründete „Schwarze Hand“. Ihr Ziel ist die Vereinigung aller Südslawen in einem großserbischen Reich – ein Vorhaben, das auch Belgrad seit Langem verfolgt. Auch deshalb spricht manches dafür, dass hohe Regierungsbeamte von den Attentatsplänen wussten.

**Freitag, 3. Juli. Wien.** Trauergottesdienst für den Erzherzog und dessen Gattin. Kein europäischer Monarch ist anwesend, außer Kaiser Franz Joseph. Keine Zwischenfälle. Die Botschaften in allen Hauptstädten haben Halbmast geflaggt, außer einigen russischen.

**Sonntag, 5. Juli. Potsdam.** In seinem Schloss speist Wilhelm II. zu Mittag mit dem österreichischen Botschafter, der von dem in der Nacht angereisten Hoyos die Briefe aus Wien erhalten hat.

Bei Tisch liest der Kaiser beide Schreiben. Eines trägt die Unterschrift Kaiser Franz Josephs, doch verfasst hat es Hoyos in Berchtolds Auftrag. Darin deutet der Monarch an, Serbien angreifen zu wollen – ohne allerdings das Wort „Krieg“ zu benutzen. (Ein innenpolitischer Winkelzug: Berchtold weiß, dass Ministerpräsident Tisza von der Mission erfahren wird. Indem er den vom Ungarn abgelehnten Krieg nicht erwähnt, will er den Vorwurf der Illoyalität entkräften.)

Wilhelm II. erkennt dennoch, um was es in diesem Schreiben geht. Er gibt dem Botschafter daher zunächst nur eine vorsichtige Antwort: Er werde sich erst mit seinem Kanzler beraten müssen und später mehr sagen. Doch bei Dessert und Kaffee bringt der Wiener Gesandte

das Thema geschickt noch einmal auf – und da gibt der erratische Kaiser seinem Verbündeten plötzlich freie Hand: Serbien müsse ohne Verzögerung attackiert werden. Und sollte Russland eingreifen, werde Berlin, „in gewohnter Bundes-treue“, fest an der Seite Wiens stehen.

Als „Blankoscheck“ werden Historiker später dieses Versprechen beim Dessert schmähen: Wilhelm II. habe dem Verbündeten bedingungslose Zusagen gegeben, ohne zu wissen, was der genau vorhabe. Ohne zu wissen, wann die Regierung in Wien ihre Pläne umsetzen würde. Ohne auf die Entscheidungen an der Donau Einfluss zu nehmen. Und ohne zu wissen, wie Russland reagieren würde. Und, so darf man vermuten, offenbar auch ohne zu begreifen, was seine eigenen Militärs planen.

Am Nachmittag empfängt der Kaiser den Kanzler, den Kriegsminister und hohe Militärs. Wilhelm präsentiert ihnen den von Franz Joseph unterzeichneten Brief. Fast alle sind sich darin einig, dass Russland keinen Feldzug wagen werde.

Wieso sich die versammelten Militärs und Politiker da so sicher sind, bleibt rätselhaft, im österreichischen Brief steht davon nichts. Doch niemand erhebt Einwände gegen den „Blankoscheck“, und so wird Bethmann Hollweg am Tag darauf gleich mehreren Wiener Diplomaten



Der Attentäter Gavrilo Princip in österreichischer Festungshaft



Wie andere Verdächtige wird auch Princip selbst kurz nach seiner Mordtat festgenommen. Beinahe hätte eine wütende Menge den Attentäter gelyncht



Er steht hinter den Terroristen: der serbische Geheimdienstchef »Apis«



diese bedingungslose Zusage ausdrücklich noch einmal geben.

Doch bleibt der fatale Eindruck haften, dass Kaiser und Kanzler nicht wirklich wissen, was sie da tun. Denn immerhin akzeptieren sie damit einen möglichen Konflikt mit Russland, für wie unwahrscheinlich sie den auch halten.

Vor allem aber: Ein *Krieg im Osten* bedeutet für Deutschland automatisch einen *Angriff im Westen*. Denn die Mobilisierungspläne des Reiches gehen auf den früheren Generalstabschef Alfred von Schlieffen zurück, der bereits 1905 dreierlei postuliert hat:

- In einer größeren europäischen Krise werde Deutschland von den Verbündeten Russland und Frankreich vermutlich gleichzeitig bedroht.

- Die Mobilisierung im riesigen Zarenreich werde erheblich länger dauern als in Frankreich.

- Doch wenn der Zar erst einmal seine Truppen gesammelt habe, werde er mit Macht voranschreiten.

Also entwickelte Schlieffen einen Aufmarschplan, bei dem extreme Eile und diplomatische Rücksichtslosigkeit alles sind: Im Krisenfall müsse das Reich sehr schnell fast alle verfügbaren Truppen gegen den Feind im Westen werfen – und dabei durch das neutrale Belgien marschieren. Wäre Frankreich dann nach wenigen Wochen besiegt, müsse man die deutschen Armeen mit der Eisenbahn nach Osten entsenden, um dort den inzwischen mobilisierten russischen Massen entgegentreten.

# E

Ein Konflikt mit Russland bedeutet also, dass Deutschland vermutlich auch gegen Frankreich kämpfen muss. Und dass es womöglich zum Krieg mit Großbritannien kommt. Denn London hat Belgien in einem Abkommen dessen Unverletz-

lichkeit garantiert. Zudem haben die Briten ein strategisches Interesse daran, dass die belgische Kanalküste – nur knapp 90 Kilometer von England entfernt – nicht zu einer Basis der hochgerüsteten deutschen Marine wird.

Offenbar ist Wilhelm II. all dies nicht klar. Helmuth von Moltke und den anderen Offizieren ist es dagegen vermutlich sofort bewusst – doch sie warnen nicht. Denn Moltke plädiert schon lange

## Für die Franzosen scheint endlich die Stunde der Rache gekommen

für einen „Präventivkrieg“, ehe sich das Zarenreich modernisiert und zu mächtig wird. Gut möglich, dass er den Kaiser mit voller Absicht in einen Krieg stolpern lässt.

Am Abend dieses Tages jedenfalls hat sich eine regionale Krise zu einem potenziellen Weltkrieg gewandelt, ohne dass dies dem Hauptverantwortlichen offenbar bewusst ist: Denn am nächsten Morgen bricht Wilhelm II., als sei dies ein Sommertag wie jeder andere, zu einer Kreuzfahrt nach Norwegen auf.

**Dienstag, 7. Juli. Wien.** Graf von Hoyos kommt mit dem Zug aus Berlin und bringt die Nachricht vom „Blankoscheck“ mit. Conrad gibt Befehle, einen Krieg gegen Serbien vorzubereiten. Nun müssen er und Berchtold Tisza informieren. Der ist düpiert und entsetzt, verweigert die Zustimmung zu einem sofortigen Angriff. Doch inzwischen ist der Druck im Ministerrat so groß, dass er einen Waffengang nicht mehr grundsätzlich ablehnen kann.

Tisza setzt einen Kompromiss durch: Wien soll an Belgrad zunächst Forderungen und ein Ultimatum für deren Erfüllung stellen. Das werde Europas Öffentlichkeit davon überzeugen, dass

Wien nicht um jeden Preis Krieg will. Und erst dann, wenn Serbien diese Forderungen ablehne, werde man den Krieg erklären. Doch bis auf Tisza sind sich alle Minister einig, dass die Bedingungen so hart sein sollten, dass Belgrad sie nur ablehnen könne. Tisza spricht sich gegen eine solche, diplomatisch kaum verbrämte Kriegserklärung aus.

**Mittwoch, 8. Juli. Wien.** Der nächste Akt des Dramas ist eine Groteske: Generalstabschef Conrad erklärt dem fassungslosen Außenminister Berchtold, dass die Armee gar nicht kriegsbereit ist.

So unglaublich es klingt, offenbar realisiert der höchste Militär der Doppelmonarchie erst jetzt, dass jeden Juli Tausende Soldaten freigestellt werden, um als Erntehelfer auf den Feldern zu arbeiten: Sieben von 16 Armeekorps fahren Getreide ein, statt in den Kasernen zu exerzieren. Sie alle zurückzurufen, würde Tage dauern und ganz Europa alarmieren. Serbien hätte genügend Zeit, sich auf einen Angriff vorzubereiten.

Erst am 22. Juli, so eröffnet Conrad dem Außenminister, seien die meisten Soldaten wieder in den Kasernen. Erst dann könne man den Schlag wagen.

**Donnerstag, 9. Juli. Bad Ischl.** Berchtold besucht den Kaiser in dessen Sommer Schloss. Gemeinsam beraten sie über jenes Schreiben, mit dem Serbien unannehmbare Forderungen gestellt werden sollen. Es führe „kein Weg zurück“, raunt Franz Joseph.

Dass die Armee noch gar nicht einsatzbereit ist, verschweigt der Außenminister ihm vermutlich.

**Dienstag, 14. Juli.** Unter dem Druck der Kriegsbefürworter stimmt nun auch Tisza zu, einen Waffengang gegen Serbien zu erzwingen, fordert jedoch, dass das Ultimatum an Belgrad vom Ministerrat abgesegnet wird. Der aber kann nicht vor Sonntag zusammentreten. Eine weitere Verzögerung. Doch Berchtold entwickelt einen scheinbar brillanten Plan: Da der französische Präsident Poincaré an Bord eines Schlachtschiffes zu einem schon lange geplanten Gipfeltreffen mit dem



Zaren nach Sankt Petersburg reisen, dort am 20. Juli eintreffen und am 25. Juli wieder abreisen wolle, werde Wien erst dann handeln.

Denn auf dem Schiff sei die Funkverbindung schlecht. Fünf Tage werde die Rückreise dauern: fünf Tage, in denen der wichtigste Mann Frankreichs auf See sei und deshalb auch in Russland niemand wisse, wie Paris reagieren werde.

Genau in jenem Zeitfenster werde man Serbien ein Ultimatum von 48 Stunden stellen. Und noch während der Präsident auf See sei, werde das Ultimatum verstreichen und Wien Belgrad angreifen. Russland werde nicht ohne Frankreich in den Krieg ziehen, und in Paris werde man nichts tun, solange der Präsident auf hoher See ist. Könnten die beiden Mächte dann endlich reagieren, sei Belgrad bereits besetzt.

Es ist schier unfassbar, dass der Außenminister die katastrophalen Schwächen seines Planes erkennt: Mit einem überraschenden Ultimatum und anschließenden Angriff auf Serbien einen Monat nach dem Attentat sabotiert man die eigene, von Tisza durchgesetzte Diplomatie. Statt sich durch einen Untersuchungsbericht vor Europas Öffentlichkeit als Opfer einer Aggression zu präsentieren, wird man so selbst zum Aggressor.

Zudem wird nicht ein Gedanke darauf verschwendet, wie Wien reagieren müsste, sollte Serbien die harten Bedingungen doch akzeptieren.

Und für den Plan ist mehr als eine Woche lang Geheimhaltung notwendig. Sickert irgendetwas davon durch, dann können Poincaré und Nikolaus II. im persönlichen Gespräch in Sankt Petersburg ihre gemeinsamen Kriegsanstrengungen viel besser koordinieren, als es ihnen je zuvor möglich gewesen wäre.

**Mittwoch, 15. Juli. Dünkirchen.** Raymond Poincaré geht an Bord der „France“, die Reise nach Sankt Petersburg ist für ihn auch eine Flucht vor einem politischen Gewitter.

Der schüchterne, doch skrupellose und unbeugsam nationalistische Rechtsanwalt ist erst seit 1913 Präsident der Republik. Außenpolitisch hat der Lotharinger vor allem ein Ziel: die 1871 an

## SERBIEN



**Die Regierung in Belgrad strebt danach, alle Südslawen in einem Königreich zu vereinen – auch jene Volksgruppen, die in Österreich-Ungarn leben**

Deutschland verlorenen Provinzen zurückzugewinnen. Seine Ernennung hat er wohl auch dem Zaren zu verdanken: Zwei Millionen Francs Bestechungsgelder hat der russische Botschafter während des Präsidentschaftswahlkampfes in die Kassen von Journalisten und anderen einflussreichen Personen gepumpt. Denn in Sankt Petersburg gilt Poincaré als Bollwerk gegen die Linke, die in Frankreich stärker ist als anderswo.

Joseph Caillaux, ein welterfahrener ehemaliger Premier, führt die linke Radikale Partei. Sein Verbündeter ist Jean Jaurès von den Sozialisten, Europas bekanntester Sprecher gegen Rüstung und Krieg. Beide hassen den russischen Autokratismus, und es gehen Gerüchte um, dass beide drohen, Poincarés Verstri-

ckungen zu enthüllen und das Bündnis mit Sankt Petersburg zu zerschneiden.

Bei der Parlamentswahl im Mai 1914 hat die Radikale Partei die meisten Stimmen errungen. Allerdings hat Madame Caillaux in einer pikanten privaten Affäre einen bekannten Pariser Journalisten in dessen Büro erschossen. Ihr wird im Sommer 1914 der Prozess gemacht. Solange ist auch Joseph Caillaux diskreditiert, solange können er und Jaurès noch keine neue Regierung formen.

Das Urteil in dem Verfahren wird für Ende Juli erwartet – Poincaré hat also nur noch zwei Wochen, dann wird ihm ein formidabler Gegner erwachsen.

**Donnerstag, 16. Juli. Wien.** Der britische Botschafter schickt ein Telegramm nach London: Wien wolle Serbien ein Ultimatum stellen! Berchtolds Geheimplan ist nicht länger geheim – und der Außenminister selbst hat die Nachricht unwissentlich verbreitet. Er hat einem Vertrauten, einem pensionierten Diplomaten, davon erzählt, und der wiederum hat die Information dem Engländer weitergereicht, der sein Nachbar ist.

Doch Britanniens Außenminister Edward Grey, mit Irland und seinem schwindenden Augenlicht beschäftigt, reagiert nicht. Allerdings erfährt nun auch der Botschafter des Zaren über seinen britischen Kollegen von dem geplanten Ultimatum. Zudem gelingt es russischen Kryptographen, drei verschlüsselte Telegramme aus Wien an die österreichisch-ungarische Botschaft in Sankt Petersburg zu dechiffrieren: Darin bittet Berchtold um Angaben darüber, wann genau Poincaré wieder abreisen werde.

Russlands Außenminister Sasonow kombiniert am Morgen des 18. Juli beide Informationen zu einem Bild: Wien will Belgrad offenbar ein Ultimatum stellen – und das wird vermutlich direkt nach Poincarés Abreise verkündet.

Sasonow kennt nun die Pläne seiner Gegner und hat ausreichend Zeit, sich mit seinem französischen Verbündeten eine Gegenstrategie auszudenken.

**Sonntag, 19. Juli, etwa 10.00 Uhr. Wien.** Außenminister Berchtold empfängt in seiner Privatresidenz den Ministerrat,



darunter auch Tisza und Conrad, zu einem Geheimgespräch.

Das Gremium bekommt den von Berchtold ausgearbeiteten endgültigen Text für das 48-stündige Ultimatum an Serbien vorgelegt. Manche Forderungen an Belgrad sind durchaus nachvollziehbar – etwa dass der Waffenschmuggel über die Grenze unterbunden werden müsse. Andere dagegen sind bewusst so formuliert, dass kein souveräner Staat sie akzeptieren kann. So verlangt Wien unter anderem, eigene Polizisten nach Serbien entsenden zu können, um dort die Attentäter zu verfolgen und die „subversive Bewegung“ zu unterdrücken.

Das Schreiben ist ein beispielloser Affront: allein dazu gedacht, dass Serbien es ablehnt und den Vorwand für einen Angriff Wiens liefert.

Auf Tisas Drängen hin beschließt der Ministerrat, zu verkünden, dass Österreich-Ungarn keine serbischen Territorien annectieren werde. Mit dieser großzügigen Geste hofft man, die anderen europäischen Mächte zu beschwichtigen. Ausnahmen, wie etwa strategische Änderungen des serbischen Grenzverlaufs, behält Wien sich jedoch vor.

**Montag, 20. Juli. Kronstadt.** Die „France“ läuft in die russische Marinebasis bei Sankt Petersburg ein. Der Zar fährt den Gästen auf seiner Yacht entgegen. Schon bald sprechen Monarch und Präsident unter vier Augen.

Poincaré hält den Zaren für willensschwach und wankelmütig. Nun will er ihn mit allen Mitteln beeinflussen, um zu erreichen, dass Russland im Falle eines Krieges gegen Deutschland zieht.

**Dienstag, 21. Juli. Sankt Petersburg.** Am Nachmittag gibt es einen Empfang für den Präsidenten im Winterpalast. Poincaré erfährt erst jetzt, und zwar eher beiläufig durch den britischen Botschafter, von dem geplanten Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien. Von da an wird in der französischen Delegation offen über Krieg gesprochen. Poincaré und seine Begleiter gehen davon aus, dass dieses Ultimatum Russland in den Konflikt zwingen wird. Der europäische Krieg scheint möglich zu sein.

Die Stunde der Rache an Deutschland scheint gekommen.

Am Abend empfängt Russlands Außenminister Sasonow den deutschen Botschafter und macht ihm klar, dass der Zar keine „Erniedrigung“ Serbiens akzeptieren werde: „Auf jeden Fall darf von einem Ultimatum nicht die Rede sein.“

Die Warnung ist deutlich, doch an den falschen Adressaten gerichtet. Weder der deutsche Botschafter noch seine Regierung in Berlin wissen von Berchtolds „befristeter Demarche“. Der Diplomat

**Donnerstag, 23. Juli. Wien.** Die russische Botschaft an der Donau hat von Sasonow die Weisung erhalten, die Regierung von Österreich-Ungarn „freundlich, aber bestimmt“ vor den „gefährlichen Konsequenzen“ zu warnen, die jede Aktion hervorriefe, „die mit der Würde Serbiens unvereinbar ist“.

Doch Berchtold will sich nun, auf der Zielgeraden zum Krieg, nicht mehr stören lassen: Im Regierungssitz wird der russische Diplomat nur von einem Subalternen empfangen, der verkündet, dass



**Der französische Staatschef Poincaré (im Frack) besucht im Juli 1914 den Zaren (M.) – und verspricht ihm, Russland im Kriegsfall beizustehen**

sendet Sasonows Worte per Post, erst am Morgen des 23. Juli kommen sie in der Wilhelmstraße an. Dann liegt der Bericht knapp eine Woche auf dem Schreibtisch des noch immer abwesenden Kaisers, ehe das Außenministerium ihn am 30. Juli nach Wien weiterleitet.

Weder Berchtold noch Bethmann Hollweg erfahren in den nächsten Tagen also etwas von den Bemerkungen des russischen Außenministers, die eigentlich schon eine Kriegsdrohung sind.

der Herr Außenminister bedauerlicherweise keinen Termin frei habe.

Ganz gelogen ist das nicht, denn Berchtold konferiert gerade mit Conrad. Wieder spielt sich eine schier unfassbare Szene ab. Der Politiker fragt den Militär, was man denn zu tun gedenke, wenn bei einem Angriff auf Serbien das benachbarte Italien die Gunst der Stunde nutzt und Südtirol und Triest annectiert.

Conrad erwidert schockiert, er gehe davon aus, dass die Diplomaten diese



Gefahr durch Verhandlungen längst entschärft hätten. Drohe in einem Konflikt mit Serbien auch von Rom ein Angriff, so erklärt der Offizier, dann solle Österreich-Ungarn für eine Attacke auf Belgrad „gar nicht erst mobilisieren“.

Danach geschieht jedoch – nichts.

Der Countdown zum Krieg wird nicht gestoppt, obwohl Roms Haltung nach wie vor unklar ist. Und man fragt sich, wie zwei Männer, die nicht einmal einen Konflikt mit Italien wagen, einen Krieg gegen Russland bestehen wollen.

**Setzt auf Russland: der französische Präsident Raymond Poincaré**



**Russlands Außenminister Sasonow unterstützt die Serben**

**Legt sich nicht fest: Englands Chefdiplomat Sir Edward Grey**

In Belgrad empfängt der serbische Finanzminister etwa zur gleichen Zeit den Botschafter Wiens, der die „befristete Demarche“ überreichen will.

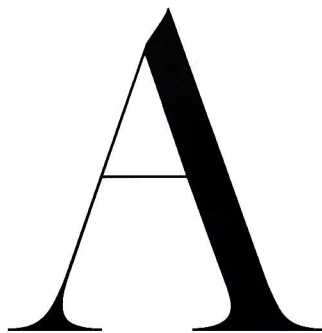
Serbiens Ministerpräsident hat längst von Belgrads Verbündeten in Sankt Petersburg erfahren, was seinem Land droht, und um Österreich-Ungarn die Gelegenheit zum großen Auftritt zu nehmen, empfängt er den Wiener Gesandten erst gar nicht, sondern schickt seinen Finanzminister vor.

Eine Groteske: Der nahezu unbekannte Minister empfängt den Botschafter, der das fatale De-facto-Ultimatum überreicht. Das aber ist, wie bei diplomatischen Schreiben üblich, auf Französisch verfasst – in einer Sprache, die der Finanzminister kaum beherrscht.

Daher bleibt dem Wiener Abgesandten nichts zu tun, als das Schreiben auf einen Tisch zu legen und nach einigen Minuten wieder abzutreten.

Kronstadt. Abends. Poincaré geht an Bord der „France“. In einem Abschiedskommuniqué betonen die französische und die russische Regierung ihre Übereinstimmung in der Einschätzung der Probleme, die den Frieden und das Machtgleichgewicht in Europa betreffen.

Und tatsächlich hat der Präsident dem Zaren klar zu verstehen gegeben, dass Frankreich Russland in einem Balkankonflikt unterstützen werde.



An diesem Abend geht die Regierung in Wien also davon aus, dass sie Serbien angreifen kann, denn Russland werde durch Berlin in Schach gehalten.

Serbien wartet auf eine Reaktion Russlands, mit dessen Hilfe es der Donaumonarchie zu widerstehen hofft.

Russland setzt darauf, dass es Österreich-Ungarn angreifen könne, ohne sich um Berlin sorgen zu müssen, denn Paris bedroht das Reich ja im Westen.

Frankreich hofft, dass es zu einem Krieg kommt, der es Paris erlaubt, über den Rhein vorzustoßen.

Und Berlin? Dort hat man den Text des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien zwar am Tag zuvor mitgeteilt bekommen, doch der auf seinem Landsitz weilende Kanzler befand es bisher nicht für nötig, ihn zu lesen.

Wilhelm II. ist derweil noch immer auf Kreuzfahrt.

**Freitag, 24. Juli, Sankt Petersburg.** Gegen 10.00 Uhr stürmt Sasonow in das Außenministerium und verkündet Mitarbeitern: „C'est la guerre européenne!“ („Das ist der europäische Krieg!“) Am Abend zuvor haben ihn Gerüchte von der Übergabe des Ultimatums erreicht. Zugleich hatte der österreich-ungarische Botschafter für den nächsten Morgen um eine dringende Audienz ersucht.

Als der nun vorspricht, um dem russischen Außenminister offiziell das Ultimatum vorzulesen, verkündet Sasonow kühl: „Sie setzen Europa in Brand!“

Anschließend lässt er alle russischen Diplomaten aus dem Urlaub zurückrufen. Per telegraphische Anweisung werden in Berlin angelegte 100 Millionen Rubel Staatsgelder nach Paris und Sankt Petersburg überwiesen. Und bei den Militärs fragt Sasonow an, ob eine „Teilmobilisierung“ begonnen werden könne: eine Bereitstellung der Armee gegen Österreich-Ungarn, nicht jedoch gegen Deutschland – der Verbündete des Gegners soll nicht direkt bedroht werden.

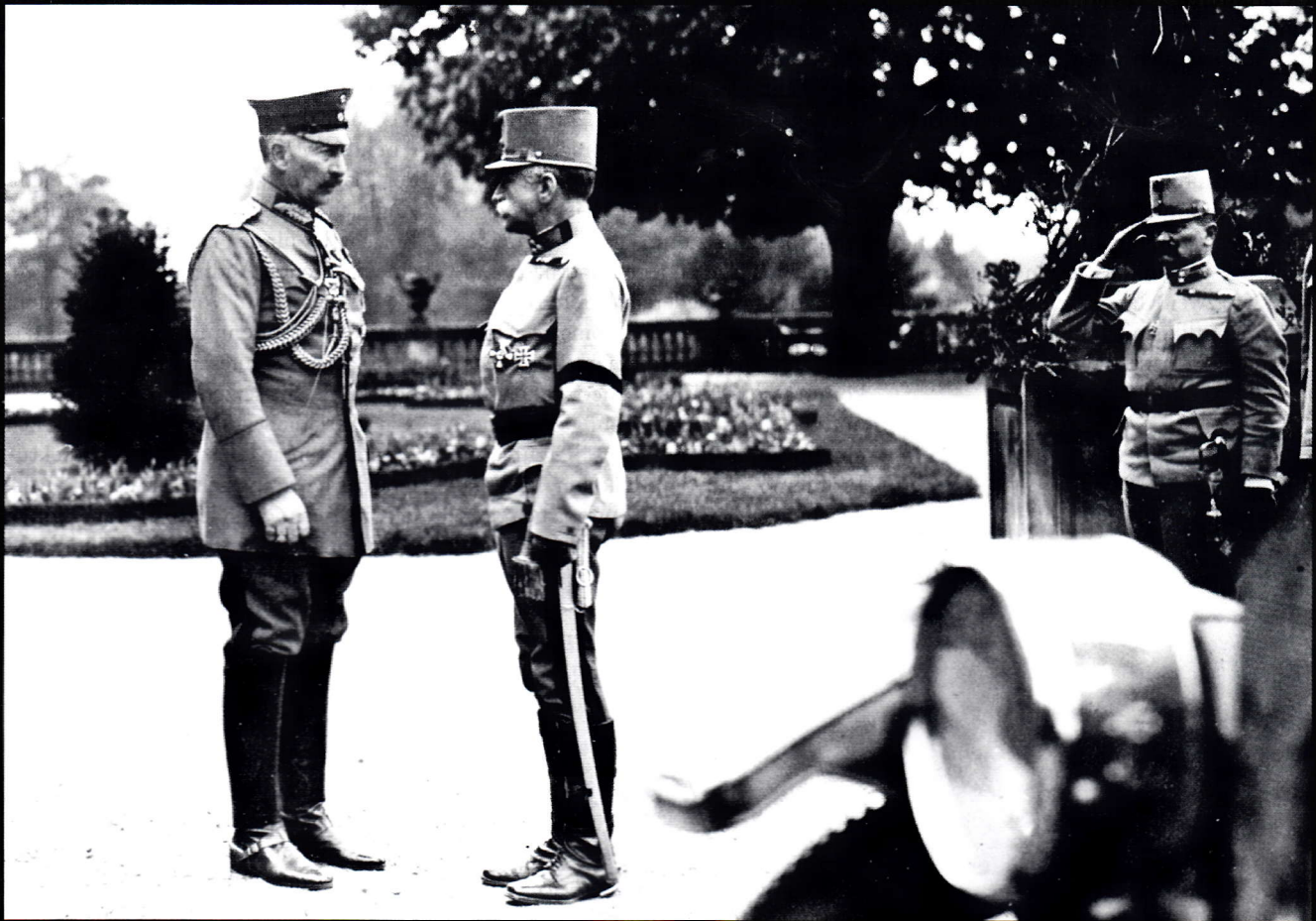
Das allerdings ist so gar nicht möglich, denn für eine Mobilisierung gegen Wien müssen auch Truppen über das Bahnnetz des Militärbezirks Warschau verschoben werden und bedrohen damit automatisch auch das benachbarte Ostpreußen. Wahrscheinlich weiß Sasonow das, kalkuliert also schon den großen Krieg ein. Dafür spricht auch, dass er noch am selben Tag auf die Mobilisierung der Flotten im Schwarzen Meer und in der Ostsee drängt.

Etwa 15.00 Uhr. Sasonow hält vor dem Ministerrat eine erregte Rede. Wenn Russland Serbien jetzt nicht beistehe, dann würde es als ein „dekadenter Staat“ betrachtet. Niemand widerspricht. Allerdings hält es auch niemand für nötig, den Zaren zu benachrichtigen, der mit seiner Yacht auf der Ostsee kreuzt.

Gegen 18.00 Uhr. Sasonow informiert den Botschafter Serbiens darüber, dass das Land auf „russische Hilfe vertrauen“ könne. Belgrad solle jene Klauseln des Ultimatums ablehnen, die Untersuchungen österreichischer Beamter auf serbischem Boden fordern.

19.00 Uhr. Sasonow empfängt den deutschen Botschafter und droht: Sollte Wien Serbien „verschlingen“, werde Russland „mit ihm den Krieg führen“.





Wenige Tage nach dem Attentat schickt die Führung in Wien einen Gesandten zu ihren wichtigsten Verbündeten, den Deutschen. Nur wenn Berlin sie unterstützt, kann eine Strafaktion gegen Serbien gelingen. Kaiser Wilhelm persönlich (hier mit dem österreichischen Generalstabschef Conrad von Hötzendorf) gibt dem Alliierten freie Hand – und trägt so entscheidend zur Eskalation der Krise bei



Der deutsche Kanzler Theobald von Bethmann Hollweg ist überfordert



Wilhelm II. fordert Härte gegen Serbien – und fährt dann in Urlaub



Generalstabschef Helmuth von Moltke wünscht schon lange den Krieg



Gegen 20.00 Uhr. Sasonow empfängt den französischen Botschafter und informiert ihn über die ersten Schritte zur Mobilisierung.

Diese Kriegsvorbereitung, bei der es ja auf jeden Tag ankommt, ist in der Lage vom Sommer 1914 ein militärischer Automatismus, den eine Macht beginnen, aber nicht ohne Weiteres wieder stoppen kann: Wer seine Truppen zu den Waffen ruft, bedroht den Nachbarn, der daraufhin ebenfalls mobilisiert, was wiederum weitere Mobilisierungen nach sich zieht.

Da alle Staaten den Angriff zum frühestmöglichen Zeitpunkt planen, kann sich niemand mehr ein Innehalten leisten. Keine diplomatischen Mittel sind vorgesehen, dieses einmal in Gang gesetzte Räderwerk anzuhalten.

Österreich-Ungarn droht zwar Serbien schon mit Krieg, hat aber nicht mobilisiert. Russland hingegen bereitet die Mobilisierung bereits vor. Noch tickt das Uhrwerk des Krieges nicht, doch Sasonow zieht es bereits auf.

**Samstag, 25. Juli, Sankt Petersburg.** Um kurz nach 0.00 Uhr telegraphiert der deutsche Botschafter einen Bericht über sein letztes Treffen mit Sasonow nach Berlin. Die Worte des Außenministers haben den Diplomaten zu dem Schluss kommen lassen, dass Russland nur dann eingreifen werde, wenn Wien serbisches Territorium an sich reißt. Da Österreich dies – zumindest offiziell – nicht vorhat, schließt der Botschafter mit dem Satz: „Ein rasches russisches Eingreifen ist nicht zu erwarten.“

Ein paar Stunden später wird Nikolaus II. in seiner Sommerresidenz über die geplante Teilmobilisierung informiert, die er abzeichnet. Zudem soll nun im ganzen Reich eine Vormobilisierung eingeleitet und alle Soldaten in die Kasernen zurückbeordert werden. Kadetten werden nun sofort zu Offizieren befördert, um auf diese Weise mehr Truppenführer zu haben. Über Sankt Petersburg, Moskau sowie die Grenzregionen zu Österreich-Ungarn und Deutschland wird das Kriebsrecht verhängt.

15.00 Uhr. Belgrad. Serbien mobilisiert seine Armee.

18.00 Uhr. Belgrad. Die serbische Regierung lehnt einige Klauseln des

Wiener Ultimatums ab (den Einsatz österreichischer Polizisten im eigenen Land zum Beispiel), kommt den Habsburgern aber sonst weit entgegen.

18.22 Uhr. Sankt Petersburg. Der französische Militärattaché erhält aus Paris den Hinweis, dass ein „europäischer Krieg nicht länger vermieden werden“ könne. Das Staatsoberhaupt erfährt davon allerdings nichts: Die Funkverbindung ist so schlecht, dass Poincaré auf der „France“ nicht zu erreichen ist.

18.30 Uhr. Belgrad. Der Botschafter Österreich-Ungarns fährt mit dem Zug ab. Damit haben Wien und Belgrad keine diplomatischen Beziehungen mehr.

21.23 Uhr. Wien. Die von Kaiser Franz Joseph unterzeichnete Mobilisierung wird übermittelt.

London. Außenminister Grey telegraphiert an alle Botschafter des Empire, der Balkankonflikt sei „not our concern“ („nicht unsere Angelegenheit“). Danach reist er auf seinen Landsitz.

Zum Fliegenfischen.

**Sonntag, 26. Juli, Sankt Petersburg.** Sasonow trifft morgens am Bahnhof zufällig den deutschen Botschafter – beide fahren von ihren Sommerresidenzen zurück in die Stadt. Der Außenminister habe ihm „mit der größten Wärme“ versichert, „dass Russland nichts ferner liege, als Krieg zu wünschen“, übermittelt der Diplomat etwas später nach Berlin.

Zur gleichen Stunde beginnt Russlands Armee mit der Vormobilisierung, die auch das Requirieren von Eisenbahnwagen mit der schmaleren europäischen Spurweite vorsieht, um beim Angriff rasch nach Deutschland und Österreich-Ungarn vorzustößen. All das ist geheim, doch lassen sich die Truppenverlegungen an den Bahnhöfen nur schwer verbergen. Der deutsche Militärattaché in Sankt Petersburg sowie Konsularbeamte in anderen Städten senden Alarmmeldungen über russische Kriegsvorbereitungen nach Berlin und Wien.

Wien. Nachmittags. Konferenz zwischen Conrad, Berchtold und dem deutschen Botschafter. Der Vertreter Berlins drängt nun, da das Ultimatum verstrichen sei, auf einen schnellen Militärschlag gegen Serbien: Man müsse jetzt handeln, ehe die Lage in Europa noch weiter eskaliere.

Da erwidert Conrad, man könne wohl erst am 12. August angreifen.

Unfassbar: Wien hat ein Ultimatum mit zwei Tagen Frist gestellt, obwohl es militärisch weitere zwei Wochen handlungsunfähig bleibt. Denn obwohl der Ernteeinsatz nun endet, ist die Armee nicht bereit. Erst jetzt dämmert es den Verantwortlichen in Berlin, dass sie sich an eine Regierung gekettet haben, die zwar *politisch* einen europäischen Krieg provoziert, auf ihn aber *militärisch* völlig unvorbereitet ist. Anscheinend hofft man in Wien, dass alle Probleme, in die die Doppelmonarchie taumeln könnte, von Berlin beseitigt würden.

Sankt Petersburg. Der deutsche Botschafter spricht den Außenminister



Die Montenegriner haben die Schwäche der Osmanen genutzt, um sich von der Vormacht loszusagen. Seit 1910 regiert sie ein König



auf die Nachrichten über Russlands Militärvorbereitungen an. Daraufhin „garantiert“ Sasonow, so der Diplomat, „dass keinerlei Mobilmachungsorder ergangen sei“. Zur gleichen Zeit gibt der Kriegsminister dem deutschen Militärattaché sein „Ehrenwort“, dass noch kein „einziger Reservist eingezogen“ worden sei.

Da rasche Mobilisierung nun einmal alles bedeutet, belügen beide Minister den zukünftigen Feind, um einige kostbare Stunden Vorsprung im Rennen darum zu gewinnen, wer seine Armeen zuerst angreifen lassen kann.

Montag, 27. Juli. Potsdam. Wilhelm II. kommt mit dem Zug zurück aus dem Urlaub. Wie habe das alles geschehen können, fährt er auf dem Bahnhof Kanzler Bethmann Hollweg an. Der Kaiser hat unterwegs vom Ultimatum und vom bevorstehenden Balkankrieg erfahren. In den Tagen zuvor, in denen Wien Serbien mit Krieg drohte und Nikolaus II. mit Poincaré verhandelte, war Berlin praktisch kopflos: der Kaiser auf seiner Yacht, der Kanzler auf seinem Landsitz.

Bethmann Hollweg bietet noch auf dem Bahnhof seinen Rücktritt an. „Sie haben mir die Suppe eingebrockt, nun sollen Sie sie auch ausfressen“, erwidert der Kaiser daraufhin – und verschwendet offenbar keinen Gedanken daran, dass seine Blankoscheck-Diplomatie die Krise überhaupt erst angeheizt hat.

Als Wilhelm sich zwei Stunden später mit dem Kanzler und Moltke trifft, um die Lage zu beraten, entgleitet ihm vollends die Kontrolle über die Situation, ohne dass er es auch nur merkt.

Denn Bethmann Hollweg – getrieben möglicherweise vom Wunschdenken, eine dramatische Situation dadurch zu entschärfen, dass man sie entschlossen ignoriert, vielleicht aber auch bloß geistig und körperlich ermattet – unterrichtet Wilhelm II. und Moltke weder von Russlands Vorbereitung zur Mobilisierung, wie sie die Diplomaten von Stunde zu Stunde in präziseren Berichten schildern. Noch hat er selbst auch nur Serbiens Antwort auf Wiens Ultimatum gelesen. Die aktuelle Lage im Krisengebiet ist ihm also nicht einmal bekannt.

Die Runde erfährt bloß, dass Österreich-Ungarn frühestens Mitte August

kriegsbereit sei. Die drei Herren glauben, dass sie immer noch viel Zeit haben und dass es sich um eine lokale Krise handelt.

Dass in Russland und Serbien die Mobilisierungen bereits begonnen haben und ganz Europa vor einem Flächenbrand steht, ahnen sie nicht. Es werden keinerlei wichtige Beschlüsse gefasst.

London. Marineminister Winston Churchill beordert die erste und zweite britische Flotte in ihre südenspanischen Basen mit der Begründung, ein Krieg mit Deutschland sei „keinesfalls undenkbar“.

Serbien den Krieg erklären werde – obwohl das Land nicht in der Lage ist, einen einzigen Soldaten über die Donaugrenze zu schicken.

Damit will Außenminister Berchtold Fakten schaffen: Da er fürchtet, aus Europas Hauptstädten derart viele Verhandlungsaufforderungen zu erhalten, dass er sie nicht ignorieren kann, drängt er auf eine Kriegserklärung, ohne einen Schuss abzufeuern. Denn ist der Krieg erst einmal erklärt, kann niemand mehr Verhandlungen verlangen.



Reichskanzler Bethmann Hollweg (M.), hier mit Leopold Berchtold, unterstützt den Feldzug gegen Serbien und nimmt dafür einen Krieg gegen Russland in Kauf

Man solle sich vorbereiten, potenzielle Feindschiffe „zu beschatten“. Das ist eine Vorbereitung zum Kampf, für die es eigentlich eine Kabinettsorder geben müsste. Doch der Marinechef informiert niemanden.

Berlin. Nachts. Der erschöpfte Bethmann Hollweg wägt seine Optionen ab. Der deutsche Botschafter in Wien hat nachmittags überraschend telegraphiert, dass Österreich-Ungarn nun doch „morgen oder spätestens übermorgen“

Berlins Botschafter in London signalisiert nach Sondierungsgesprächen über die Haltung zu einem europäischen Konflikt an Bethmann Hollweg: „Kommt es zum Krieg, so werden wir England gegen uns haben.“

Spätestens in diesen dunklen Stunden muss dem Kanzler klar werden, dass die Entwicklung nun rasend schnell auf die größtmögliche Katastrophe zusteuert: Wenn Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärt, aber gleichzeitig militärisch



zu schwach ist, um irgendetwas zu unternehmen, wird Russland seinerseits mit einer Kriegserklärung antworten – zumal Sankt Petersburg, anders als Wien, offenbar seine Militärmaschine bereits auf Hochtouren laufen lässt.

Frankreichs Präsident ist noch auf See, doch seine nationalistische Politik ist bekannt, er hat sich gerade erst mit dem Zaren beraten – der deutsche Kanzler muss wissen, dass Paris nur darauf wartet, mit Russland zusammen in einen Krieg gegen Berlin einzutreten.



**Will den Krieg: Österreichs Generalstabschef Conrad von Hötzendorf**



**Kaiser Franz Joseph lässt sich zur Eskalation überreden**



**Einer der Kriegstreiber: Wiens Außenminister Leopold Berchtold**

Da die deutschen Mobilisierungspläne zudem bei einer Krise im Osten zunächst einen Überfall im Westen auf Belgien vorsehen, wird Großbritannien ebenfalls gegen Berlin ziehen.

Gibt es einen Ausweg?

Ja, der Kanzler müsste den Blankoscheck platzen lassen. Ein Telegramm aus Berlin, das Wien unmissverständlich klarmacht, dass sich Deutschland unter diesen Umständen weigert, gegen Russland zu mobilisieren, würde Berchtolds

Angriffsplan kollabieren lassen. Ohne Rückendeckung könnte es die Donaumonarchie niemals mit Russland aufnehmen. Zwar wäre Wien damit desavouiert, der Krieg aber vermieden. Allerdings würde Berlin seinen letzten echten Verbündeten in Europa verlieren.

Das aber ist ein Preis, den Bethmann Hollweg nicht zahlen will: Er lässt Berchtold ausrichten, man möge sich mit Russland zu Verhandlungen treffen. Inoffiziell aber gibt er Österreich-Ungarn zugleich freie Hand gegenüber Serbien, was ebenjene gerade angeratenen Verhandlungen überflüssig macht.

Es ist eine Diplomatie, von der man nicht genau weiß, ob sie von Zynismus oder Hilflosigkeit getrieben wird.

**Dienstag, 28. Juli. Potsdam.** Nach einem Ausritt liest Wilhelm II. gegen 9.00 Uhr endlich die serbische Antwort auf das Ultimatum. Obwohl Belgrad ja einige Klauseln ablehnt, erscheint ihm die Antwort doch so entgegenkommend, dass er in ihr einen „großen moralischen Erfolg“ für Österreich-Ungarn erkennt. „Aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort!“

In einem Memorandum bietet der Monarch an, sich persönlich in Friedensverhandlungen einzuschalten. Bis er den Text formuliert hat, ist es 10.00 Uhr. Ihm hat allerdings niemand gesagt, dass Wien nicht mehr erst in zwei Wochen losschlagen will, wie er am Tag zuvor noch dachte, sondern in den nächsten Stunden.

Und so lässt der Kaiser seine Depesche zunächst per Kurier ins Außenministerium nach Berlin bringen, mit der Order, sie danach, ebenfalls per Kurier, an die Donau zu tragen. Doch die Geschwindigkeit des 19. Jahrhunderts ist viel zu langsam für die Ereignisse des Sommers 1914.

Wien. 11.10 Uhr. Erstmals in der Geschichte übermittelt ein Staat einem anderen eine Kriegserklärung per Telegramm. Es dauert bis 12.30 Uhr, dann ist die Depesche in Belgrad dechiffriert.

Doch die Form ist so ungewöhnlich wie das Ausbleiben des österreichischen Angriffs, sodass Serbiens Regierungschef zunächst an eine Fälschung glaubt. Per Kabel unterrichtet er die Regierungen in Paris, London und Sankt Petersburg von dem „seltsamen Telegramm“ und bittet

die Großmächte darum, ihn darüber zu informieren, ob er sich denn nun im Krieg mit Wien befinde oder nicht.

London. 16.00 Uhr (17.00 Uhr MEZ). Außenminister Grey bittet den britischen Botschafter in Berlin, sich für einen „direkten Kontakt“ zwischen Russland und Österreich-Ungarn einzusetzen. Seit drei Tagen läuft die Vorbereitung zur Mobilisierung im Zarenreich, seit fünf Stunden ist die Doppelmonarchie offiziell im Krieg mit Serbien, doch von beiden Vorgängen weiß Großbritanniens Chefdiplomat noch immer nichts.

Auch hier stellt sich die Frage, ob Grey einfach schlecht unterrichtet ist – oder ob er schlecht unterrichtet sein will: Denn dadurch, dass er Verhandlungen fordert, als es schon zu spät ist, schiebt er die Verantwortung für den kommenden Krieg anderen Regierungen zu.

Auffällig ist jedenfalls, dass Grey ausschließlich Deutschland bittet, auf Gespräche zu drängen. Russland oder Frankreich, immerhin Verbündete Londons, werden nicht zu Friedensschritten genötigt. Auffällig auch, dass Winston Churchill um 17.00 Uhr die First Fleet von Südingland nach Schottland beordert. Die Basis Scapa Flow liegt strategisch günstig am Ausgang der Nordsee. Auch über diesen Schritt unterrichtet der Marinechef die anderen Minister nicht.

P

Paris. Madame Caillaux wird in ihrem Mordprozess wegen „zeitweiliger Unzurechnungsfähigkeit“ freigesprochen. Hinter den pikanten Schlagzeilen der Klatschreporter (die alle Balkannachrichten verdrängen) verbirgt sich eine politische Bedrohung für Präsident Poincaré: Jetzt ist der Weg frei für einen seiner schärfsten Widersacher, ihn polemisch zu attackieren – nicht zuletzt wegen der russischen Bestechungsgelder.



Sankt Petersburg. Sasonow lügt dem britischen Botschafter vor, dass Russland erst dann mobilisieren werde, wenn Wiens Truppen die serbische Grenze überschritten.

Anders als seine Rivalen in Berlin und Wien erkennt der Außenminister des Zaren die entscheidende Bedeutung der öffentlichen Meinung in Großbritannien. Indem sich Russland gemäßigst gibt, obwohl es seit Tagen rüstet, gewinnt es Sympathien.

Wien hingegen gilt durch das Ultimatum und die Kriegserklärung an Serbien inzwischen als Aggressor, obwohl es ja Wiens Thronfolger war, der einem Mordanschlag zum Opfer gefallen ist.

Kabinet und Parlament in London werden nur dann für einen Krieg an der Seite Frankreichs und Russlands stimmen, so Sasonows Kalkül, wenn die beiden Länder als Angegriffene gelten.

Abends. Unabhängig voneinander senden sich „Willy“ und „Nicky“ Telegramme zu (Wilhelm II. und Nikolaus II. signieren so ihre persönlichen, jeweils auf Englisch verfassten Depeschen). Der Kaiser verspricht, seinen „größtmöglichen Einfluss“ geltend zu machen, damit Verhandlungen geführt werden. Der Zar beklagt den „unwürdigen Krieg“ auf dem Balkan.

Es sind ebenso rührende wie erbärmliche Zeilen zweier Autokraten, die die Entwicklung oft nicht durchschauen und deren Politiker und Militär sich zunehmend selbstständig machen. Zweier wankelmütiger Monarchen, die eigentlich immense Macht in Händen halten, aber von ihren eigenen Kabinetten ausmanövriert werden.

Wilhelm II. ist von Bethmann Hollweg so schlecht informiert, dass alle seine Depeschen zu spät kommen. Und Nikolaus II. glaubt, dass sein Land erst dann mobilisieren wird, wenn er persönlich den Befehl dafür unterschreibt.

Dass seine eigenen Armeen bereits gegen den „lieben Willy“ in Stellung ge-



**Binnen weniger Jahre hat sich der Balkan völlig verändert: Wo einst die Osmanen herrschten, regieren nun selbstständige Staaten**

hen, während er ihm noch freundliche Worte sendet, ahnt der Zar nicht.

M

Mittwoch, 29. Juli. Dünkirk. Poincaré erreicht an diesem Morgen den Hafen und erfährt erst jetzt vom Kriegszustand zwischen Wien und Belgrad sowie von Russlands heimlicher Mobilisierung.

Inzwischen erregen die dramatischen Nachrichten aus Europa auch die Öffentlichkeit. Überall an der Zugstrecke von Dünkirk nach Paris sammeln sich Menschen. Drei Stunden lang rollt Poincarés Wagon vorbei an jubelnden Bürgern: „Vive la France! Vive le Prési-

dent!“ Man könnte denken, die Republik befände sich schon im Krieg, ja, sie habe ihn schon gewonnen.

Berlin. Bethmann Hollweg konferiert mit hohen Militärs. Einer fordert die Ausrufung des „Zustandes drohender Kriegsgefahr“, also eine Vorbereitung zur Mobilisierung. Der Kanzler und selbst der Generalstabschef Moltke lehnen dies jedoch ab: zu provozierend für die Nachbarn und damit zu gefährlich.

Trotzdem sendet Bethmann Hollweg kurz darauf zwei Telegramme nach Paris und Petersburg: Wenn die Lage weiter eskaliert, müsse Deutschland mobilisieren, und das würde zu einem „europäischen Krieg“ führen.

Das Deutsche Reich ist damit die erste Großmacht, die den anderen offen mit der Mobilisierung droht – was vermutlich vor allem in Großbritannien einen verheerenden Eindruck hinterlassen wird.

Belgrad. Österreichische Geschütze jenseits der Donau feuern ein paar Granaten auf die Stadt. Der Schaden ist gering, die Botschaft deutlich: Wien will nicht verhandeln. Weder Conrad noch Berchtold haben es für nötig gehalten, die deutschen Verbündeten darüber zu informieren, dass sie von nun an schießen.

Berlin. Nachmittags. Wilhelm II. macht dem Kanzler schwere Vorwürfe. Die Zeit läuft den Deutschen davon, sowohl für eine diplomatische Lösung als auch, wenn die nicht möglich ist, für Kriegsvorbereitungen. Bethmann Hollweg, der wenigstens London aus dem immer wahrscheinlicher werdenden Konflikt heraushalten will, schlägt vor, die deutsche Kriegsflotte an die Briten zu übergeben, damit sich die sicher fühlten und neutral blieben.

Die Reaktion: Entsetzen beim Monarchen. Ablehnung.

Sankt Petersburg. Kurz nach 21.00 Uhr (19.30 Uhr MEZ). Sasonow bittet den Zaren telefonisch darum, die Mobi-



lisierung gegen Österreich-Ungarn sowie Deutschland offiziell auszurufen. Nikolaus II., erschrocken über Bethmann Hollwegs Drohung mit der Kriegsvorbereitung, stimmt nun zu. Die ersten entsprechenden Telegramme werden durch das Riesenreich gesendet.

21.40 Uhr. Nikolaus II. erhält eine neue Depesche von Wilhelm II., in welcher der deutsche Kaiser anbietet, zwischen Russland und Österreich-Ungarn zu vermitteln. Der Zar grübelt, zögert.

22.00 Uhr. Zum Entsetzen des Außenministers und hoher Militärs stoppt Nikolaus II. die Mobilisierung. Er will weiter mit Deutschland verhandeln.

Berlin. 22.30 Uhr. Bethmann Hollweg bestellt den britischen Botschafter ein. Er will die Neutralität Londons irgendwie sichern, obwohl er gar nichts anzubieten hat. Doch inmitten einer eher unverfänglichen Konversation zur Lage rutscht dem Kanzler, der damit eigentlich seinen Gesprächspartner beruhigen will, die Bemerkung heraus, das Reich werde „Belgiens Integrität nach der Beendigung des Krieges“ respektieren.

Nach dem Krieg?

Der Botschafter ist aufs Höchste alarmiert: Bedeutet das nicht, dass Deutschland im Krieg die Grenzen Belgiens verletzen werde? So zumindest versteht er Bethmann Hollweg, und so meldet er es nach London weiter. Im britischen Außenministerium sind sich die Experten nun sicher, dass Deutschland Belgien überfallen will.

**Donnerstag, 30. Juli. Sankt Petersburg.** 1.20 Uhr. Nikolaus II. schickt Wilhelm ein Telegramm, in dem er zugibt, „vor fünf Tagen militärische Maßnahmen beschlossen“ zu haben. Wenige Minuten später erklärt Sasonow dem deutschen Botschafter, es sei nicht länger möglich, Russlands Mobilisierung zu stoppen.

Berlin. 2.55 Uhr. Bethmann Hollweg sendet ein Telegramm nach Wien und empfiehlt nun plötzlich „dringend und nachdrücklich“ Verhandlungen mit Russland – sonst werde „England gegen uns“ sein. Dem Kanzler ist endlich klar geworden, dass sich jenseits des Kanals ein weiterer Gegner bereit macht.

Paris. 4.00 Uhr. Kabinettsitzung nach den letzten Meldungen aus Russ-

## Im letzten Moment will der Kaiser den Aufmarsch plötzlich stoppen

land. Offenbar bereitet sich Poincaré auf den Krieg vor: Am Abend lässt er Truppen nach Osten verlegen, sie sollen jedoch zehn Kilometer Abstand zur deutschen Grenze halten.

Potsdam. Kurz nach 6.00 Uhr. Wilhelm liest empört die Zeilen von

Nikolaus: Der Zar habe „heimlich mobilgemacht, hinter meinem Rücken!“

Sankt Petersburg. 11.00 Uhr. Der Generalstabschef telefoniert mit dem Zaren und bittet ihn erneut um die Mobilisierung. Nikolaus II. fertigt ihn brüsk ab: „Das Gespräch ist beendet.“

Sasonow telegraphiert an den russischen Botschafter nach London: Der solle sich dafür einsetzen, dass Großbritannien auf keinen Fall die ersten, fast fertigen zwei Schlachtschiffe an das Osmanische Reich ausliefert.

Das ist ein klares Indiz dafür, dass Sasonow den Krieg für beschlossen hält, gleichgültig, was der Zar sagt. Und dass er den Krieg gegen die Osmanen richten will, die an dieser Krise gänzlich unbeteiligt sind.

Berlin. 13.00 Uhr. In der Regierungszentrale erscheint der beunruhigte Generalstabschef. Moltke weiß inzwischen, dass Russland seit Tagen die Mobilisierung vorbereitet. Von Conrad hat er erfahren, dass Österreich-Ungarn in Richtung Balkan marschiert, also gar keine Truppen gegen das Zarenreich schickt.

Moltke hat das Gefühl, dass ihm die Zeit davonläuft: Russland könnte in wenigen Tagen zuschlagen, während Deutschland und Österreich-Ungarn unvorbereitet sind. Doch der Kanzler weigert sich, dem „Zustand drohender Kriegsgefahr“ zuzustimmen.

Der Generalstabschef verlässt daraufhin das Ministerium und sendet eine Botschaft an Conrad: Wien müsse gegen Russland mobilisieren. Und: Das Reich werde „unbedingt mitgehen“.

Ein klarer Akt der Insubordination. Außenminister Berchtold, der an ein und demselben Tag vom deutschen Kanzler ein Telegramm mit Bitten zu Verhandlungen erhält und vom Generalstabschef ein anderes mit der Aufforderung zum großen Krieg, fragt seine Mitarbeiter irritiert: „Wer regiert – Moltke oder Bethmann?“

Eine berechtigte Frage. Wilhelm II. ist ja schon länger nicht auf Höhe der Ereignisse, weil Bethmann Hollweg ihm manche Information vorenthält. Nun aber scheint auch der Kanzler die Kontrolle über die Militärs zu verlieren.

Das ist zwar noch kein echter Armeeputsch, denn endgültige Entschei-



Das Fürstentum an der Adriaküste ist der jüngste Staat auf dem Balkan. Erst im Juli 1913 haben die Großmächte seine Unabhängigkeit anerkannt



dungen, etwa über Deutschlands Mobilisierung, trifft Moltke ja nicht. Es ist eher so, dass sich durch all diese Verheimlichungen und Insubordinationen ausgerechnet mitten in der Krise in Berlin ein Machtvakuum auftut, in dem jede Initiative durch eine Gegeninitiative neutralisiert wird.

# S

Sankt Petersburg. 15.00 Uhr. Sasonow ist bei Nikolaus II. Sollte der Zar jetzt mobilisieren, muss Sasonow sofort den Generalstabschef anrufen, der dem Außenminister zuvor zugeraunt hat: „Dann werde ich mein Telefon zerstören und weitere Maßnahmen ergreifen, dass mich niemand findet, um mir entgegengesetzte Befehle zu erteilen!“

Nun stellt Sasonow dem Herrscher den Krieg als unvermeidlich dar. (Drei Stunden zuvor war der deutsche Botschafter bei Sasonow und hat ihn angefleht, weiterhin Verhandlungen zu führen. Aber das weiß der Zar nicht.) Es gehe nur noch darum, den Krieg „wohlbewaffnet und unter den besten Umständen für uns selbst“ zu akzeptieren.

Nikolaus II. ist „leichenblass“, wie ein Augenzeuge notiert, und erwidert schwach: „Denken Sie daran, das ist eine Frage, ob wir Tausende Männer in den Tod schicken!“ Dann ordnet er die Mobilisierung an.

Sasonow eilt in einen Vorraum und greift zum Hörer. „Jetzt können Sie Ihr Telefon zerstören!“, ruft er dem Generalstabschef zu. Es ist kurz vor 16.00 Uhr. In 15 Tagen wird die russische Armee bereit sein, um Deutschland anzugreifen – gleichzeitig mit der französischen, die nun Truppen an die Grenze verlegt.

**Freitag, 31. Juli. London.** Nach etlichen Panikverkäufen schließt die Börse schon

um 10.15 Uhr – zum ersten Mal seit 1773 vorzeitig. Außenminister Grey empfängt den deutschen Botschafter und versichert ihm, „dass Großbritannien im Kriegsfall möglicherweise eine Haltung des wach-samen Abwartens“ einnehmen könnte. Also doch keine Front gegen das Reich!

Dem später vorsprechenden französischen Botschafter gibt Grey „kein definitives Versprechen“, in den Krieg einzutreten. Zugleich aber versichert er – wahrheitswidrig –, er habe Deutschland nicht in dem Glauben gelassen, „dass wir abseits stehen werden“.

Im Kabinett schlägt ein Minister, der London um jeden Preis aus dem Konflikt heraushalten will, Churchill auf die Schulter und ruft: „Winston, wir haben dich doch noch geschlagen.“

Er weiß nicht, dass Churchill soeben befohlen hat, die Schlachtschiffe für das Osmanische Reich zurückzuhalten. Der Marineminister tut das nicht, um den Wünschen Russlands nachzukommen, sondern um im erwarteten Krieg zwei Großkampfschiffe mehr einsetzen zu können. Seine Aktion ist eine extreme Provokation der türkischen Regierung, die sich im anbahnenden Konflikt ja noch nicht für eine Seite entschieden hat.

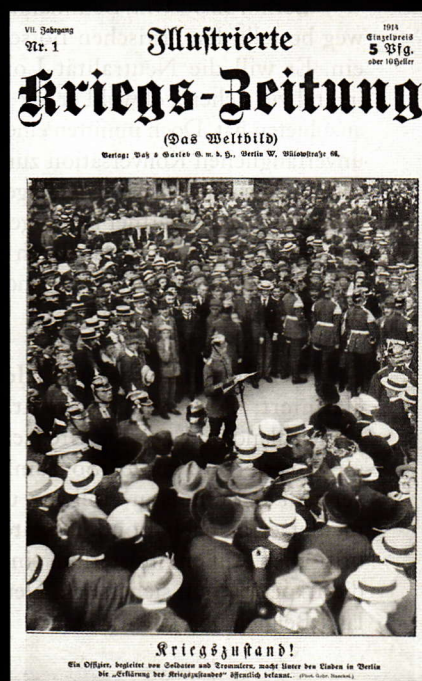
Berlin. 15.00 Uhr. Da der deutsche Botschafter in Sankt Petersburg die russische Mobilisierung offiziell bestätigt hat, wird der „Zustand drohender Kriegs-gefahr“ ausgerufen. Im Reich gelten nun Kriegsrecht und Pressezensur, Soldaten rücken ein – und nach 48 Stunden wird automatisch die Mobilisierung folgen, wenn der Kaiser das zuvor nicht ausdrücklich untersagt.

Die Mobilisierung bedeutet allerdings zuerst den Überfall auf Belgien und den Krieg gegen Frankreich. Moltke ist das selbstverständlich klar, dem Kanzler auch – aber Wilhelm II., nominell Oberbefehlshaber, ist diese fatale Dynamik offenbar noch immer nicht bewusst. Er blickt nur nach Osten.

Eine halbe Stunde später verkünden die deutschen Botschafter in den europäischen Hauptstädten auf Bethmann Hollwegs Anweisung hin, dass ihr Land den „Zustand drohender Kriegsgefahr“ ausgerufen habe. Ein ungeschickter Schachzug: Zwar ist Deutschland nach Österreich-Ungarn, Russland und Frankreich als eine der letzten Mächte auf dem

Weg zur Mobilisierung – aber die erste, die das laut erklärt.

Paris. 21.40 Uhr. Der Sozialist Jean Jaurès, der noch wenige Tage zuvor gelobt hat, einen Krieg durch Streiks zu sabotieren, wird von einem Nationalisten erschossen. Damit wird, ausgerechnet in der Phase höchster Eskalation, Europas wortgewaltigster Friedenspolitiker getötet. Die Sozialisten sind derart wütend, dass der Polizeipräfekt an den Präsidenten meldet: „In drei Stunden wird es in Paris eine Revolution geben.“ Zwei Regimenter, die



**Am 1. August ruft die deutsche Regierung den Kriegszustand aus**

eigentlich an die deutsche Grenze reisen sollten, werden in der Stadt belassen.

Poincaré hat die Begeisterung nach seiner Rückkehr wie nun die Wut erlebt. Wenn nicht innerhalb weniger Stunden ein Krieg die Nation eint, könnte Frankreich in eine schwere Krise zwischen Nationalisten und Sozialisten taumeln.

**Samstag, 1. August. Paris.** 8.00 Uhr. Der Oberbefehlshaber der französischen



Streitkräfte droht mit Rücktritt, falls sein Land nicht bis 16.00 Uhr mobilisiere.

Mit Ausnahme Russlands, wo Außenminister Sasonow zu den stärksten Kriegsbefürwortern zählt, sind es in den Hauptstädten der Großmächte die Militärführer, die auf Kriegsvorbereitungen drängen: Conrad in Wien, Moltke in Berlin, Churchill in London. Und nun wird auch in Paris die zivile Regierung von einem hohen Offizier bedrängt.

In der anschließenden Kabinettsitzung regt sich, so ein Teilnehmer, „kein

die Regierungen deutliche Aussagen, um so den Gegner vielleicht ein wenig länger im Unklaren zu lassen. Was militärisch, wenn überhaupt, einen winzigen Vorteil bringt, ist diplomatisch verheerend: Keine Macht weiß genau, was die andere tut, aber jede befürchtet das Schlimmste – und das, in einer Art sich selbsterfüllender Prophezeiung, schließlich zu Recht.

Berlin. Bethmann Hollweg spricht vor dem Bundesrat, der Vertretung aller deutschen Länder. „Preußische Gebiets-

Berlin. 17.00 Uhr MEZ. Kaiser Wilhelm II. unterzeichnet den deutschen Mobilisierungsbefehl.

Sankt Petersburg. 19 Uhr (17.30 Uhr MEZ). Der deutsche Botschafter übergibt Berlins Kriegserklärung an Sasonow: „Seine Majestät, der Kaiser, nimmt die Herausforderung an und betrachtet sich als im Kriegszustand mit Russland.“ An weitere Mächte ergeht jedoch keine derartige Erklärung. Rein formal wird an diesem Abend nur ein deutsch-russischer Waffengang eröffnet.

Russland hat zwar Tage vor dem Reich mobilisiert, doch Deutschland erklärt den Krieg – was wie eine Petitesse wirkt, ist tatsächlich Bethmann Hollwegs nächstes diplomatisches Fiasko. Denn Italien und Rumänien sind zwar mit dem Deutschen Reich verbündet, aber nur, wenn Deutschland angegriffen wird. Doch formal ist Berlin der Angreifer – und die Regierungen in Rom und Bukarest werden rasch erklären, dass sie daher nicht mit in den Krieg ziehen.

Berlin. 17.30 Uhr. Greys Erklärung von Großbritanniens „wachsamen Abwarten“ trifft erst jetzt im dechiffrierten Telegramm ein. Euphorie beim Kaiser: Jetzt muss man nur gegen einen Feind ziehen, nicht gegen drei!

Wilhelm befiehlt, um London nun ja nicht zu provozieren, Truppen vom Westen in den Osten zu werfen.

Moltke antwortet fassungslos, der „Aufmarsch eines Millionenheeres“ lasse sich nicht improvisieren. Und verweigert den Befehl. Trotzdem ergeht per Telefon schließlich eine Order an das Armeehauptquartier in Trier, die Vorbereitung zum Vormarsch Richtung Belgien zu stoppen.

Großadmiral Alfred von Tirpitz, der als junger Offizier häufig in Großbritannien gewesen ist und vielleicht deshalb als Einziger der Runde die immense Bedeutung der öffentlichen Meinung auf der Insel erkennt, rät Wilhelm II., guten Willen zu demonstrieren.

Der Kaiser versichert daraufhin in einem persönlichen Telegramm an König Georg V., man habe die Armee „per Telegraph“ angehalten und werde die Grenze Frankreichs nicht überschreiten.

Moltke verlässt den Palast und vergräbt zu Hause „Tränen der Verzweiflung“. Deutschland und Russland befin-



**Begeisterte Freiwillige ziehen nach der Verkündung der deutschen Mobilmachung Ende Juli durch das Berliner Regierungsviertel**

Protest, kein Kommentar“ – Frankreich wird am Nachmittag mobilisieren.

11.00 Uhr. Der deutsche Botschafter in Paris trifft den neuen Premier René Viviani und bittet um eine Aussage, wie sich Frankreich im Konfliktfall verhalten werde. Obwohl seine Regierung gerade die Mobilisierung beschlossen hat, drückt sich der Franzose um eine klare Antwort.

Auch hier: Da es bei einer Mobilisierung um jede Stunde geht, verweigern

teile des Ostens und gleichzeitig im Westen das Reichsland“ seien von Feinden bedroht, führt er aus. Deutschland werde sich bald „im Kriegszustand mit Russland“ befinden und vielleicht mit Frankreich. „Wolle Gott uns helfen.“

Paris. 15.45 Uhr (16.45 Uhr MEZ). Der Mobilisierungsbefehl. Kurz darauf jubeln die Menschen auf den autofreien Straßen (die Wagen hat die Regierung bereits requiriert), die ersten Reservisten eilen zum Gare de l'Est.





Auf das Scheitern der Diplomaten folgt die Stunde der Militärs: Als die deutsche Regierung die Mobilmachung befiehlt, setzen sie einen seit Jahren vorbereiteten Plan in Gang. Binnen weniger Tage werden Millionen junger Männer in die Kasernen gerufen, bewaffnet und mit Zügen an die Front geschickt. Wie hier nehmen Frauen überall Abschied von ihren Männern und Brüdern. Am 2. August überschreiten Truppen die Grenze zu Luxemburg



den sich im Krieg, aber es sieht in Berlin so aus, als sei der Konflikt im Westen vermieden worden.

London. Gegen 20.00 Uhr (21.00 Uhr MEZ). Sir Edward Grey liest das Telegramm des deutschen Kaisers an den britischen Monarchen und erkennt, dass Deutschland davon ausgeht, nicht gegen England kämpfen zu müssen.

Doch der Außenminister, der sich in den Tagen zuvor nie eindeutig auf den Krieg festlegen lassen wollte, lässt sich auch nicht auf den Frieden festlegen. Im Namen von Georg V. formuliert er als Antwort an den deutschen Monarchen: „I think there must be some misunderstanding“ („Ich denke, da muss ein Missverständnis vorliegen“).

Potsdam. 23.00 Uhr. Wilhelm II. ist bereits eingeschlafen, als die Depesche aus London eintrifft. Seine Majestät, Mantel über dem Pyjama, versteht sie so, als würde London nun doch an der Seite Frankreichs kämpfen. Er lässt Generalstabschef Moltke holen und verkündet resigniert: „Nun können Sie machen, was Sie wollen.“

Sonntag, 2. August. Um kurz nach Mitternacht überqueren deutsche Soldaten die Grenzbrücken zu Luxemburg, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Das Großherzogtum ist neutral, doch das Eisenbahnnetz im Land untersteht deutscher Verwaltung. Um diesen wichtigen Verkehrsknotenpunkt zu sichern und als Aufmarschgebiet zu nutzen, schickt Moltke seine Truppen.

Zwar fließt kein Blut, doch wieder sind es die „Mittelmächte“ Deutschland und Österreich-Ungarn (nach ihrer geographischen Mittellage zwischen den Gegnern in West- und Osteuropa so genannt), die einen Nachbarn angreifen: Nach Österreich-Ungarns Granaten auf Belgrad ist es nun die Besetzung eines neutralen Staates durch Deutschland.

Brüssel. 6.00 Uhr. Belgiens Außenminister erhält die ersten Berichte von der Besetzung Luxemburgs. Seit Tagen schon bereitet sich seine Armee auf einen möglichen Überfall vor: Die Festungsstadt Lüttich ist besetzt, an Brücken und Tunnel sind Sprengsätze montiert. Jetzt wird der deutsche Botschafter einbestellt, um herauszufinden, was Berlin plant.

## BULGARIEN



**Nicht alle Balkanstaaten hassen Österreich-Ungarn. Die Bulgaren werden 1915 auf Seiten der Habsburgermonarchie in den Krieg ziehen**

Die Antwort des Diplomaten gegenüber Journalisten: „Vielleicht werden Sie das Dach Ihres Nachbarn brennen sehen, doch das Feuer wird Ihr Haus verschonen.“

London. Der französische Botschafter sucht Grey auf und fragt ihn, ob der deutsche Überfall auf Luxemburg für Großbritannien der Casus Belli sei.

Die Antwort: Luxemburgs Neutralität sei 1867 in einem Vertrag aller europäischen Großmächte garantiert worden, Belgiens Neutralität habe Großbritannien 1839 dagegen in einem individuellen Vertrag zugesagt. Daher ist nur ein Angriff auf Belgien für London ein Kriegsgrund, nicht jedoch der auf Luxemburg.

Der Botschafter verabschiedet sich und schäumt vor einem britischen Vertrauten: „Ich weiß nicht, ob der Begriff ‚Ehre‘ nicht aus dem englischen Wortschatz gestrichen werden muss.“

Tatsächlich ist das britische Kabinett tief gespalten. Einige Minister sind nun für einen Kriegseintritt auf Seiten Frankreichs – Grey droht sogar zeitweilig

mit Rücktritt, wenn sich die Regierung weiterhin neutral verhalte.

Doch der einflussreiche Schatzkanzler David Lloyd George kontert: „Wie würden Sie sich fühlen, wenn Deutschland von Russland überrannt wird?“ Das Zarenreich ist schließlich auch ein Rivale des Empire, und niemand hat Interesse daran, Sankt Petersburg zu stärken.

Bis zum Abend wogen die Diskussionen hin und her. Schließlich einigt sich die Runde darauf, dass Großbritannien aus strategischen Gründen erst dann Deutschland den Krieg erklären werde, wenn „ein erheblicher Teil“ Belgiens okkupiert sei.

Berlin. 14.05 Uhr. Die deutsche Regierung erteilt ihrem Botschafter in Brüssel die Anweisung, die belgische Regierung darüber zu informieren, dass deutsche Truppen „belgisches Gebiet betreten“ werden. Das, so Berlin, seien aber „keine Feindseligkeiten“ und das Land werde „wieder geräumt, sobald Frieden geschlossen“ sei. Freilich: „Sollte Belgien den deutschen Truppen feindlich entgegentreten, müsste Deutschland die spätere Regelung der Verhältnisse der Entscheidung der Waffen überlassen.“

Die Brüsseler Regierung hat bis zum nächsten Morgen um 8.00 Uhr Zeit, um auf diese Demarche zu antworten, die ja nichts anderes ist als ein Ultimatum.

Konstantinopel. 16.00 Uhr. Nach knapp zweiwöchigen Verhandlungen unterzeichnet der deutsche Botschafter mit dem Großwesir ein geheimes Militärabkommen. Die Osmanen sind von Großbritanniens Weigerung düpiert, die bereits bezahlten Schlachtschiffe zu liefern. Sie wissen vermutlich auch, dass Russlands eigentliches Angriffsziel ihre Hauptstadt ist.

Im letzten Augenblick gewinnt Deutschland auf diese Weise einen wichtigen Verbündeten, denn das Osmanische Reich steht an seiner Nordostseite gegen Russland und bedroht von seiner Südseite aus den Suezkanal, den Großbritannien kontrolliert. Damit weitet sich der europäische Konflikt nun nach Kleinasien und Nordafrika aus.

Brüssel. 21.00 Uhr. Belgische Kabinettsitzung mit König Albert. Die Runde ist nach einer schwierigen Diskussion



einig darin, Deutschlands Ansinnen eine klare Antwort zu geben: Nein.

**Montag, 3. August. London.** Die Nachricht vom deutschen Ultimatum an Belgien verändert dramatisch die öffentliche Meinung. Krieg!

Mehrere Minister, Gegner eines Waffengangs, treten aus dem Kabinett zurück. Andere, wie Lloyd George, wecheln dagegen in das Lager der Falken.

15.00 Uhr. Großbritannien mobilisiert. Grey, blass und erschöpft, tritt vor das erstmals seit 21 Jahren wieder voll besetzte Unterhaus. Das Kabinett hat ihn autorisiert zu verkünden, dass Großbritanniens Flotte Frankreichs Küsten verteidigen und einen Angriff auf Belgien als Kriegsgrund ansehen werde.

Doch der Außenminister ist offenbar unfähig, diesen Satz unmissverständlich zu formulieren. Mehr als eine Stunde lang mäandert seine Rede, berührt Russland und die Geschichte diverser Militärbündnisse, wendet sich ausführlich Frankreich zu; Belgien aber wird kein einziges Mal erwähnt.

Erst nach gut 60 Minuten nennt Grey erstmals das Land und erklärt, sollten Belgien und Frankreich fallen, dann würden auch die Niederlande und Dänemark von Deutschland geschluckt werden. London sähe sich dann einer von Deutschland komplett beherrschten Nordseeküste gegenüber. Großbritanniens „Respekt und guter Name und Reputation in der Welt“ würden „geopfert“, sollte das Vereinte Königreich nun nicht in den Krieg eintreten.

Donnernder Applaus!

Doch Winston Churchill brummt anschließend: „What happens now?“ („Was geschieht jetzt?“) Und der deutsche Botschafter telegraphiert nach Berlin: „Ich bin überzeugt, dass die hiesige Regierung auch fernerhin bestrebt sein wird, ihre Neutralität zu wahren.“

Unglaublich, aber wahr: Sir Edward Grey ist die wohl erste Kriegsdrohung gelungen, die derart schwammig formuliert ist, dass weder Freund noch Feind sie richtig verstehen.

Paris. 19.00 Uhr. Der deutsche Botschafter trifft im Außenministerium ein und überreicht eine Note, in der Berlin Frankreich den Krieg erklärt. Es ist die

Logik des Schlieffen-Plans: Das Reich fühlt sich im Osten bedroht und muss deshalb zuerst im Westen zuschlagen.

Wieder ist Deutschland diejenige Macht, die formal den Krieg erklärt.

**Dienstag, 4. August.** Um 8.02 Uhr marschiert die deutsche Armee nach Belgien ein. Ziel ist das knapp 40 Kilometer entfernt liegende Lüttich, das im Sturm genommen werden soll. Doch der Marsch durch Belgien, politisch eh schon eine Katastrophe, gerät auch militärisch zum Desaster. Statt rasch durch den neutralen Staat zu eilen, kämpfen sich die deutschen Soldaten vor der bestens verteidigten Stadt fest. Eigentlich müsste Moltke wissen, dass er gegen einen entschlossenen Gegner antritt, der sich eben nicht in ein paar Stunden überrennen lässt.

Doch er hält, blind und entschlossen, an dem einmal gefassten Plan fest.

London. Großbritannien stellt ein Ultimatum: Bis Mitternacht muss Belgien geräumt sein, sonst ist man im Krieg mit dem Deutschen Reich.

Berlin. Kurz nach 19.00 Uhr. Die Stunden verrinnen im Telegraphenamt und im Dechiffrierbüro. Das auf 0.00 Uhr gesetzte britische Ultimatum wird Bethmann Hollweg nun vom englischen Botschafter präsentiert. Der Kanzler ist, wie der Diplomat notiert, „sehr erregt“ und braucht nicht die Frist von noch knapp fünf Stunden, die London ihm setzt: Er lehnt die Räumung Belgiens ab.

Der Weltkrieg hat begonnen.

# W

Wer ist der Schurke in diesem Drama?

Nach heutigem Verständnis kann man den Beginn dieser „Urkatastrophe des Jahrhunderts“ (so der amerikanische Diplomat und Historiker George F. Kennan) durchaus auf den 28. Juni 1914 datieren: Der Mordanschlag auf den Erzherzog ist von hohen Repräsentanten eines europäischen Königreichs – Serbien – mitorganisiert worden, das von einer Großmacht, nämlich Russland, diplomatisch und militärisch gedeckt wird.

Dies ist eine Provokation und lässt Österreich-Ungarn kaum eine andere Wahl, als mit militärischen Mitteln zu reagieren. Allerdings ist in der Welt des Sommers 1914 der Terror noch derart ungewöhnlich, dass er eben nicht automatisch als Kriegsakt gilt. Auch nach den Schüssen von Gavrilo Princip sind zunächst die Diplomaten am Zug und nicht die Militärs. Und sie benötigen einen guten Monat, um die halbe Welt in Brand zu setzen.

Österreich-Ungarn versucht, verzweifelt den Rest Europas ignorierend, auf dem Balkan einzugreifen, um die

## MAZEDONIEN



Das Land zwischen Albanien und Bulgarien haben die Serben den Türken im Balkankrieg entrissen. Seither beherrschen sie es mit brutaler Gewalt



unwilligen Völker des Reiches auch weiterhin unter die Herrschaft der Habsburger zu zwingen. Dabei kennen Außenminister Berchtold und Generalstabschef Conrad keinerlei Rücksichten – weder gegenüber Gegnern wie Russland noch Verbündeten wie Deutschland, noch gegenüber dem eigenen schwachen Militär.

Russland will im Sommer 1914 den Krieg, bevor die Osmanen Schlachtschiffe bekommen und die Chance einer Kontrolle der Dardanellen endgültig verspielt ist. Außenminister Sasonow ist nicht Urheber der Krise, aber er nutzt sie. Auch er ist in gewisser Weise blind, weil er nur auf den Balkan und die Dardanellen starrt und nicht die fürchterlichen europäischen Dimensionen des Konflikts erkennt. Und er übersieht die fatalen Schwächen des Zarenreiches, das schon einen fernen Krieg gegen Japan mit Niederlage und Revolution bezahlt hat und das neue, viel gewaltigere Kräftemessen nicht überstehen wird.

Frankreich hat die Krise ebenfalls nicht ausgelöst, nutzt sie jedoch, um Revanche für die Niederlage von 1871 zu nehmen: Nach fünf Wochen meisterhafter und zynischer Diplomatie hat Paris endlich seinen Krieg gegen den Erbfeind Deutschland, ist zudem mit Russland und Großbritannien verbündet und kann sich dabei auch noch als Angegriffener darstellen, denn den Krieg hat ja Berlin erklärt. Trotzdem hätte Paris wohl kaum Vabanque gespielt, wenn Präsident Poincaré nicht unter immensen innenpolitischen Druck gestanden hätte: Der Politiker wäre womöglich nur Wochen später von seinen linken Rivalen entmachtet worden.

Großbritannien will den Krieg eher nicht. Doch die Regierung ist vor allem mit der irischen Krise befasst und unterschätzt die Balkanfrage anfangs. Als die Situation nach und nach eskaliert, ist Außenminister Grey unfähig, eine klare Haltung zu formulieren, die Berlin möglicherweise vor einem Krieg hätte zurückschrecken lassen. Das liegt an Greys Charakter wie an dem Riss innerhalb eines Kabinetts, in dem Gegner und Befürworter des Krieges lange Zeit annähernd gleich stark sind.

Und Deutschland? Berlin wird zum Gefangenen seiner seit Jahrzehnten dilettantischen Diplomatie und Militär-

strategie. Doch auch klügeren Politikern wäre es wohl nicht gelungen, die unausweichlichen Spannungen zu entschärfen, die der Aufstieg des Deutschen Reichs nach 1871 in Europa mit sich brachte.

Die deutschen Diplomaten lassen es zu, dass alle europäischen Großmächte zu Gegnern werden – bis auf das bereits angeschlagene Österreich-Ungarn. Kaiser und Kanzler geben dann der Donaumonarchie in der Krise einen Blankoscheck, ohne Einfluss darauf, ja auch nur Wissen darüber, was in Wien vorgeht.

Die deutschen Militärs um Moltke wiederum planen seit Jahren einen Krieg im Westen wie im Osten, um das mit dem Zarenreich verbündete Frankreich zu entwaffnen und das erstarkende Russland zu schlagen.

So findet sich das Reich im Sommer 1914 schließlich in der selbst fabrizierten Zwangslage wieder, wegen eines serbischen Attentats auf den Thronfolger Österreich-Ungarns das neutrale Belgien zu überfallen, Frankreich anzugreifen und Großbritannien zu brüskieren – und das alles, obwohl man sich doch eigentlich von Russland bedroht fühlt.

Diese absurde Logik ist keinem zynischen Kriegstreiben geschuldet. Das ist, so schlimm wie erbärmlich, nichts anderes als eine kolossale Dummheit.



Wie ein Männerchor beim Vereinsausflug wirken diese Berliner Reservisten – nicht wie Soldaten auf dem Weg zur Front. »Auf zum Preisschießen nach Paris« haben sie auf ihren Waggon geschrieben

Verhindert hat die Krise des Sommers 1914 letztlich kein Staatsmann. Das folgende industrialisierte Massenmorden hat auch niemand vorausgesehen. Aber dass sie etwas Fürchterliches entfesseln, das haben manche Akteure sehr wohl geahnt.

Am Abend des 3. August, als alle Würfel gefallen sind, blickt Sir Edward Grey nachdenklich von einem Fenster im Außenministerium aus auf den St. James Park, in dem die Laternen entzündet werden. „In ganz Europa gehen die Lichter aus“, raunt er, „wir werden sie in unserem Leben nie wieder leuchten sehen.“

*Cay Rademacher, 48, ist mit einer Französin verheiratet und lebt in der Provence. Das versetzt den langjährigen GEOEPOCH-Redakteur in die Lage, aus einer ganz besonderen Perspektive auf diesen europäischen Konflikt zu blicken.*

**LITERATUREMPFEHLUNGEN:** Sean McMeekin, „July 1914: Countdown to War“, Icon Books: spannende Tag-für-Tag-Chronik des Sommers 1914. Margaret MacMillan, „The War that Ended Peace“, Profile Books: exzellentes und hochaktuelles Werk über den Weg in den Ersten Weltkrieg.



# EIN UNHEILVOLLER SOMMER

Im Juli 1914 taumelt die Welt in die Katastrophe. Nach dem Scheitern der Diplomatie werden Millionen Männer an die Front geschickt. Schon die ersten Kämpfe zwischen den hochgerüsteten Armeen lassen erahnen, wie brutal das Ringen der europäischen Mächte werden wird. Das große Sterben hat begonnen

— Von MECHTHILD HERZOG und GESA GOTTSCHALK

**V**orerst zum letzten Mal liegt der russische Aristokrat Sergej Pankejew auf dem Diwan in der Wiener Berggasse 19. Seit mehr als vier Jahren kommt er hierher, täglich außer sonntags. An diesem 14. Juli endlich erklärt ihm sein Arzt für geheilt: Sigmund Freud, der Pankejew als „Wolfsmann“ weltberühmt machen wird. Benannt nach einem Kindheitstraum des Russen von einem Baum, in dem weiße Wölfe saßen – und den Freud darauf zurückführt, dass sein Patient die Eltern einst beim Geschlechtsverkehr beobachtet hat.

Am 15. Juli reicht General Victoriano Huerta seinen Rücktritt ein, wenige Tage später sitzt der mexikanische Militärdiktator in einem Zug auf dem Weg zur Küste. Damit endet seine knapp 17 Mo-

nate dauernde Herrschaft unter dem Ansturm der Revolutionsführer Pancho Villa und Emiliano Zapata, die mit ihren Truppen gegen den Putschisten und die ihn unterstützenden Großgrundbesitzer kämpfen. Huerta setzt sich nach Europa ab. Das Blutvergießen ist damit aber nicht beendet: Der mexikanische Bürgerkrieg wird noch bis 1920 andauern.

Die 145 Fahrer der Tour de France sind am Tag des Attentats von Sarajevo gestartet, 54 von ihnen beenden am 26. Juli das Rennen. Nach gut 5400 Kilometern rollt Philippe Thys als Toursieger ins Pariser Ziel: Der Belgier gewinnt trotz eines defekten Laufrades – und einer halben Stunde Strafzeit dafür, dass er sich bei der Reparatur hat helfen lassen.

Einem Anfänger gelingt am 30. Juli ein fliegerisches Meisterstück: Der Norweger Tryggve Gran überfliegt als erster Mensch die Nordsee. Für die knapp 500 Kilometer von Schottland nach Norwegen braucht er vier Stunden und zehn Minuten. Dabei wäre der 26-jährige Pilot beim Start beinahe in eine Hochspannungsleitung geflogen.

Der Prager Schriftsteller Egon Erwin Kisch wird am 31. Juli als Korporal zur österreichisch-ungarischen Armee eingezogen, gemeinsam mit knapp drei Millionen anderen habsburgischen Untertanen. An der serbischen Front erlebt der 29-Jährige im September eine zweiwöchige Schlacht an der Drina, einen

verlustreichen Waffengang dieses schon früh desaströsen Krieges: Österreich-Ungarn verliert dabei 30 000 Soldaten.

Der Deutsche Reichstag stimmt am 4. August dem Kriegs-Ermächtigungsgesetz zu: Es erlaubt dem Bundesrat, eigenmächtig Verordnungen zu erlassen – und widerspricht damit der Verfassung. Der Beschluss ist gefährliches Vorbild für ähnliche Vorschriften in der Weimarer Republik und schließlich für jenes Ermächtigungsgesetz, mit dem Adolf Hitler 1933 den Reichstag ausschalten wird.

Albert Schweitzer und seine Frau Helene schmieden bereits Pläne für eine Fahrt in die Heimat, als die französischen Herren der Kolonie Gabun sie am 5. August unter Arrest stellen. Auf die Frage eines Einheimischen, warum die Weißen, die ihnen „das Evangelium der Liebe bringen, sich jetzt gegenseitig morden“, hat Schweitzer keine Antwort.

Nach monatelanger Jagd bekommen chinesische Regierungstruppen den als „Weißen Wolf“ bekannten Rebellenführer Bai Lang in den Bergen der Provinz Henan zu fassen. Sie köpfen Lang und schicken sein Haupt in die nahe gelegene Metropole Kaifeng, wo es in einem Käfig über dem Stadttor aufgehängt wird – als Warnung für all diejenigen, die über eigene Widerstandsaktionen gegen den autokratischen Präsidenten Yuan Shikai nachdenken.



Fans bejubeln die Fahrer der Tour de France. 1914 startet das Rennen am Tag des Attentats von Sarajevo





Auch nach Kriegsbeginn behandelt  
Albert Schweitzer noch Patienten in Lamba-  
rene in Französisch-Äquatorialafrika

**Französische Truppen** nehmen am 7. August ohne Gegenwehr das Städtchen Mülhausen im Elsass ein. Damit versucht Frankreich, seinen Plan XVII umzusetzen, der wie der deutsche Schlieffen-Plan auf raschen Landgewinn durch konzentrierte Offensiven abzielt. Doch in den folgenden Wochen ist die deutsche Gegenwehr stärker als erwartet, und so verlieren die Franzosen fast überall an Boden. Auch aus Mülhausen müssen sie sich nach wenigen Tagen schon wieder zurückziehen.

**Neun Stunden** braucht das Dampfschiff „Ancon“ für den Weg von Cristobal nach Balboa. Mit dieser Fahrt am 15. August ist der Panamakanal offiziell eröffnet. Fortan müssen Schiffe nicht mehr den langen und gefährlichen Weg rund um Kap Hoorn auf sich nehmen, um vom Atlantik in den Pazifik und zurück zu gelangen.

**Das Deutsche Reich** reagiert nicht auf ein japanisches Ultimatum, seine Kolonie im Nordosten Chinas, das deutsche „Schutzgebiet Kiautschou“, an Japan zu übergeben. Daraufhin erklärt Japan, das als Verbündeter Großbritanniens eine Chance sieht, seinen Einfluss in der Region zu vergrößern, Deutschland am 23. August den Krieg. 5000 Deutsche und Österreicher verteidigen Tsingtau, die Hauptstadt der vermeintlichen „Musterkolonie“, mehr als zwei Monate lang gegen mehrere Zehntausend Angreifer. Erst als ihnen die Munition ausgeht, geben sie auf.

**Mit einer Schlacht** im Nebel beginnt im großen europäischen Ringen der Seekrieg: Vor Helgoland treffen am 28. August mehr als 50 britische und etwa 30 deutsche Kriegsschiffe aufeinander. Die Royal Navy gewinnt den Kampf, trotz schlechter Sicht – und obwohl britische Kreuzer im Nebel eine Zeit lang zwei eigene Zerstörer jagen.

**Frauen in Großbritannien** kämpfen dafür, an der Heimatfront Waffen tragen zu dürfen. Am 29. August gründet sich das „Women's Defense Relief Corps“. Der zivile Zweig dieser Organisation schickt Arbeiterinnen in die Fabriken, um die Plätze der einberufenen Männer einzunehmen. Der militärische bringt den Mitgliedern Exerzieren, Kartographie, Kundschaften und den Umgang mit Schusswaffen bei: Eine Frau soll nicht nur sich selbst verteidigen können, sondern auch „jene, die ihr teuer sind“.

Bei einer gewaltigen Schlacht in Ostpreußen reiben die Deutschen unter General Paul von Hindenburg eine russische Übermacht auf. Deutsche Zeitungen melden zunächst, ihre Truppen hätten die Russen in der „Schlacht bei Gilgenburg und Ortelsburg“ geschlagen. Doch Hindenburg setzt durch, dass sein Sieg als „Schlacht bei Tannenberg“ in die Geschichte eingeht. Ein geschickter Propagandatricks des späteren Generalfeldmarschalls: Die Niederlage deutscher Ordensritter gegen Polen und Litauer 500 Jahre zuvor trug den gleichen Namen. Diese Schmach gilt nun als gerächt.

**Wilhelm I.**, der Fürst von Albanien, verlässt nur ein gutes halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung wieder sein Reich. Weil er von muslimischen Rebellen aus Mittelalbanien bedroht wird, besteigt er am 3. September ein italienisches Kriegsschiff und setzt sich ab.

**Am 4. September** stirbt Karl Franz, der im Mai das Siegtor im Finale um die

deutsche Fußballmeisterschaft erzielt hatte, an der Front in Lothringen.

**Sämtliche Truppen** des „Schutzgebietes Deutsch-Neuguinea“ – fünf Offiziere, 35 deutsche und 110 melanesische Soldaten – ergeben sich am 21. September auf der südpazifischen Insel Neupommern australischen Truppen. Die Australian Naval and Military Expeditionary Force nimmt auch die übrigen unter deutscher Verwaltung stehenden Regio-



Noch herrscht Frieden in Tsingtau,  
Hauptstadt der deutschen Kolonie in China.  
Die Kämpfe beginnen Ende August

nen auf Kaiser-Wilhelms-Land und im Bismarck-Archipel ein; die Marianen, Karolinen und Marschallinseln fallen weitgehend kampflos an die Japaner. Damit hat Deutschland seine Kolonien im Pazifik verloren, nur ein einzelner Hauptmann versteckt sich mit einigen Männern im Busch und kapituliert erst 1918.

**Die „Ilja Muromez“** startet zu militärischen Testflügen. Die Russen haben den ursprünglich als luxuriöses Passagierflugzeug geplanten Doppeldecker zum ersten viermotorigen Bomber umfunktioniert.

**Der Maler August Macke** fällt am 26. September bei Perthes-lès-Hurlus in der Champagne. ●





# DIE WENDE VOR PARIS

Als deutsche Truppen im September 1914 kurz vor der französischen Hauptstadt stehen, scheint der Feldzug im Westen bereits beendet, der Feind so gut wie geschlagen. Doch dann beginnt der Gegenangriff – und aus der geplanten Blitzattacke wird ein jahrelanger Stellungskrieg ——— Von JÜRGEN BISCHOFF und ANDREAS SEDLMAIR





Die französische Regierung sammelt alle verfügbaren Truppen, um den Vorstoß der Deutschen (ganz oben) zurückzuwerfen

# V

Vorwärts! Der Triumph ist nah! Generaloberst Alexander von Kluck ist sich des Sieges schon sicher. Kein anderer deutscher Heerführer ist in den vergangenen Tagen weiter nach Frankreich vorgedrungen: Am 5. September 1914 stehen die 174 000 Soldaten seiner Armee vor Paris, einige kleinere Einheiten sind kaum 30 Kilometer von der Stadt entfernt. Unerbittlich treibt Kluck seine Männer zur Eile an. Vier Wochen nach Beginn des Krieges will er dem Feind den entscheidenden Schlag versetzen.

In Paris herrscht seit Tagen Panik; zu Zehntausenden verlassen die Bewohner die Metropole. Am Bahnhof Montparnasse, wo die Züge in den sicheren Westen des Landes abfahren, drängen sich die Massen. Selbst die Regierung ist vor Kurzem nach Bordeaux geflohen.

Es ist eine gewaltige Streitmacht, die in den letzten Sommertagen des Jahres 1914 die Kapitale bedroht. Auf einer Breite von fast 70 Kilometern marschieren Klucks Soldaten der 1. Armee über Stoppelfelder und Rübenäcker im Tal der Marne, östlich von Paris.

Die meisten von ihnen haben an diesem 5. September den Fluss schon überquert, nur eine Nachhut wartet noch an dessen Nordufer, nahe der Kleinstadt Meaux. Scheinbar unaufhaltsam stoßen Klucks Männer immer weiter vor.

Sie gehören zur westlichsten von sieben deutschen Armeen, die Kaiser Wilhelm II. gegen Frankreich ins Feld geschickt hat. Die Truppenteile bilden eine 400 Kilometer lange Kampflinie, die sich im großen Bogen vom südlichen Elsass über Verdun bis vor Paris zieht.

Erst wenige Tage zuvor haben die Deutschen eine französische Armee in die Flucht geschlagen; nun will Kluck ihre Reste zur Entscheidungsschlacht stellen, einkreisen und vernichten.





Generaloberst Alexander Heinrich Rudolph von Kluck, 68, ist ein ungeduldiger Mann; seine Soldaten jedoch sind erschöpft, hungrig, viele in den Kämpfen der zurückliegenden Wochen verwundet worden. Seit Anfang August ist die Armee durch Belgien und Nordfrankreich marschiert, 500 Kilometer zu Fuß, auf dem Rücken schweres Gepäck.

Gegen Mittag des 5. September gönnt General Hans von Gronau, der nördlich der Marne die Nachhut von Klucks Armee befehligt, den 12 000 Männern seines Reservekorps eine Rast. Berittene Spähtruppen durchstreifen die Gegend. Zu ihrer Überraschung entdecken die Kundschafter in einem Dorf, kaum einen Kilometer entfernt, französische Soldaten – beim Mittagessen.

Mit feindlicher Infanterie haben die Deutschen hier nicht gerechnet. Sind es nur Einheiten der Pariser Garnison auf Patrouille? Oder konnten die Franzosen womöglich in aller Eile eine neue Armee aufstellen? Die Beobachter jedenfalls haben keinen Zweifel: Die Männer sind keine versprengten Soldaten auf der Flucht, sondern frische und gut ausgerüstete Truppen. Mehr bringen die Deutschen nicht in Erfahrung.

Gronau steht vor einem Dilemma: Er befürchtet, dass die Franzosen die deutsche Nachhut angreifen und dann

dem Rest der 1. Armee in die Flanke fallen könnten. Doch seine Kämpfer sind von der Hitze ausgelaugt, zudem nicht besonders erfahren. Er braucht dringend Verstärkung. Doch ihm ist klar, dass die so schnell nicht heranzuschaffen ist.

Andererseits darf er nicht warten, bis sich der Feind nach der Mittagspause zur Attacke formiert. Dann stünden seine Chancen noch schlechter. Schließlich entscheidet er anzugreifen. Um 11.30 Uhr schlagen die ersten Granaten ein.

Der Schock der Franzosen währt nur kurz, dann reagieren sie. Ihre Geschütze nehmen die Infanterie unter Beschuss, die sich jetzt in einer langgezogenen Reihe auf ihre Stellungen zubewegt. Die Angegriffenen versuchen im Schutz ihrer Artillerie sogar selbst mehrfach, die Positionen der Deutschen im Sturm zu überrennen – vergebens.

Als bei Sonnenuntergang auf beiden Seiten das Signal ertönt, das Feuer

Innerhalb weniger Tage zerstören die schweren deutschen Geschütze selbst die bestgesicherten Festungen der Belgier

einzustellen, liegen überall auf den Äckern und Wiesen Tote und Verwundete.

Auch Gronaus Einheiten haben schwere Verluste erlitten. Zwar konnten sie die Stellungen halten, aber noch einen Tag würden sie nicht überstehen, meldet er an Kluck, der sich 25 Kilometer weiter östlich in seinem Hauptquartier befindet. Der Armeechef handelt sofort: Er befiehlt einem Teil seiner Truppen, der Nachhut zu Hilfe zu kommen.

Weder Kluck noch Gronau ahnen, dass die Gefechte am 5. September nur der Auftakt sind zu einer der entscheidenden Schlachten im gerade begonnenen Krieg. Denn nach dem Kampf an der Marne wird sich das Ringen an der Westfront vollkommen verändern. Und das Grauen des Grabenkriegs beginnen.

**S**eit nunmehr gut vier Wochen folgen die kaiserlichen Truppen einem megalomannen Plan, der sie bis in das Umland der französischen Hauptstadt geführt hat: Sie führen einen „Blitzkrieg“, lange vor der Erfindung dieses Wortes.

Ersonnen hat diesen Plan Alfred Graf von Schlieffen, bis 1906 Chef des Generalstabs in Berlin. Er versuchte ein Problem zu lösen, das die stümperhafte Diplomatie Wilhelms II. in den Jahren

Mehr als 960 000 deutsche Soldaten marschieren im August 1914 durch Belgien. Nach wenigen Wochen stehen sie vor Paris





zuvor überhaupt erst geschaffen hatte: einen möglichen Krieg an zwei Fronten.

Denn der Monarch hat zugelassen, dass Berlins früherer Verbündeter Russland eine Allianz mit Paris geschlossen hat. Fortan müssen die Deutschen damit rechnen, im Konfliktfall sowohl Franzosen wie Russen gegen sich zu haben.

Um einen solchen Zweifrontenkrieg dennoch für sich entscheiden zu können, setzt Schlieffen auf Geschwindigkeit. Er empfiehlt zunächst einen schnellen, vernichtenden Feldzug gegen Frankreich. Danach würden sich die deutschen Truppen ganz auf die russischen Heere konzentrieren können.

Doch anders als beim triumphalen Sieg über Frankreich im Jahr 1870 ist der direkte Weg über die deutsch-französische Grenze versperrt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben die Franzosen zum Schutz vor einer deutschen Invasion 166 Festungen errichtet.

Daher soll die deutsche Streitmacht durch die neutralen Nachbarländer Niederlande, Belgien und Luxemburg marschieren und dann in Frankreich einfallen. Ein Bruch des Völkerrechts, den Schlieffen bewusst in Kauf nimmt.

Es ist ein tollkühner Plan. Er beschwört nicht nur die Gefahr herauf, die belgische Schutzmacht England in einen Konflikt hineinzuziehen, sondern er lässt auch keinen Raum für Fehler, Zufall oder das Chaos des Krieges. Kurz: Er funktioniert nur, wenn jeder Schritt gelingt.

Und doch hält auch Schlieffens Nachfolger daran fest: Generaloberst Helmuth von Moltke, zu Kriegsbeginn 66 Jahre alt, ist ein Neffe des gleichnamigen verstorbenen preußischen Generalfeldmarschalls. Jenes legendären Heerführers, der gemeinsam mit Otto von Bismarck ab 1864 die deutschen Lande in drei blutigen Feldzügen geeint hat.

Viel mehr als den Namen hat der Neffe nicht mit seinem Onkel gemein. Während der ältere Moltke wegen seines unbestrittenen strategischen Geschicks schon zu Lebzeiten gefeiert wurde, erweist sich der Neffe oft als zögerlich, unsicher und nervenschwach. Es ist vor allem seine Herkunft, die Wilhelm II. bewogen hat, ihn zum ersten Soldaten des Reiches zu ernennen.

Im Sommer 1914 macht Moltke Schlieffens Angriffskonzept zur Grund-



In größter Hast bringt der Militärgouverneur von Paris Truppen an die Front – und lässt Infanteristen sogar mit Bussen und 500 Taxen in die Kampfzone transportieren



Französische Artilleristen in der Nähe von Reims. Bereits in den ersten Kriegstagen verliert Frankreich Zehntausende Soldaten

lage für die eigenen Mobilisierungspläne – allerdings mit einigen entscheidenden Änderungen: Den vorgesehenen Durchmarsch durch die Niederlande streicht er kurzerhand, die in Belgien und Luxemburg zu erwartenden Konflikte erscheinen ihm bereits gefährlich genug.

Die Folgen sind fatal: In dem nun engeren Vormarsch-Korridor müssen die kaiserlichen Truppen an Lüttich vorbei, einer der stärksten Festungen Europas, umgeben von etlichen Forts. Moltke hofft, dass die Belgier keinen oder nur geringen Widerstand leisten werden.

Als am 1. August 1914 der Kaiser die Mobilmachung befiehlt, transportie-

ren Eisenbahnzüge 1,5 Millionen Soldaten innerhalb weniger Tage an die Westgrenze des Reiches, dazu Geschütze, Munition, Pferde und Verpflegung.

Für die entscheidende Operation – den Vorstoß durch Belgien – hat Moltke rund 960 000 Mann vorgesehen, aufgeteilt in vier große Verbände. Die wichtigste Rolle übernehmen die 1. Armee unter Generaloberst von Kluck sowie die 2. Armee, geführt von dem eher bedächtigen Adeligen Karl von Bülow.

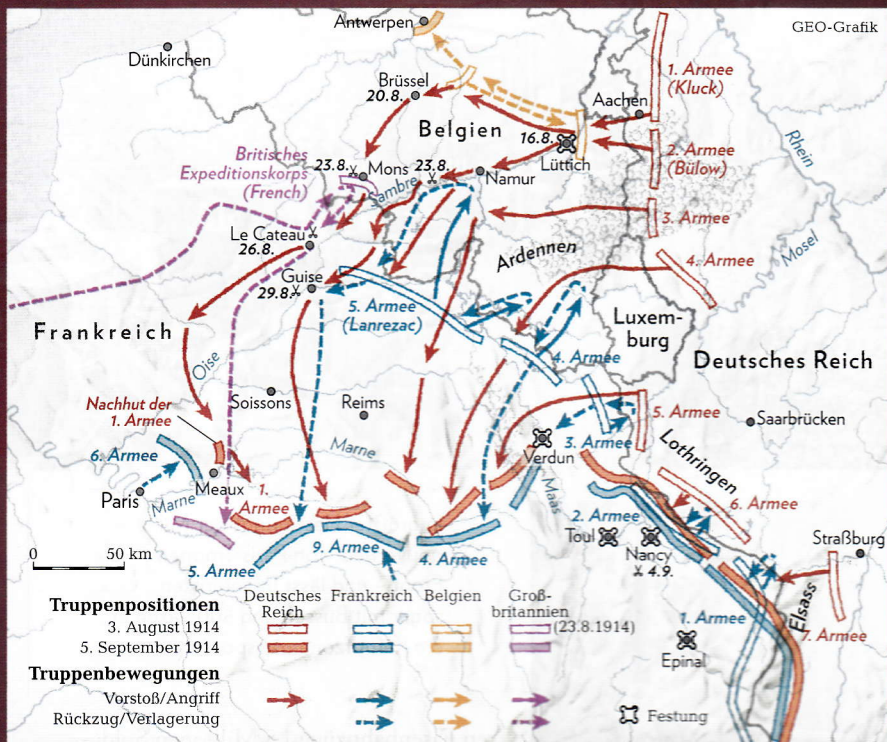
Seite an Seite sollen die Truppen der beiden Generäle durch Belgien vorrücken, in Nordfrankreich angreifen und dann Paris umklammern.

**Z**ur gleichen Zeit stellt Frankreichs Generalstabschef Joseph Joffre seine Truppen im französischen Teil Lothringens auf. Denn obwohl ihn ein Spion über die Strategie des Feindes informiert hat, glaubt Joffre nicht, dass die deutsche Hauptstreitmacht wirklich durch Belgien marschieren wird. Zu schwach erscheinen ihm die gegnerischen Truppen, zu gewagt das Vorhaben. Joffre will in seinen Festungen abwarten, bis die Deutschen den ersten Zug tun. Dann erst soll seine Armee im Süden mit der Gegenoffensive beginnen.

So scheint Moltkes Strategie anfangs tatsächlich aufzugehen. Die Fran-

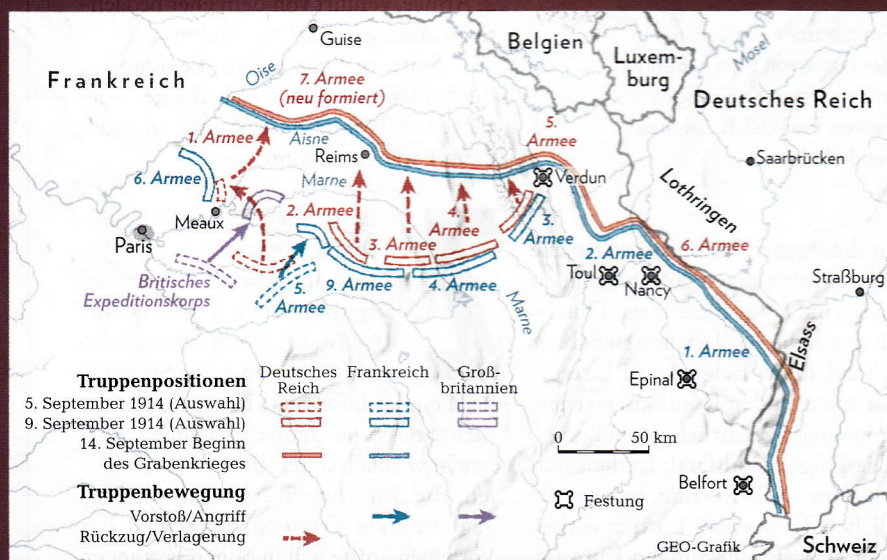


## DER DEUTSCHE VORMARSCH IM WESTEN



Anfang August 1914 überquert der rechte Flügel der deutschen Streitkräfte die Grenze zu Belgien, erobert Lüttich, rückt nach Südwesten vor und drängt die französisch-britischen Truppen zurück. Als die 1. Armee unter General Kluck bald darauf eigenmächtig vorprescht, lässt sie nur eine Nachhut in der Nähe von Meaux zurück. Am 5. September trifft diese Nachhut an der Marne auf die bei Paris neu gebildete 6. französische Armee

## DIE SCHLACHT AN DER MARNE



Als Kluck von den Kämpfen seiner Nachhut gegen die 6. Armee erfährt, schickt er seine Hauptstreitmacht zu Hilfe. Dadurch öffnet sich in der deutschen Front eine 40 Kilometer breite Lücke, in die britische und französische Verbände stoßen. Um einen Durchbruch zu verhindern, beordert das kaiserliche Oberkommando hastig seine Truppen an die Aisne zurück. Dort verfestigt sich die Front zu einem Stellungskrieg

zosen stehen dort, wo die Deutschen sie gern hätten: in Lothringen. Der längste Teil von Frankreichs Grenze zu Belgien wird dagegen nur von einer einzigen Armee bewacht.

**A**m 3. August 1914, einem Montag, erklärt das deutsche Kaiserreich Frankreich den Krieg – und beginnt sofort mit dem Angriff auf Belgien. Klucks und Bülows

Männer überschreiten die Grenze zum Nachbarland. Schon am Tag darauf rücken die Soldaten auf Lüttich vor.

Die Briten protestieren am 4. August vergebens gegen die Invasion. Ein Ultimatum, sich zurückzuziehen, beantworten die Deutschen nicht. Das bedeutet Krieg auch mit London.

Etwa zur selben Zeit machen sich rund 33 000 deutsche Soldaten zur Eroberung Lüttichs bereit. Doch der Widerstandswille der Belgier ist weitaus stärker als erwartet. Erst nach drei Tagen, am 7. August, ist Lüttich geschlagen. Kleinere Festungen jedoch blockieren noch immer den Weg nach Westen.

Bald darauf landet ein 80 000 Mann starkes britisches Expeditionskorps an der französischen Kanalküste. Gemeinsam verfügen die alliierten Armeen aus Franzosen und Briten jetzt über mehr als 1,6 Millionen Soldaten.

Nicht nur in Lüttich und Umgebung treffen die Invasoren auf hartnäckige Gegenwehr. Vielerorts greifen Dorfbewohner zur Waffe, um ihre Heimat zu verteidigen. Mit brutaler Gewalt brechen die Deutschen den Widerstand. Bei Vergeltungsaktionen sterben 4421 belgische Frauen und Männer, allesamt Zivilisten. Im flandrischen Löwen setzen Besatzungssoldaten das historische Zentrum und die berühmte Universitätsbibliothek in Brand.

Zwar gelingt es den Belgiern nicht, die deutschen Armeen zu stoppen. Moltke aber hat durch die unerwartet heftige Gegenwehr wichtige Tage verloren, und mehrere Tausend Mann.

Im Hauptquartier in Berlin ist der Kaiser außer sich. Moltke habe ihm mit seiner Invasion Belgiens die Engländer auf den Hals geholt – für nichts, giftet er seinen Generalstabschef an. Der erleidet einen Nervenzusammenbruch. Die um-



stehenden Offiziere sehen ihren Chef in Tränen aufgelöst. Ein weinender Generalstabschef. Unfassbar.

Am 16. August ziehen die Verteidiger Lüttichs die belgische Fahne über den letzten beiden Forts ein. Jetzt ist der Weg für die Deutschen endgültig frei.

Während die Angreifer nun durch Belgien vorrücken, setzt Joffre zum Gegenzug an. Er beginnt die Attacke auf Elsass-Lothringen. Zehn Tage lang dauert das blutige Ringen, dann sind die Franzosen geschlagen – der Generalstab zieht die Armeen zurück, um eine ungeordnete, heillose Flucht zu vermeiden.

Joffres Soldaten, die im Nordosten an der belgischen Grenze wachen, ergeht es kaum besser: Am 21. August überfällt sie Generaloberst Bülow, lässt sofort attackieren und zwingt die Franzosen auch hier zum Rückzug.

Jetzt erst greift das Britische Expeditionskorps unter Feldmarschall Sir John French in die Kämpfe ein. Am 23. August stößt es gut 65 Kilometer südwestlich von Brüssel auf die 1. Armee.

Zwar bringen die Briten den vom Vormarsch erschöpften kaiserlichen Soldaten schwere Verluste bei, doch am 26. August sind sie geschlagen. Auch French bleibt nur der schnelle Rückzug.

Joffre trifft nun eine Entscheidung, die in dieser Situation tollkühn erscheint: Er will die Deutschen schnell erneut angreifen. Und zwar im Nordosten, wo die Armeen Bülows und Klucks die Franzosen gerade vor sich her treiben.

Was ihm dazu noch fehlt, ist eine schlagkräftige Truppe. So befiehlt er den Aufbau einer neuen Armee. Sie soll aus Reservisten sowie aus Teilen der Truppen in Lothringen bestehen und als 6. Armee nördlich von Paris in Stellung gehen.

**D**er Gegner auf der Flucht! Der Sieg nur eine Frage von Tagen! Im Hauptquartier in Koblenz herrscht Euphorie angesichts der neuen Lage. „Das deutsche Westheer ist auf französisches Gebiet eingedrungen. Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich in vollständigem Rückzuge“, jubelt der Heeresbericht.

Moltke geht nun davon aus, im Westen mit weniger Soldaten auskom-

men zu können, und schickt mehr als 100 000 Mann nach Ostpreußen, wo die Russen eingefallen sind. (Das Zarenreich hat seine Truppen schneller mobilisiert, als von Moltke erwartet). Sein wichtigster Mitarbeiter kündigt im Generalstab entspannt an, die ganze Sache werde in sechs Wochen erledigt sein.

Und tatsächlich scheint nichts die Invasoren auf dem Weg nach Paris aufhalten zu können. Die Armeen der Generäle Kluck und Bülow treffen jenseits der belgischen Grenze auf fast keine Gegenwehr mehr. Erst 130 Kilometer nördlich der Hauptstadt unternehmen die Franzosen einen halbherzigen Versuch, den Vormarsch zu stoppen.

Doch trotz zahlenmäßiger Überlegenheit kann der Kommandeur der Franzosen, General Lanrezac, Bülows 2. Armee nicht bremsen. Der französische Vorstoß endet am 30. August in erneuter Niederlage und eiligem Rückzug.

Es ist ein entscheidender Wendepunkt: Jetzt könnten die kaiserlichen Heerführer den Feldzug in Frankreich endgültig zu ihren Gunsten entscheiden – wenn sie denn koordiniert gegen den fliehenden Gegner vorgehen würden.

Moltkes Generäle könnten auch die Formierung jener neuen Armee verhindern, die Joffre gerade nördlich von Paris aufstellt. Aber sie nutzen die Chance nicht – sie erkennen sie nicht einmal.

Kluck weiß, dass seine erschöpfte Truppe keine Kraft mehr hat, die französische Hauptstadt wie geplant im Westen zu umgehen. Ebenso wie Bülow schwenkt er daher, wohl mit Billigung Moltkes, nach Süden ein. Gemeinsam sollen sie die Verbindung zu den übrigen deutschen Armeen wieder herstellen, die während des schnellen Vormarsches verloren gegangen ist.

Doch dann beginnen die Heerführer, jeder für sich, ihren eigenen Krieg zu führen. Bülow verordnet seinen Männern eine Ruhepause und schickt vorschnelle Siegesmeldungen in die Welt hinaus.

Kluck tut das Gegenteil. Er treibt seine Soldaten vorwärts und macht sich plötzlich auf eigene Faust in südöstlicher Richtung auf die Verfolgung der an der Oise geschlagenen Armee des General Lanrezac. Er will den Kampf allein entscheiden. Ein einsamer Entschluss – und ein folgenschwerer.

Zwar gewährt der Generalstab seinen Heerführern traditionell großen Freiraum für eigene Entscheidungen. Diese Strategie macht die Truppen schnell und flexibel. Doch was sich Kluck da herausnimmt, ist mehr als nur eigenmächtig. Vermutlich setzt er darauf, dass nach einem Triumph niemand mehr fragt, wie er zustande gekommen ist.

Kluck will Lanrezacs Einheiten einholen und vernichten. Daher gibt er einen Befehl, der Moltkes Angriffspläne in größte Gefahr bringt: Die 1. Armee schwenkt nach Südosten ab und geht in Gewaltmärschen über die Marne.

Schlimmer noch: Kluck informiert die anderen Armeeführer und den Generalstab nicht von seinem eigenmächtigen Vorgehen – die Verbindung zwischen der 1. Armee und Moltke reißt zwischen durch sogar ganz ab.

Die Kommunikation ist im deutschen Heer ohnehin ein Problem: Es gibt nur wenige Telefonverbindungen zwischen den Armeestäben und der Obersten Heeresleitung, und die Funktechnik ist noch unausgereift und stör anfällig. Wegen der geringen Reichweite der Sender leiten Zwischenstationen die Nachrichten weiter, zudem ist die Verschlüsselung der Funksprüche kompliziert. Und so dauert es oft mehr als einen Tag, bis eine Meldung aus dem Generalstab bei den Armeeführern ankommt.

Auch die Versorgung mit Nahrung und Munition ist nicht optimal. Denn die Heere marschieren weit auseinandergezogen, der Nachschub folgt nicht nach. Viele Landsknechte bekommen trotz der Hitze tagelang kaum etwas zu trinken und nichts anderes zu essen als Kohl und Rüben.

Während also Bülow noch seine Siegesmeldungen verfasst, Kluck sich anschickt, einer Armee nachzujagen und Moltke seinen Generalstab von Koblenz ins besetzte Luxemburg verlegt, besucht Kriegsminister Erich von Falkenhayn die deutschen Truppen in Lothringen.

Und was er dort sieht, weckt seine Zweifel am Wahrheitsgehalt der Generalstabsmeldungen: Er trifft auf extrem erschöpfte deutsche Soldaten.

Auch Moltke wird nun unruhig. Noch immer wehrt sich der Gegner, noch immer ist der vollständige Sieg nicht errungen. Zudem ist in der deut-



schen Front auch noch eine offene Flanke entstanden, von der er nichts weiß.

Denn bis dahin sind Klucks und Bülow's Truppen nahezu gleichauf marschiert. Nun ist diese Ordnung zerstört, denn bei der Verfolgung der Armee Lanrezacs wagt sich Kluck immer weiter nach Süden – und teilt sogar seine Truppen: Bei der Stadt Meaux lässt er eine Nachhut zurück und setzt mit dem Großteil seiner Soldaten über die Marne. Dadurch aber eröffnet er der – unbemerkt – von Paris aus angerückten 6. Armee der Franzosen die Möglichkeit, erst diese Nachhut anzugreifen und ihm anschließend in den Rücken zu fallen (siehe Karte Seite 122).

Davon erfährt Moltke aber nichts. Am 1. September setzen seine beiden vor Paris stehenden Armeen keine Meldungen ans Hauptquartier ab. Am Abend lässt er Kluck deshalb eine knappe Nachricht schicken, fragt nach der Lage und erbittet sofortige Antwort. Vergebens.

Mittlerweile weiß Moltke, dass die Franzosen große Truppenkontingente von der Front in Ostfrankreich abziehen und nach Westen schicken. Ohne genau zu wissen, wie es bei Kluck steht, plant er einen gemeinsamen Angriff der deutschen Armeen in Frankreich – er will handeln, bevor Joffre seine Kräfte wieder gesammelt hat und sich die Lage zu Ungunsten der Deutschen wendet.

Doch nun weicht Moltke entscheidend vom Schlieffen-Plan ab. Denn er ordnet den Großangriff in Lothringen an – genau dort also, wo nach Schlieffens Empfehlungen eine Offensive wegen der starken französischen Festungen unbedingt zu vermeiden sei.

Kluck und Bülow sollen dabei den Flankenschutz für die restlichen deutschen Armeen übernehmen, sie nach Paris hin absichern. Das bedeutet jedoch, dass Kluck anhalten, die Verfolgung Lanrezacs aufgeben muss, um Bülow wieder herankommen zu lassen.

Der eigensinnige Heerführer aber ahnt nichts von Moltkes neuer Strategie. Und lässt über die Marne setzen.

Die Schlacht in Lothringen, die am 4. September beginnt, wird sieben Tage toben – und mit einer blutigen Niederlage der Deutschen enden. Denn die französischen Heere sind, anders als

Moltke glaubt, überhaupt nicht in Auflösung begriffen. Auch nicht bei Paris.

Schon vor Tagen hat die französische Luftaufklärung gemeldet, dass Kluck plötzlich mit hohem Tempo südöstlich marschiert und dadurch die eigene Flanke entblößt hat. Der Pariser Militärgouverneur Joseph Galliéni erkennt darin eine einmalige Chance: Sobald die neue Armee fertig aufgestellt ist, kann sie von Paris aus Klucks Marschkolonnen in die ungeschützte Seite fallen.

Am Abend des 4. September telefoniert Galliéni mit Joffre und einigt sich mit ihm auf Termin und Ort des Gegenangriffs. Um etwa 21.30 Uhr ruft Joffre seinen Generalstab zusammen: „Meine Herren, wir schlagen übermorgen, Sonntag, den 6., an der Marne los.“

So also überkreuzen sich die Ereignisse: In Lothringen nimmt deutsche Artillerie französische Stellungen unter Feuer, während die obersten Militärs der Dritten Republik genau dort angreifen wollen, wo General Kluck mit seiner Armee die Marne überquert.

Moltkes Weisung, mit Bülow gemeinsam zu operieren, erreicht den Armeechef erst am Morgen des 5. September, als er seinen Offizieren gerade den Befehl zum Aufbruch gegeben hat. Kluck beschließt, die Order zu ignorieren. Teile seiner Armee stehen gut 30 Kilometer vor Paris, Lanrezac ist er dicht auf den Fersen, warum also sollte er stehen bleiben? Umkehren gar? Außerdem ist in seinem Frontabschnitt alles ruhig, nichts deutet auf feindliche Aktionen hin.

Die Ruhe hält genau fünfeinhalb Stunden – bis am 5. September zur Mittagszeit in einem Dorf an der Marne Klucks Nachzügler auf die Vorhut von Joffres neu aufgestellter Armee treffen ...

**E**rst die Gefechte bei Meaux stoppen Klucks Gewaltmarsch nach Südosten. Noch aber hält er das alles für ein lästiges Zwischenspiel. Er wird halt einen Teil seiner Einheiten zurückschicken müssen, um die Sache im Norden zu beenden, und sich anschließend wieder an die Verfolgung von Lanrezacs Armee machen.

Bei der Obersten Heeresleitung der Deutschen in Luxemburg weiß man am

Morgen des 6. September noch gar nichts von der Schlacht, die an der Marne tobt. Erst am Abend erfährt Moltke von dem Tagesbefehl, den Joseph Joffre an diesem Sonntag an seine Armeen ausgegeben hat: „Alle Anstrengungen müssen unternommen werden, um den Feind zu attackieren und zurückzuschlagen. Eine Truppe, die nicht weiter vorankommt, muss das eroberte Gelände halten und sich an ihrem Platz töten lassen, anstatt zurückzuweichen.“

Der Pariser Stadtkommandant Galliéni steht unter Druck: Joffres neue Armee soll die Deutschen überraschen – doch welche Truppen soll er schicken?

Zwar lagern mehrere Tausend Infanteristen im Pariser Vorort Gagny, doch die sind nach einem zwölfköpfigem Marsch von der Front im Elsass völlig erschöpft. Die rund 60 Kilometer bis ins Kampfgebiet nordwestlich von Meaux würden sie zu Fuß nicht mehr schaffen, und auf die unzuverlässige Eisenbahn allein will Galliéni nicht setzen.

So entschließt er sich zu einer ungewöhnlichen Maßnahme: Er lässt rund 500 Taxis beschlagnahmen und die Fahrer zu einem Nachteinsatz verpflichten: Jeder soll mit seinem Wagen fünf Soldaten zu den Schlachtfeldern bringen.

Am Abend des 7. September bricht der seltsamste Truppentransport dieses Krieges vom Pariser Stadtrand nach Nordosten auf: Taxis mit gedimmten Lichtern, deren Chauffeure den Weg nicht kennen. Einige überholen, andere landen im Straßengraben, es kommt zu Auffahrunfällen. Die Tour dauert bis spät in die Nacht, und viele der Fahrer machen am Ziel, kaum dass ihre Passagiere ausgestiegen sind, gleich wieder kehrt, um die nächsten zu holen.

Abgerechnet wird nach Tarif Nummer 2: Fahrt mit mehr als zwei Personen außerhalb der Stadtgrenzen. Die Rechnung begleicht der französische Finanzminister – 70 102 Franc.

Auch Kluck gruppiert seine Truppen um. Als Erstes schickt er mehr als 50 000 Mann, die bereits südlich der Marne stehen, nach Nordwesten, an den rechten Flügel seiner Armee, wo Gronaus Nachhut noch immer kämpft. Am Abend des 7. September befiehlt er auch dem Rest seiner Hauptstreitmacht die





Karl von Bülow, Kommandeur  
der 2. deutschen Armee



Generaloberst Alexander von Kluck  
befehligt die 1. Armee



Frankreichs Generalstabschef  
Joseph Joffre

Umkehr – eine Entscheidung mit verheerenden Folgen: Denn nun klafft eine gewaltige Lücke zwischen Bülows und Klucks Armeen, sind die Flanken *beider* Heere verwundbar.

Schon bald erkennen die Alliierten ihre Chance: Langsam, aber stetig dringt das von Süden kommende britische Expeditionskorps in die Bresche vor. Gleichzeitig wenden die Franzosen sich gegen den entblößten rechten Flügel der 2. Armee und verwickeln Bülows Truppen in schwere Gefechte.

Auch weiter östlich haben sich deutsche und französische Armeen ineinander verbissen, und so sind schließlich zwischen Meaux im Westen und Verdun im Osten rund zwei Millionen Soldaten in Kämpfe verstrickt, die später als Marne-Schlacht berühmt werden.

8. September. Vom Himmel brennt die Sonne, und noch halten Gronaus Truppen der französischen Artillerie Stand. Doch die Kräfte seiner Männer schwinden. Es gibt kein Wasser und kein Essen, denn die Regimentsköche haben mit ihren Feldküchen den Anschluss an die kämpfenden Einheiten verloren.

Bald aber treffen die von Kluck als Verstärkung herbeigeordneten Truppen ein – mit verheerenden Folgen für die Franzosen: Manche Regimenter verlieren fast zwei Drittel ihrer Soldaten.

Anders stehen die Dinge bei Bülow. Dessen Truppen werden von vorn wie von der Seite angegriffen, französische Artillerie überzieht die Stellungen der Deutschen mit Dauerfeuer.

Schließlich gelingt es den Alliierten, die Deutschen zum Rückzug zu zwingen. So vergrößert sich die Lücke zwischen Bülows und Klucks Truppen: Rund 50 Kilometer trennen die beiden Armeen inzwischen. Bülows Armee ist nun unter extrem großem Druck.

Am Morgen des 8. September trifft sich Moltke mit Vertrauten – im deutschen Hauptquartier gibt es noch immer keine verlässlichen Nachrichten von Kluck oder Bülow. Mit dabei ist Oberstleutnant Richard Hentsch, Leiter der militärischen Aufklärung. Am Ende des Gesprächs steht ein ungewöhnlicher Beschluss: Hentsch soll es richten.

Gegen zehn Uhr besteigt der Oberstleutnant mit zwei Hauptleuten

einen Wagen. Sein Auftrag: Informationen über den Zustand des Westheeres zu beschaffen. Und er hat Vollmacht, gegebenenfalls im Namen Moltkes an Ort und Stelle das weitere Vorgehen zu bestimmen – selbst einen Rückzug darf er anordnen. Denn er soll vor allem dafür sorgen, dass die Lücke zwischen Kluck und Bülow geschlossen wird.

Ein erstaunlicher Vorgang: Nicht der Generalstabschef soll den Heerführern Anweisungen erteilen, sondern ein rangniederer Offizier. Zudem, so vertraut Hentsch während der Fahrt seinen Begleitern an, hat sich Moltke geweigert, ihm schriftliche Anweisungen mitzugeben. Hentsch ahnt, dass er am Ende den Kopf wird hinhalten müssen: für die Zögerlichkeit seines Chefs.

**U**m 18.45 Uhr trifft Hentsch im Hauptquartier von Bülows Armee ein – einem Château aus dem 16. Jahrhundert. Bülow beklagt im Gespräch, seine Soldaten seien völlig ausgebrannt, er habe „nur noch Schlacke“ zur Verfügung. Drei große Schlachten hätten sie seit Ende August geschlagen, Tausende Männer verloren, jetzt seien sie am Ende ihrer physischen Belastbarkeit.

Dann lässt Bülow seiner Wut auf Kluck freien Lauf, der durch sein Vorgeschieben nach Süden den Gegnern die Chance gegeben habe, ihren Rückzug in eine Offensive zu verwandeln. „Nur und ausschließlich die 1. Armee ist für die gegenwärtige Krise verantwortlich“, schleudert er Hentsch entgegen. Und zum ersten Mal erwähnt Bülow die Möglichkeit eines Rückzuges, „erzwungen durch die Gewalt der französischen Waffen“. Eine Entscheidung fällt der General an diesem Abend jedoch nicht.

Am nächsten Morgen erreicht Hentsch das Hauptquartier der 1. Armee, etwa 80 Kilometer westlich von Bülow, und bespricht sich dort mit Klucks Stellvertreter, General von Kuhl. Hentsch weiß, dass Kuhl vermutlich der Einzige ist, auf den Kluck hören würde, und schildert ihm in drastischen Worten die Lage von Bülows 2. Armee.

Inzwischen hat sich Bülow zu einer Entscheidung durchgerungen, die er ans



Hauptquartier der 1. Armee telegraphiert: „Zweite Armee beginnt mit dem Rückzug.“ Ob sie Kuhl während seiner Unterredung mit Hentsch erreicht, ist nicht bekannt. Sicher aber ist, dass Hentsch Kuhl nahelegt, ebenfalls zurückzuweichen. Es klingt wie ein Befehl.

Kuhl erkennt die Lage sofort: Selbst ein Sieg über die Franzosen vor ihm würde der 1. Armee jetzt nichts mehr nützen, denn alliierte Truppen würden sie schnell umgehen und einkesseln können. Auch der bald darauf von Kuhl informierte Kluck begreift schnell, dass er nun allein steht. Und so entschließt sich der Armeechef schweren Herzens, der Aufforderung Folge zu leisten.

Es ist 13.15 Uhr, und in dieser Stunde endet der 30 Tage währende, 600 Kilometer lange Vormarsch der 1. Armee.

**T**ags darauf. General Michel-Joseph Maunoury, der Chef der neu aufgestellten 6. französischen Armee vor Paris, rechnet mit einem vernichtenden Vorstoß von Klucks Truppen. Und er weiß, dass er dem nichts entgegenzusetzen hätte.

Doch der Angriff bleibt aus. Kundschafter berichten erstaunt, die Stellungen der Deutschen seien geräumt. Es ist das „Wunder an der Marne“, das die Franzosen bis heute feiern.

Gegen Mittag ist Hentsch wieder in Luxemburg und erstattet Bericht. Moltke ist erfreut. Endlich ist die Gefahr für die 1. und 2. Armee gebannt, endlich kann die Lücke in der Front geschlossen werden. Und bald könne man wieder zur Offensive übergehen.

Hentsch rät ihm, sich selbst ein Bild zu machen – ein Besuch an der Front, „um sicher zu sein, dass ich richtig entschieden habe“. Zudem muss man nun festlegen, ob sich neben den Armeen Klucks und Bülow's auch die übrigen Truppen zurückziehen sollen.

Am nächsten Morgen macht sich Moltke auf den Weg. Und was er in den Armeehauptquartieren erfährt, verwandelt seinen Optimismus vom Vortag in tiefste Niedergeschlagenheit. Östlich, in Lothringen, halten seine Truppen noch Stand; aber je weiter er nach Westen kommt, desto schlimmer wird die Lage.



Deutsche Soldaten beim Bau eines Schützengrabens: Nach der Marne-Schlacht wird der Kampf im Westen zum mühsamen Stellungskrieg

Vor allem die 3. Armee, die das Zentrum der deutschen Kampflinie im Marne-Gebiet bildet, ist in einem beklagenswerten Zustand. Die erschöpften Soldaten in den stark dezimierten Einheiten erwecken nicht den Eindruck, dass sie einem französischen Großangriff, wie ihn die deutschen Späher vorhersagen, standhalten können.

Moltke verzichtet auf einen Besuch bei Kluck, seine Entscheidung ist schon gefallen: Angriffe einstellen, allgemeiner Rückzug bis an den 50 Kilometer weiter nördlich gelegenen Fluss Aisne lautet nun sein neuer Befehl – „die schwerste Entscheidung meines Lebens“. Auf seine Generäle wirkt er wie ein gebrochener Mann – körperlich und seelisch.

12. September. Wie von Moltke befohlen, verschanzen sich die deutschen Truppen entlang der Aisne, eilig bauen sie in den nächsten Tagen Schützengrä-

ben und Unterstände. Es ist das Ende der Schlacht an der Marne – und der Beginn einer neuen Art von Krieg.

Denn die Franzosen mögen zwar über die Rettung ihrer Hauptstadt jubeln. Doch um die Deutschen aus ihren Stellungen zu vertreiben, fehlt den Alliierten schlicht die Kraft: Etwa 80 000 französische und britische Soldaten sind in der Marne-Schlacht ums Leben gekommen. Die deutschen Verluste sind nicht bekannt, aber vermutlich ähnlich hoch.

Und so erstarren die Fronten, keiner der Gegner ist noch in der Lage, sich zu bewegen, und jeder Versuch, die Gräben zu verlassen, endet im Feuer von Maschinengewehren und Artillerie. Es ist vor allem diese verbesserte Waffentechnik, die den verteidigenden Truppen einen entscheidenden Vorteil verschafft. Zudem sind die Armeen etwa gleich stark.

Der Grabenkrieg wird zur Materialschlacht. Binnen weniger Wochen dehnt sich die Kampflinie über 700 Kilometer weit aus, von der belgischen Küste bis an die Grenze zur Schweiz. Entlang dieser Front heben beide Seiten Gräben aus, die mit all ihren Verästelun-





gen, Nachschub- und Rückzugswegen 40 000 Kilometer lang sind.

Der deutsche Traum vom schnellen Sieg im Westen ist beendet.

Mehr noch: Die Materialschlacht in den Schützengräben kann das Reich nicht gewinnen, denn auf lange Sicht verfügen die Deutschen über weniger Rohstoffe, Nahrungsmittel und mögliche Rekruten als ihre Feinde.

Doch vorerst verdrängt die deutsche Führung diese Wahrheit – und vertuscht die Niederlage an der Marne.

Am 14. September entlässt Wilhelm II. seinen Generalstabschef. Doch der Wechsel wird über Monate nicht vermeldet, genauso wenig wie das Desaster an der Marne.

**W**er aber trägt die Verantwortung für die Niederlage vor Paris?

Seit 1914 haben Historiker, Politiker und Militärs – darunter die an der Schlacht beteiligten Generäle – versucht, eine Antwort auf diese Frage zu finden, doch bis heute gibt es keine

allseits akzeptierte Erklärung für das Scheitern der Deutschen.

Fest steht, dass nicht eine einzelne Entscheidung das Debakel auslöst.

Oberstleutnant Hentsch machen viele Kritiker schon während des Krieges (wie von ihm befürchtet) zum Sündenbock – tatsächlich aber trifft ihn keine große Schuld.

Weder hat er, wie oft behauptet, im Verlauf seiner Mission seine Kompetenzen überschritten, noch trug er die letzte Verantwortung für den alles entscheidenden Beschluss: die 2. Armee den Rückzug antreten zu lassen.

Diesen Befehl gab deren Kommandeur, General Bülow. Ihm werfen Historiker zu Recht vor, dass er unter dem Eindruck von Klucks eigenmächtigem Vorgehen allzu schnell aufgegeben habe.

Denn die 1. Armee, so sehen es manche Wissenschaftler, hätte mit ein, zwei Tagen mehr Zeit durchaus noch den Sieg erringen können – einen Sieg, der vielleicht dem gesamten Krieg einen anderen Verlauf gegeben hätte.

So hat es Kluck jedenfalls bis zu seinem Tode stets wiederholt. Zum Helden taugt jedoch auch er nicht.

Denn zweimal hat er die deutschen Bemühungen ganz eindeutig durch eigenmächtiges Verhalten sabotiert: zunächst, als er entgegen Moltkes Befehl nach Südosten stürmte und dabei seine rechte Flanke vor Paris entblößte; einige Tage später dann, als er durch den Abzug großer Verbände Bülows Position schwächte und so eine breite Lücke zwischen 1. und 2. Armee aufriß.

Kaum jemand hat in all den Jahrzehnten seit der Marne-Schlacht die Stimme erhoben, um den Generalstabschef des deutschen Heeres zu verteidigen. Helmuth von Moltkes Zögerlichkeit, seine Führungsschwäche und sein Unwillen, mit den eigenen Truppenführern zu sprechen, haben zweifelsohne einen großen Teil zur deutschen Niederlage an der Marne beigetragen.

Und Schlieffen? Muss nicht die Hauptschuld jenem Mann aufgebürdet werden, der den schnellen Feldzug einst eronnen hat?

Viele Militärhistoriker gehen in der Tat davon aus, dass auch geschicktere, entschlossener und willensstärkere Ge-

neräle als Moltke und seine Kommandeure die Vorgaben des Vordenkers nicht hätten erfüllen können.

Denn Schlieffens Plan hatte drei entscheidende Fehler:

- Zum einen mangelte es dem Heer an den nötigen Truppen, um die gewaltige Offensive auszuführen. Je weiter die Deutschen nach Frankreich vordrangen, desto mehr zogen sich ihre Linien auseinander. So war die deutsche Front gerade in der entscheidenden Phase des Feldzuges gefährlich ausgedünnt – und daher besonders verletzlich.

- Zum anderen entwarf Schlieffen die Blaupause eines blitzartigen Vorstoßes, ohne zu erkennen, dass die Kommunikations- und Nachschubwege der deutschen Armee für dieses Vorhaben nicht ausreichten. Die Folge waren große Versorgungsprobleme an der Front sowie Verwirrung im Hauptquartier.

- Und schließlich, und dies ist der wohl entscheidende Punkt, ließ der Schlieffen-Plan keinerlei Raum für das Unvorhergesehene – etwa dafür, dass der unerwartet starke Widerstand der Belgier den deutschen Vormarsch verzögern und den Franzosen so die Gelegenheit bieten würde, eine neue Armee aufzustellen und ihre Truppen für den Gegen-schlag umzugruppieren.

Schlieffens Vorgänger im Generalstab hingegen, der ältere Helmuth von Moltke, hatte solche Eventualitäten vorausgesehen: „Kein Plan überlebt die erste Feindberührung“, lehrte der Sieger in drei Kriegen.

Er sollte recht behalten. ●

**Jürgen Bischoff**, 59, ist GEO-Autor in Hamburg. **Andres Sedlmair**, 48, gehört zum Verifikationsteam von GEOEPOCHE.

**LITERATUREMPFEHLUNGEN:** Holger H. Herwig, „The Marne, 1914“, Random House: gründlich recherchierte Schilderung der Marne-Schlacht und ihrer Vorgeschichte, auf dem neuesten Stand der Forschung. Ian Sumner, „The First Battle of the Marne 1914“, Osprey: knappe, informative Darstellung der militärischen Vorgänge, mit zahlreichen Karten und Illustrationen.

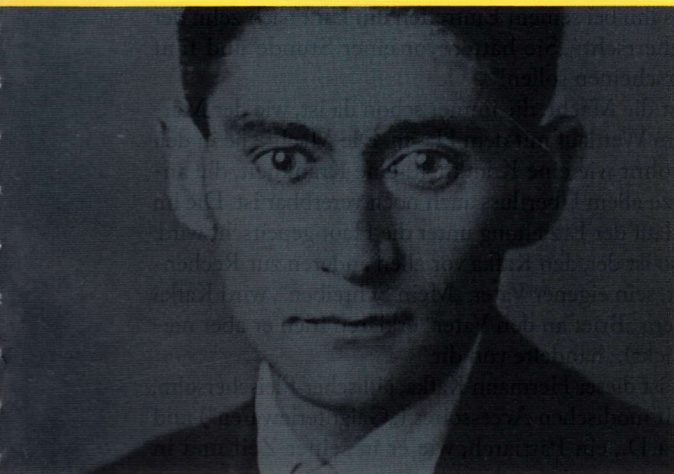


Jemand hätte Josef K. verläumdet haben, denn  
 ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines  
 Morgens gefangen. Die Köchin der Zimmervermieterin  
 die ihm jeden Tag gegen sechs Uhr früh das Frühstück  
 brachte kam diesmal nicht. Das war noch niemals geschehen.  
 K. wartete noch ein Weilchen, sah von seinem Kopftisch  
 aus die alte Frau die ihm gegenüber wohnte und  
 da ihm mit einer an ihr ganz ungewöhnlichen  
 Neugierde beobachtete, dann aber, gleichzeitig befrem-  
 det und hinstieg. Lärmt es sofort schloß es  
 und ein Mann, den er in dieser Wohnung noch  
 niemals gesehen hatte trat ein. Er war schlank  
 und doch fest gebaut, er trug ein liegendes schwarzes  
 Kleid, das ähnlich den Rekrutungen mit verschiedenen  
 Falten, Taschen, Schnallen, Knöpfen und einem Gürtel  
 versehen war und infolgedessen ohne daß man sich  
 darüber klar wurde, was es dienen wollte, besonders  
 praktisch erschien. Wer mid. Sie? fragte K., auf  
 der Mann aber ging über die Frage hinweg, als  
 müge man seine Erscheinung hindern und  
 sagte bloß seinerseits: Was wollen Sie? Anna  
 will mit dem Frühstück bringen, sagte K. und  
 vernahm nicht stillschweigend durch Überlegung



# KAFKA

## DER PROPHET DER HOFFNUNGSLOSIGKEIT

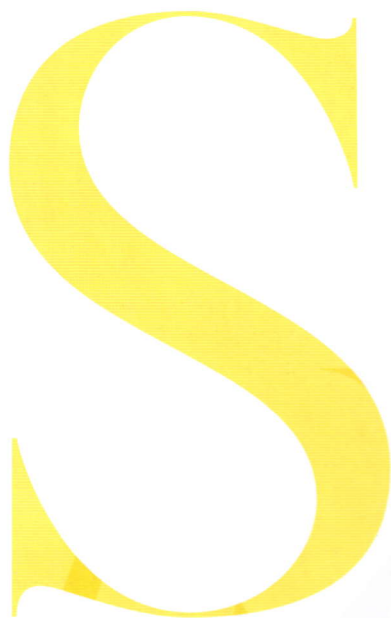


Er empfindet sich selbst als schwächlich, als nutzlos, als Gegenteil der vom Vater vorgelebten Männlichkeit. Trotzdem ist der Prager Versicherungsangestellte und Schriftsteller Franz Kafka zunächst vom Ausbruch des Krieges fasziniert, will später gar an die Front – und schreibt gleichzeitig einen Roman über Gewalt und Macht, der als Meisterwerk in die Weltliteratur eingehen wird

Von JÖRG-UWE ALBIG

«Jemand musste Josef K. verleumdet haben» – kurz nach Kriegsbeginn schreibt Kafka die ersten Worte seines Romans »Der Prozess«





So könnte eine seiner Erzählungen anfangen: Als der Versicherungsbeamte Franz K. am letzten Juliwochenende 1914 aus unruhigem Urlaub ins heimische Prag zurückkehrt, findet er die Stadt zu einem ungeheuren Untertan verwandelt.

Patriotische Massen schieben singend durch die Straßen. Kriegswillige aus ganz Böhmen strömen in die Kasernen. Offiziere schnarren Befehle und rasseln mit den Säbeln. Und die einst Goldene Stadt trägt jetzt stumpfes Feldgrau.

Tagelang taumelt Franz Kafka zwischen Abscheu und Faszination. Ein ehemaliger Mitschüler beobachtet ihn am Rand einer vaterländischen Demonstration auf dem Wenzelsplatz, wie er „mit unwahrscheinlich geröteten Wangen“ und sichtbar ergriffen Jubel der Menge „wild in der Luft herumfuchtel“.

Doch den Artilleriesoldaten, die am 6. August mit Blumenschmuck und Heil-Rufen zwischen den Banken und Geschäftshäusern der Prachtstraße Am Graben aufmarschieren, wünscht er bereits „mit Leidenschaft alles Böse“. Und zu den allabendlichen patriotischen Umzügen, „eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges“, geht er auf eisige Distanz: „Ich stehe dabei mit meinem bösen Blick.“

Keine zwei Wochen nach Kriegsbeginn beginnt der schriftstellernde Angestellte Kafka – der freilich bis auf ein paar Beiträge für Zeitschriften und den schlecht verkauften Erzählband „Betrachtung“ noch nichts veröffentlicht hat – mit der Niederschrift eines Romans. Eines Romans, der seinen „bösen Blick“ in Schrift verwandelt. Der unvollendet bleibt und bruchstückhaft, voller Mehrdeutigkeiten und kaum auflösbarer Rätsel – und doch als Schlüsseltext der Moderne in die Literaturgeschichte eingehen wird.

Armeen von Interpreten werden sich an den Rätseln dieses Buches abarbeiten. Sie werden es als Verarbeitung eines Schuldgefühls deuten (gegenüber Kafkas Vater, gegenüber seiner Verlobten), als Ringen mit Gott oder als Abrechnung mit einer seelenlosen Bürokratie – bisweilen sogar als Vorahnung der totalitären Gräueltaten des 20. Jahrhunderts.

Doch diese 161 Manuskriptblätter, die später unter dem Titel „Der Prozess“ veröffentlicht werden, sind weitaus mehr als Selbsttherapie, als religiöse Grübeleien oder eine Parabel über den Überwachungsstaat. Sie sind eine Studie über die Macht selbst – die Macht als tödliches Prinzip.

Es geht um die äußere Gewalt, die sich im Inneren des Menschen ansammelt und die Persönlichkeit frisst. Um die Sehnsucht nach Herrschaft, die zu Beginn des Jahrhunderts zur Lieblingstugend vieler Intellektueller geworden ist – etwa in den Überlebenskampf-Szenarien der Sozialdarwinisten oder in Friedrich Nietzsches „Willen zur Macht“ – und die sich in diesem Jahr 1914 gerade anschickt, einen Kontinent zu verwüsten.

Es ist die Geschichte des Bankbeamten Josef K., der eines Morgens, „ohne dass er etwas Böses getan hätte“, in seiner Wohnung verhaftet wird, seltsamerweise aber trotzdem auf freiem Fuß bleibt.

Ein ominöses „Gericht“ hat die Festnahme angeordnet – eine Institution, die allerdings auf den ersten Blick alles andere als einschüchternd wirkt: Die Beamten tragen schäbige Uniformen, die Richter tagen in Mietshäusern am Stadtrand, die Kanzlisten arbeiten in Dachkammern hinter Bretterverschlägen, Strafen werden in einer „Rumpelkammer“ exekutiert.

Doch die Kehrseite der Alltäglichkeit dieses „Gerichts“ ist seine Allgegenwart. Wie in einem Albtraum scheint die Macht der Richter mit den Gedanken und Wünschen des Angeklagten verknüpft zu sein. Er selbst ist es, der ungewollt die „Wächter“ herbeiruft, die ihn verhaften. Weil Josef K. keine Uhrzeit für den ersten Verhörtermin erfahren hat, beschließt er für sich, um neun Uhr das Gericht aufzusuchen – und ist verduzt, als ihn bei seinem Eintreffen um kurz nach zehn der Richter anherrscht: „Sie hätten vor einer Stunde und fünf Minuten erscheinen sollen!“

Das ist die Macht, die immer schon da ist, wie der Märchen-Igel im Wettlauf mit dem Hasen. Die Macht, die in den Körpern wohnt wie eine Krankheit; eine Krankheit, die ansteckt und zu allem Überfluss auch noch vererbbar ist. Die im Spießrutenlauf der Erziehung unter die Haut gepeitscht wird.

Und so ist der, den Kafka vor allen anderen zur Rechenschaft zieht, sein eigener Vater. „Mein Schreiben“, wird Kafka 1919 in einem „Brief an den Vater“ erklären (den er aber niemals abschickt), „handelte von dir.“

Dabei ist dieser Hermann Kafka, jüdischer Fleischersohn, Händler mit modischen Accessoires („Galanteriewaren“) und Feldwebel a.D., ein Patriarch, wie er in seiner Zeit und in seiner Welt serienweise vorkommt.

Ein Durchschnittsvater, der, wie selbst Franz Kafka ihm zubilligt, „gänzlich schuldlos“ ist; ein Gefangener der „Zeitverhältnisse“. Ein Teil jener allgegenwärtigen Ordnung von Oben und Unten, die nur Opfer kennt und keine Verantwortlichen.

Doch er ist nun einmal die erste Verkörperung des Übels, das den Sohn zum Leidenden macht – und zum Schriftsteller. Zum „Experten der Macht“, wie der Literatur-Nobelpreisträger Elias Canetti, selbst scharfsinniger Analytiker des Herrschaftsstrebens („Masse und Macht“), feststellen wird – und



zu deren Deserteur: Kafka ist, so Canetti, „von allen Dichtern der Einzige, den Macht in keiner Weise angesteckt hat; es gibt keine wie immer geartete Macht, die er ausübt“.

Das Altstadthaus im Schatten der Nikolauskirche, in dem Franz Kafka am 3. Juli 1883 geboren wird, wird für das Kind zum Hauptquartier dieser Gewalt. Es liegt auf der Schnittstelle zwischen dem neuen Zentrum mit seinen Postämtern, Banken und Bürohäusern und den verwinkelten, lichtlosen Labyrinth des alten Judenghettos.

Dort überschatten steile, enge Giebel die grottenartigen Passagen der „Durchhäuser“, durch die man ungesehen ganze Blocks queren kann, durchdringen sich Spelunken, Bordelle und Hinterhöfe, in denen Handwerker nach mittelalterlicher Manier hämmern und feilen. Nachts erhellen Öllampen und schwache Laternen notdürftig die Gassen und Gänge, und im Gemäuer hängt der Duft von Moder und feuchtem Stein.

In dem Eckhaus zwischen Enge- und Karpfengasse aber regiert Hermann Kafka, der Selfmademan, der empfindliche Kraftmensch mit dem Hang zur „Selbstbeklagung“, wie Kafka ihm nachsagen wird. Der das Essen verschlingt, sich bei Tisch die Nägel schneidet und die Ohren mit Zahnstochern auskratzt.

Der brüllt, höhnt und Schimpfworte schleudert. Der das Kind, wenn es stört, im Nachthemd auf den Laubengang sperrt, es um den Tisch jagt, ihm Schläge mit Hosenträgern androht und ihm ankündigt: „Ich zerreiße dich wie einen Fisch.“

Und auch im Geschäft ist er ein Tyrann, der allen und jedem misstraut. Ein Despot, der seine Angestellten „bezahlte Feinde“ schimpft und das Lungenleiden eines Mitarbeiters mit den Worten „Er soll krepieren, der kranke Hund!“ abtut. Der zu Wutausbrüchen neigt und schlecht platzierte Ware zu Boden wirft, um sie vom Gehilfen unter den Blicken der Kollegen aufsammeln zu lassen. Und der dabei, so ahnt Kafka, noch mehr leidet als die Beschämten: „Es schadete Dir schließlich viel mehr als ihnen.“

So erlebt Franz Kafka Geschäft und Familie als ein gekoppeltes Terrorsystem – das selbst die „grenzenlose“ Güte der Mutter, der Großbürgerstochter Julie Löwy, nur noch befestigen kann: Ihr Wohlwollen und ihre Fürsprache hemmen ja jeden Ausbruchversuch und geben ihr so „die Rolle des Treibers in der Jagd“.

Es ist ein Zwangsregime, das sich noch an seinen eigenen Widersprüchen stärkt: Denn die verleihen dem Vater überhaupt erst das „Rätselhafte, das alle Tyrannen haben“ – und so ist es nur folgerichtig,

dass sich auch in den Texten des erwachsenen Kafka die Macht immer mit dem Nimbus des Rätsels umhüllt.

Franz aber schlägt sich trotzig auf die Seite der Schwachen. Er umschmeichelt die Angestellten, als wären sie die Chefs – und weiß doch, dass er das Machtssystem so nicht beeindrucken kann: „Und hätte ich, die unbedeutende Person, ihnen unten die Füße geleckt“, wird er in seinem Brief beklagen, „es wäre noch immer kein Ausgleich dafür gewesen, wie Du, der Herr, oben auf sie loshacktest.“

Doch er tut noch mehr: Er stilisiert sich, wie aus Solidarität, selbst zum Underdog. In gebückter Pose schleicht er durch die Schulzeit, ernannt sich trotz guter Zeugnisse zum „Unfähigsten und jedenfalls Unwissendsten“, schimpft sich auch später noch „abscheulich“, ein „Unglückswesen“.

Und es ist, als seien auch seine Krankheiten ein Protest gegen die väterliche Kraftmeierei. Wenn der alte Kafka dröhnt, frisst und Raum verschlingt, macht sich der junge ganz schmal, schweigt und isst wie ein Spatz.

Erdrückt ihn der Vater beim Umkleiden in der Badeanstalt durch seine „bloße Körperlichkeit“, kultiviert der Sohn seine Lebensschwäche, hätschelt, ja besingt geradezu liebevoll seinen Kopfschmerz (ein Gefühl, wie es „eine Glasscheibe an der Stelle haben“ müsste, „wo sie zerspringt“), sein Magendrücken („wie wenn der Magen ein Mensch wäre und weinen wollte“) und seine nervösen Spannungen, diesen „Flaschenzug im Innern“.

Seine Selbstverkleinerung aber gießt er in Schrift; in Tagebücher, in Geschichten. So kann er sich vorstellen, dieses Leben sei nichts, das ihm zustößt, sondern ein Skript, das er sich schreibt. Alles Elend nimmt er auf dem Papier vorweg – und behält so die Kontrolle über seine Biografie.

Auf diese Weise habe der Dichter, mutmaßt der Kafka-Biograf Peter-André Alt, „im Leben die Literatur nachgeahmt“. Wie der legendäre Prager Rabbi Löw, der im 16. Jahrhundert, ebenfalls mithilfe der Schrift, aus formloser Masse den lebenden „Golem“ schuf – so habe auch Kafka aus Buchstaben Wirklichkeit geschaffen.

Der Ruhm, den diese Schrift ihm eintragen könnte, ist Kafka gleichgültig. Lange hält er seine Produktion sogar vor guten Bekannten geheim. Texte, die er für misslungen hält, vernichtet er ohne Skrupel: „Heute viele alte widerliche Papiere verbrannt“, notiert er einmal. Und das sind die meisten: Die Arbeiten, die er selbst als fertig ansieht, umfassen gerade 350 Druckseiten – die verworfenen Texte summieren sich dagegen auf das Zehnfache.

Und seinem Freund und Schriftstellerkollegen Max Brod wird er einen Brief hinterlassen mit der Bitte, sämtliche



Der Kaufmann Hermann Kafka und seine Frau Julie: Ihr Sohn arbeitet sich zeitlebens am Vater ab, Vorbild der übermächtigen Autoritäten in seinen Büchern





1912 trifft Franz Kafka die Berliner Felice Bauer. Es folgt eine weitgehend platonische Liebe in Briefen, es kommt zu zwei Verlobungen – doch der Schriftsteller fürchtet die Ehe

Manuskripte, Tagebücher, Briefe und Zeichnungen „restlos und ungelesen zu verbrennen“.

Denn nicht das Werk ist ihm wichtig, der einschüchternde Block Papier, der auf Bewunderer wartet. Sein Ziel ist das Schreiben selbst – ein ekstatischer Strom des Bewusstseins; ein Fließen wie in jener Septembernacht des Jahres 1912, als er die Erzählung „Das Urteil“ schreibt, „von zehn Uhr abends bis sechs Uhr früh in einem Zug“. Am Morgen, als vor dem Fenster der Himmel blau wird, kann er die steifen Beine kaum noch unter dem Schreibtisch hervorziehen. Dann reckt er sich und geht, noch zitternd, in das Zimmer seiner Schwestern, um ihnen den Text vorzulesen: „Nur so kann geschrieben werden“, glaubt er fortan, „nur in einem solchen Zusammenhang, mit solcher vollständigen Öffnung des Leibes und der Seele.“

Für Dichter-Darsteller wie den Erfolgsautor Arthur Schnitzler, der beflissen den Publicity-Regeln des Literaturbetriebs gehorcht, bleibt da wenig Sympathie: „Man kann ihn gar nicht tief genug hinunterstoßen.“ Und wenn sein Freund Max Brod, der Salonlöwe, seine Genialität mit Monokel und Dandy-Krawatte zur Schau stellt, schüttelt Kafka nur den Kopf: „Ich und Max müssen doch grundverschieden sein.“ Kafka „geht wirklich jede Eitelkeit des Dichters ab“, wie Elias Canetti schreibt. „Nie prahlt er, er kann nicht prahlen.“

Dabei ist, bei allem Understatement in Wort und Tat, sein künstlerisches Selbstbewusstsein erstaunlich robust. „Zweifelloso bin ich jetzt im Geistigen der Mittelpunkt von Prag“, notiert er im Journal – freilich nicht, ohne den Satz gleich darauf durchzustreichen.

Er ist ja auch ein schöner Mann, hochgewachsen und schlank, mit dunklen, romantisch verschatteten Augen, einer schmalen, geraden Nase und sinnlich geschwungenen Lippen. Seiner Attraktivität ist er sich durchaus bewusst: „Im Übrigen gefalle ich vielen, selbst jungen Mädchen“, stellt er in einer autobiografischen Skizze fest.

Auch ihm selbst ist sein Körper nicht gleichgültig: Wo er kann, trainiert er die Muskeln. Regelmäßig zieht er Bahnen in der „Zivilschwimmschule“, der Badeanstalt in der Moldau; er rudert, reitet und spielt Tennis; er fährt in rasantem Tempo Rad und braust mit dem Motorrad seines Onkels über frisch gemähte Wiesen. Turnt, auch bei klirrender Kälte, am offenen Fenster, nach den Übungsplänen eines dänischen Gymnastiklehrers. Und schwört auf gesunde Ernährung, meidet Fleisch, Alkohol, Kaffee und Tee so entschieden wie Haschisch und Morphium, die Modedrogen der Vorkriegs-Bohème.

Dennoch ist er kein Eremit, der sich vergräbt. Er vergnügt sich mit Spaziergängen um den Dom und zum Schloss Belvedere, bei jiddischen Theaterabenden im „Café Savoy“, beim Philosophie-Zirkel im „Café Louvre“ oder bei Vorträgen über Psychoanalyse und Quantentheorie. Fast täglich besucht er auch die Bohème-Cafés der Literatenstadt Prag, in der sich die Dichter, wie der Satiriker Karl Kraus spottet, „vermehren wie die Bisamratten“. Er frequentiert das „Arco“, das „Corso“ und das „Continental“, das für Autoren sogar ein Arbeitszimmer mit Schreibmaschine zur Verfügung stellt.

Weil ihm für ernste Klänge der Sinn fehlt, sucht er die leichte Muse in den Varietés, zerstreut sich mit Chansons, Couplets und Revuetänzen, verschmäht auch nicht die frivolen Beinschwünge der schwarzen Damen im „Chat Noir“.

Regelmäßig geht er ins Kino, goutiert mit Vorliebe Trivial-Schinken wie „Die weiße Sklavin“, gibt sich beim Reißer „Katastrophe im Dock“ einer „maßlosen Unterhaltung“ hin und notiert anschließend ins Tagebuch: „Geweint.“

**Doch im Prag der Vorkriegszeit**, Hauptstadt des Königreichs Böhmen und drittgrößte Metropole der österreich-ungarischen Monarchie, ist auch der Kampf um die Macht nie fern. Hier streiten Arbeiter gegen Unternehmer, nationalistische Studenten gegen liberales Bürgertum. Und die Tschechen wehren sich gegen die wirtschaftliche und politische Dominanz der deutschen Minderheit, die seit Jahrhunderten die Herrscherkaste bildet und die tschechische Sprache und Kultur an den Rand drängt.

In Prag verständigen sich die Großbürger, die Besitzer der Kohlengruben, die Verwaltungsräte der Industrie, die Hopfenhändler und Bankdirektoren, die Professoren, höheren Offiziere und Beamten durchweg auf Deutsch – in jener fast dialektfreien, wortarmen Schriftsprache, aus der auch Kafka schöpft. Mit der Industriellen Revolution aber, die Böhmen zum Motor des Reichs machte, ist die Stadt über sich hinaus-



gewachsen, hat sich die Dörfer des Umlands einverleibt – und ist so immer tschechischer geworden. 1862 haben die Deutschen erstmals ihre Mehrheit im Stadtrat verloren. Nur gut 32 000 der fast 450 000 Einwohner Prags sprechen noch die Sprache des Kaisers – eine Elite, die sich freilich zwei prächtige Theater hält, ein großes Konzertgebäude, zwei Hochschulen, fünf Gymnasien und vier Oberrealschulen, außerdem zwei Tageszeitungen, die morgens und abends erscheinen.

Die rund 28 000 Prager Juden, die etwa zur Hälfte Deutsch und Tschechisch sprechen, probieren derweil das Kunststück, „als blinder Passagier im Nationalitätenhader durchzukommen“, wie es der Zionist Theodor Herzl formuliert – und geraten dabei erst recht zwischen die Fronten.

Viele Tschechen unterstellen den Juden, sie machten gemeinsame Sache mit den Deutschen. Manche Juden versuchen deshalb, sich mit dem Bekenntnis zum Tschechischen vor Feindseligkeiten zu schützen. Andere dienen sich den Deutschnationalen an. Vergebens: Weder teutonische Chauvinisten noch radikale „Jungtschechen“ lassen sich durch Anbiederung davon abhalten, mit Übergriffen, Denunziationen und Boykotthetze den Juden das Leben schwer zu machen.

Kafka selbst schlägt sich nur halbherzig auf die Seite seiner Religionsgemeinschaft. „Was habe ich mit Juden gemeinsam?“, fragt er. „Ich habe kaum etwas mit mir gemeinsam.“ Doch schon seine Studienwahl beugt sich der höheren Gewalt der Antisemiten: Das Rechtswesen ist eines der wenigen Berufsgebiete, die auch Juden Karrierechancen bietet.

So hetzt er in acht Semestern durchs Jurastudium, um das „Holzmehl“ des trockenen Stoffs möglichst schnell hinter sich zu bringen. Das unbezahlte Gerichtsjahr, das er pflichtgemäß nach dem Studium antritt, versetzt ihn in Lethargie. Der Job bei der Versicherung Assicurazioni Generali, den ihm ein Onkel anschließend verschafft, bringt ihm bei „unermesslichen 8–9 Arbeitsstunden“ am Tag ein Gehalt von „winzigen“ 80 Kronen monatlich – fünf Kronen kostet schon ein Parkettsitz im Theater.

Sein Arbeitsalltag aber treibt ihn in eine „Verzweiflung“, die bei einem „konsequenteren Charakter“ zu einem „geradezu seligen Selbstmord genügt hätte“. Die Büro routine ist monoton, und das ständige Brüllen, Schimpfen und Drohen der Abteilungsvorsteher erinnert ihn fatal an die häusliche Tyrannei. Schließlich kündigt er dank eines ärztlichen Gutachtens, das ihm eine „Herzneurose“ bescheinigt.

Seine nächste Stelle als Jurist bei der staatlichen Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt erscheint zunächst als Fortschritt. Sie beschert ihm erträglichere Dienstzeiten (acht bis

14 Uhr, nur donnerstags auch am Nachmittag) und deutlich bessere Bezahlung: Nach zwei Jahren bezieht er 1800, schließlich 2100 Kronen im Monat.

Auch seine Karriere kommt rasch in Gang: 1909 wird er als „Anstaltspraktikant“ in die niedrigste Beamtenstufe eingereiht, 1910 schon zum „Concipisten“ ernannt – eine Beförderung, die der Autoritäts-Allergiker Kafka allerdings mit einem Lachkrampf quittiert, als er sieht, wie der Direktor zur Feier des Tages in die „Audienzhaltung unseres Kaisers“ verfällt. Doch der Aufstieg geht weiter, vom „Vicesekretär“ über den „Sekretär“ zum „Obersekretär“. Und seine Chefs schätzen ihn als „vorzügliche Konzeptskraft“.

Jeden Morgen schlüpft er mit leichter Verspätung durch eines der beiden Portale, eilt treppauf in den vierten Stock des mächtigen Kuppelbaus. Dort vergräbt er sich in die Akten, teilt Betriebe in „Gefahrenklassen“ ein, prüft Einsprüche von Unternehmern gegen ihre Einstufung, erstellt Schriftsätze zu Beitragshinterziehungen und Schadenersatzansprüchen. Verfasst auch Gutachten wie die „Unfallverhütungsmaßregel bei

Holzhobelmaschinen“, welche „den Unterschied der Vierkantwellen und der runden Wellen in schutztechnischer Hinsicht“ abwägen soll.

Für seine wahre Arbeit aber, das Schreiben, findet er kaum Zeit. Einmal beschwert er sich bei Vorgesetzten über sein „schreckliches Doppel Leben, aus dem es wahrscheinlich nur den Irrsinn als Ausweg gibt“. Immer eindringlicher erscheint ihm das Büro als „die wahre Hölle – eine andere fürchte ich nicht mehr“.

Denn auch im Dienst sieht er überall Hierarchien: Die Deutschen stellen den Stab, die Tschechen das Fußvolk. Und auf Inspektionsreisen in die Provinz erlebt er die traurigen Zustände in den Fabriken, in denen es bei knapp 680 000 Versicherten zu fast 10 000 Arbeitsunfällen pro Jahr kommt. „Wie bescheiden diese Menschen sind“, wundert er sich über die Arbeiter, „sie kommen, uns zu bitten. Statt die Anstalt zu stürmen und alles kurz und klein zu schlagen.“

Daher ist es für ihn nichts als eine „Qual“, als ihn der Familienrat 1911 auch noch zum Teilhaber und Justiziar der Asbestfabrik seines Schwagers bestimmt. Denn die armseligen Arbeitsbedingungen der Industrie, die er als Versicherungsbeamter hier und da mildern kann, muss er jetzt im ökonomischen Interesse der Familie aufrechterhalten (auch schränkt die Extra-Arbeit seine Schreibzeit noch weiter ein).

Kafka, einst Zaungast in anarchistischen Zirkeln und Sympathisant der sozialdemokratischen „Realistenpartei“, ist abgestoßen vom „unaufhörlichen Lärm der Transmissionen“. Von der Verachtung gegen die Arbeiterinnen, die hinter dem Fabriktor keine „Menschen“ mehr sind („Man grüßt sie nicht,

## ER VERFÜHRT DIE FREUNDIN

## MIT NICHTS ALS WORTEN



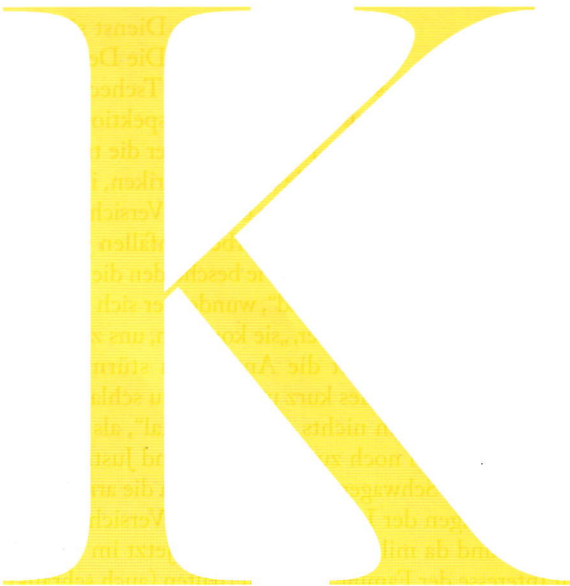
man entschuldigt sich nicht, wenn man sie stößt“). Er sieht sich aber außerstande, etwas daran zu ändern. Aus dem Alltag der Befehlshaber kann er immerhin die grotesken Zutaten für seine Erzählungen schöpfen, und deren tiefschwarze Komik. Autoritäten überlädt er in seinen Texten mit Machtfülle, bis sie ins Wanken geraten. Schließlich reicht ein kleiner Ruck, ein Stolpern – und aus der geordneten Welt wird eine absurde.

So ist auch der „Prozess“ nicht zuletzt ein komisches Buch. Wenn Kafka im Freundeskreis ein frisches Kapitel vorträgt, muss er, wie Max Brod sich erinnern wird, manchmal derart lachen, dass er „weilenweise nicht weiterlesen“ kann.

Auch die Zuhörer amüsieren sich „ganz unbändig“, wenn sie von Richtern hören, die Pornohefte studieren statt Paragrafen, und von Henkern, die aussehen wie fette Tenöre; wenn in der Decke des Wartesaals für die Angeklagten ein Loch klafft, aus dem manchmal das Bein eines Verteidigers ragt, oder wenn ein Gerichtsbeamter so lange Advokaten die Treppe hinabwirft, bis er müde wird. Doch gerade in dieser Traumlogik, die nur ihren eigenen Gesetzen folgt, spiegelt Kafka die Willkür, die den wahren Schrecken der Macht ausmacht.

Mit dem Pokerface eines Buster Keaton irren Kafkas Helden durch diese taumelnden Welten. Auch der Bankbeamte Josef K. forscht verzweifelt nach einer Möglichkeit, „wie man außerhalb des Prozesses leben könnte“. Er sucht nach Verbündeten gegen die ungreifbare Kraft, die sein Leben in ihrer Gewalt hält – und er sucht sie „besonders bei Frauen“, wie ihm ein Gerichtsgeistlicher kopfschüttelnd vorwirft.

„Die Frauen“, hält Josef K. dem Kleriker entgegen, „haben eine große Macht.“



Kafka selbst hat mit Frauen nicht viel Glück. Mit knapp 30 Jahren bekennt er, erst einmal wirklich geliebt zu haben – einen Kurschatten in einem Sanatorium. Seine erotischen Erfahrungen gewinnt er eher aus Prager Nachtbars, die er regelmäßig mit dem Freund Max Brod durchstreift. Oft be-

sucht er auch eines der drei Dutzend Bordelle oder eine der 6000 Straßendirnen, von denen viele in den Gassen des einstigen Judenviertels auf Kundschaft warten: Dort mischt sich das lockende Zischen der Frauen mit den Gebeten, die durch die Türen der alten Synagogen dringen.

Doch am 13. August 1912 trifft er jene Frau, die sein Leben für die nächsten fünf Jahre in Bann halten wird.

Sie ist zu Besuch in der Wohnung seines Freundes Max Brod, und es ist nicht Schönheit, die ihn blendet – „wie ein Dienstmädchen“ wirkt die neue Bekannte vielmehr auf ihn. Im Gedächtnis bleibt ihm ihr „knochiges leeres Gesicht“, ihre „fast zerbrochene Nase“, ihr „blondes, etwas steifes, reizloses Haar“ und ihr „starkes Kinn“. Dennoch fasst er, noch während er Platz nimmt, „ein unerschütterliches Urteil“. Und als er wieder an den Schreibtisch zurückkehrt, wähnt er sich schon „unter dem Einfluss des Fräuleins“.

Denn Felice Bauer, 24 Jahre alt, Prokuristin einer Berliner Grammophonfirma und für ein paar Tage zu Besuch in Prag, erfüllt keine der Rollen, die das Patriarchat den Frauen anbietet – sie ist weder Mutter noch Hure, weder Heimchen noch Femme fatale. Zwar wohnt auch sie, wie Kafka, noch bei ihren Eltern. Doch sie hat Erfolg in einer Männerdomäne, und ins Gespräch der Literaten steigt sie mit einem Selbstbewusstsein ein, das Kafka sofort „zum Seufzen“ fasziniert.

Dass er gerade ein Exemplar der Zeitschrift „Palästina“ dabei hat, dient ihm zum Vorwand, Felice noch am selben Abend zu einer gemeinsamen Reise ins Heilige Land zu überreden – und zu seiner Überraschung willigt sie ein.

Spät in der Nacht begleitet Kafka sie zum Hotel „Zum blauen Stern“, und am nächsten Tag nimmt die Besucherin den Zug zurück nach Berlin. Sieben Monate und elf Tage wird er sie nicht wiedersehen.

Mit einer ganzen Armee von Briefen erschreibt sich Kafka nun Felices Liebe. Jeden Tag schickt er ihr ein Schreiben, oft zwei, manchmal auch drei. Er lockt und wirbt – und hält sich die Umworbene zugleich vom Leib. Er verführt, lässt seinen Charme spielen, beteuert: „Liebste mein Gott wie lieb ich dich“ – und macht sich zugleich klein, zelebriert sein Scheitern, malt fast genussvoll die Nichtwürdigkeit seines Büroalltags aus. Doch er tut es in einer solchen Sprache, mit einer solchen Musikalität, einer derart berückenden Bilderkraft, dass Felice den Briefwechsel mit dem schönen, seltsamen Heiligen trotz allen Befremdens nicht abbricht.

Von Palästina ist nicht mehr die Rede. Dafür zerzt er Felice nun in ein Magnetfeld aus Anziehung und Abstoßung; in einen Wechselstrom, der keine Körper als Medium braucht. Kaum zwei Monate werden sie in den fünf Jahren ihres virtuellen Flirts zusammen verbringen. Immer wieder entzieht er sich Felices inzwischen erwachtem Drängen, ihn wiederzusehen: Er habe zu tun, schreibt er dann.

Im März 1913 schlägt er selbst ein Treffen an den Ostertagen vor – und bekommt erneut kalte Füße. Während er schon im Zug nach Berlin sitzt, erhält Felice seinen kurz zuvor abgeschickten Brief: „Noch immer unentschieden.“

Und als sie sich endlich sehen, bei einem zweistündigen Spaziergang im Grunewald, stellen sie fest, dass sie einander vollkommen fremd sind: Nur in der Schrift scheint ihre Nähe



Bestand zu haben. Umso erstaunlicher, dass Franz dennoch Felice im Juni einen Heiratsantrag macht.

In diesem Antrag entfaltet Kafka das ganze Paradox seines Werbens: Er bittet sie, seine Frau zu werden – und redet ihr zugleich ein, dass sich angesichts seiner vielen Fehler und Mängel ein Jawort eigentlich „aufs Strengste“ verbiete. Als Felice den Antrag trotz aller Selbstanklagen annimmt, kratzt Kafka noch die letzten Argumente gegen sich selbst zusammen, beschreibt seine „lange knochige Hand mit den Fingern eines Kindes und eines Affen“ und prophezeit der Umworbenen ein „klösterliches Leben an der Seite eines verdrossenen, traurigen, schweisgsamen, unzufriedenen, kränklichen Menschen“.

Ein unlösbarer Zwiespalt. Er klafft zwischen Kafkas „Unfähigkeit, allein das Leben zu ertragen“ – und einer Reihe von Gründen, die er sich aufzählt. Etwa: Zum Schreiben brauche er Einsamkeit. Auch habe er wohl „Angst vor der Verbindung, dem Hinüberfließen“. Und schließlich: Als Jungeselle könne er vielleicht einmal seine Stelle kündigen – „verheiratet wird es nie möglich sein“.

Das „wichtigste Ehehindernis“ aber wird er erst Jahre später offenbaren: in dem nicht abgesandten „Brief an den Vater“ aus dem Jahr 1919. Es „ist die schon unausrottbare Überzeugung, dass zur Familienerhaltung und gar zu ihrer Führung all das notwendig gehört, was ich an Dir erkannt habe“ – vor allem „Stärke und Verhöhnung des anderen“, auch „Selbstvertrauen und Unzufriedenheit mit jedem andern, Weltüberlegenheit und Tyrannei, Menschenkenntnis und Misstrauen gegenüber den meisten“.

Das klingt wie jenes Portfolio an Krafteigenschaften, das der Macht-anbeter Nietzsche (den Kafka in seiner Jugend durchaus geschätzt hat) als das „Leben selbst“ feiert – nämlich „Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung“.

Kurz: der „Wille zur Macht“.

Schon in seiner Erzählung „Das Urteil“, in der ein tyrannischer Vater den Sohn „zum Tode des Ertrinkens“ verdammt, hat Kafka beschrieben, wie die Herrschaft durch die Familienbande in den Beherrschten eindringt: Das Opfer verinnerlicht die Gewalt als Schuldgefühl und vollstreckt schließlich das Urteil an sich selbst.

In der „Verwandlung“ von 1912 führt diese Schuldphantasie gar zur körperlichen Entstellung – Gregor Samsa, der Protagonist, sieht sich eines Morgens „zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt“.

Wenige Jahre zuvor hat Sigmund Freud die bürgerliche Familie als Brutstätte allerlei zerstörerischer Fantasien entlarvt. Zwar ist Kafka kein Freudianer – doch die Lehren der Psychoanalyse sind ihm nicht fremd. In der Avantgarde-Zeitschrift „Die Aktion“, die er regelmäßig in Kaffeehäusern liest, stößt er auf Beiträge des skandalumwitterten Berliner Psychiaters Otto Groß, der die Lehre des Wiener Pioniers als Beitrag zum Sturz der autoritären Vaterordnung versteht – ein Anliegen, das Kafkas eigenen Kämpfen sehr entgegenkommt.

Auch Groß glaubt, „dass in der Familie der Herd aller Autorität liegt“, die „jede Individualität in Ketten schlägt“. 1917 wird der Berliner Psychiater Franz Kafka das Projekt einer Zeitschrift mit dem Titel „Blätter zur Bekämpfung des Machtwillens“ antragen – eine Kriegserklärung an den Vater im eigenen Ich. Ein Plan, der dem Dichter (auch wenn die Zeitschrift nie erscheinen wird) „längere Zeit hindurch verlockend“ erscheint: Er ahnt darin das „Feuer einer gewissen persönlichen Verbundenheit“.

Ist es ein Wunder, dass die Familie, die er als Matrize der Gewalt erkennt, für ihn als Lebensmodell nicht taugt? Dass er keine Lust hat, dem tragischen „Familienroman“, von dem Sigmund Freud spricht, ein weiteres Kapitel hinzuzufügen? So sehr widerstrebt ihm diese Institution, dass ihn der Anblick ihres Symbols, des elterlichen Ehebetts, noch mit 33 Jahren „bis nahe zum Erbrechen reizen“ wird.

Felice aber lässt sich nicht beirren – selbst als Kafka ihr im September 1913 schreibt: „Wir müssen Abschied nehmen.“ Sie schaltet ihre Freundin Grete Bloch als Vermittlerin ein, die schließlich erreicht, dass die widerspenstigen Liebenden einander wieder näherkommen. Im Juni 1914 kommt es in Berlin tatsächlich zur Verlobung, und Kafka fühlt sich „gebunden wie ein Verbrecher“.

Dabei ist nicht nur die Feier für Kafka eine „Folterung“. Immer schärfer scheinen jetzt die Konturen auf, die eine solche Ehe annehmen kann. Schon die Wohnungseinrichtung, die Felice vorschwebt, ist für Kafka ein Bild bürgerlicher Erstarrung: „schwere Möbel, die, einmal aufgestellt, kaum mehr wegzubringen“ scheinen. „Die Kredenz bedrückte mir die Brust“, erinnert er sich an einen Einkaufsbummel, „ein vollkommenes Grabdenkmal oder ein Denkmal Prager Beamtenlebens“.

Kafka gerät wieder einmal in Panik. Und überhäuft mit seinen Zweifeln Grete Bloch – die keinen Ausweg mehr sieht, als Felice von diesen defätistischen Anwandlungen zu unterrichten.

Am 12. Juli stellt Felice Kafka im Berliner Hotel „Askanischer Hof“ zur



Die Prager  
Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt, für die  
Franz Kafka als Jurist  
arbeitet – und die er als  
»Hölle« empfindet



Rede; für Franz ist es der „Gerichtshof“. Zeuginnen der Anklage sind Grete Bloch und Felices Schwester Erna. Das Urteil lautet: Lösung der Verlobung. Der gemeinsame Sommerurlaub an der Kieler Bucht platzt, Kafka reist allein an die Ostsee. Vom Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien, das den Weltkrieg einläutet, erfährt er in einem dänischen Kurbad.

Wie arrangiert sich Kafka mit diesem Krieg, diesem extremen Auswuchs menschlicher Machtgier? Zunächst hat es den Anschein, als tauche er unter der Geschichte hindurch: in „die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens“, die „alles andere ins Nebensächliche“ rückt. Zwar nimmt er die Massenaufmärsche zur Kenntnis – die Nachricht vom Kriegsausbruch selbst aber quetscht er in Kleinstschrift an den unteren Rand einer Tagebuchseite: „Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. Nachmittag Schwimmschule.“

Folgenreicher scheint sein Abschied von den Eltern: Er zieht in ein Haus, das ihm seine Schwester Valli überlassen hat, und entkommt so zum ersten Mal der Fuchtel des Vaters. Zudem versetzt ihn die Arbeit am „Prozess“ nun in Rauschzustände: „Kafka wie in Ekstase“, notiert Max Brod.

„Ich schreibe seit ein paar Tagen“, notiert Kafka hoffnungsvoll im Tagebuch, „möchte es sich halten.“ Und frohlockt: „Mein regelmäßiges, leeres, irrsinniges jungesellenmäßiges Leben hat eine Rechtfertigung.“

Doch auf den Rausch folgt der Kater. Am 29. August ist ihm ein Kapitelschluss „misslungen“; einen Tag später fühlt er „allzu sehr die Grenzen meiner Fähigkeit“. Manchmal schreibt er „in gänzlicher Hilflosigkeit kaum zwei Seiten“, dann nur „wenig und schwächlich“. Am 15. Oktober bilanziert er „14 Tage gute Arbeit, zum Teil vollständiges Begreifen meiner Lage“. Und am 1. November: „Gestern nach langer Zeit ein gutes Stück vorwärtsgekommen, heute wieder fast nichts.“

Immer wieder überfällt ihn „vollständige Gleichgültigkeit und Stumpfheit“ – seine Kreativität ein „ausgetrockneter Brunnen, Wasser in unerreichbarer Tiefe und dort ungewiss“. Im Februar 1915 bricht er die Arbeit am „Prozess“ ab.

Und auch der Krieg schleppt sich dahin. Statt kaisertreu jubelnd vor dem Altstädter Rathaus stehen die Prager jetzt Schlange vor den Lebensmittelläden. In einem Jahr Krieg steigen die Preise auf das Drei- bis Vierfache; im April 1915 wird das Brot auf 140 Gramm pro Person und Tag rationiert. Doch von einst 300 Bäckereien sind bereits 280 geschlossen. Und selbst wer noch Ware findet, wird mit „Kriegsbrot“ aus gestrecktem Mehl abgepeist.

Und gerade in diesen bleiern Tagen gaukelt der Krieg, den er bei seinem Ausbruch verachtet hat, dem Schriftsteller im Wartestand eine paradoxe Alternative vor. Lebt vielleicht im Feld, in der Gleichheit vor dem Tod, jene Art von Gemeinschaft, welche die überkommenen Hierarchien wenigstens vorläufig suspendiert? „Weil der Krieg die Aufhebung der verhassten bürgerlich-familiären Ordnung zu ermöglichen scheint“, mutmaßt der Literaturwissenschaftler Peter-André Alt, „wird er auch von Kafka zum Loslösungserlebnis verklärt“: ein symbolischer Vätermord, der nur den Nachteil habe, „dass er die Söhne zuerst in den Tod“ reiße.

Mittlerweile, glaubt Kafka, leide er am Krieg „am meisten dadurch, dass ich noch nicht selbst dort bin“. Als eine Musterung im Juni 1915 ihn für tauglich erklärt, schöpft er Hoffnung – und wird gleich darauf enttäuscht, als die Versicherung ihn für unabhkömmlich erklärt und seine Freistellung erwirkt. Auch eine zweite Musterung im Juni 1916, die ihn erneut für kriegsfähig befindet, bringt ihn nicht an die Front: Wieder vereitelt der Einspruch seines Arbeitgebers den erlösenden Ausbruch. Kafka bleibt nur die Erinnerung an die Anprobe seiner Soldatenstiefel, in denen er für einen Augenblick lang „ein anderer Mensch“ war.

Dabei bleibt dem Versicherungsbeamten das Elend auf den Schlachtfeldern nicht dauerhaft verborgen. Denn zu seinen Pflichten gehört es bald auch, die Versorgungsansprüche der Kriegsverletzten zu prüfen – all der Verstümmelten und Entstellten, der traumatisierten „Zitterer und Springer“, die mit leerem Blick und zerrütteter Psyche durch Prager Straßen irren.

So schwer bedrückt ihn dieser Jammer, dass er einen Spendenaufruf für eine „Krieger- und Volksnervenheilanstalt“ verfasst: „Unübersehbares Elend wartet hier auf Hilfe.“

Und je näher ihm die Opfer des Krieges rücken, desto dringlicher rückt ihm ins Bewusstsein, was er immer schon wusste: die „Verwüstung“, welche „die Gewalt in der Seele des Täters und des Vergewaltigten anrichtet“.

Endlich verzichtet er auf die Erlösung im Kampf. Und wendet sich wieder dem Schreiben zu – das in den Kriegsjahren gefährlich ins Stocken geraten ist: Bis auf den kurzen Text „Der Kübelreiter“ hat Kafka nichts zu Ende gebracht.

Er macht auch einen weiteren Versuch, mit Felice Richtung Heirat zu steuern: Anfang Juli 1917 feiert das Paar in Prag zum zweiten Mal Verlobung.

Doch jetzt ist es Kafkas Körper, der gegen die Hochzeit zu rebellieren scheint. Jahre der Schlaflosigkeit, der Kopfschmerzen und nervösen Beschwerden haben ihn mürbe gemacht. In der Nacht auf den 13. August 1917, gegen vier Uhr

## ALS KAFKA STIRBT, KENNT FAST NIEMAND SEIN WERK



morgens, schüttelt ihn ein Bluthusten. Die Ärzte bestätigen den ersten Verdacht: Tuberkulose.

Eine „Lungenwunde“, so grübelt Kafka, deren oberflächliche „Entzündung“ sich womöglich in der Beziehung zu Felice spiegelt – deren „Tiefe“ aber in dem gründet, was er „Rechtfertigung“ nennt: dem Ausgeliefertsein an ein unsichtbares Gericht. Und vielleicht ist es genau das, was er im „Prozess“ beschrieben hat.

Nach vierwöchigem Schweigen weiht Kafka Felice in Prag in die Diagnose ein und bittet sie erneut um Auflösung der Verlobung. Am 27. Dezember bringt er sie zum Zug nach Berlin. Er wird sie niemals wiedersehen.

Mit seiner Schwester Ottla zieht Kafka für ein halbes Jahr in ein böhmisches Dorf. Sporadisch kehrt er in die Versicherung zurück, immer wieder muss er sich in Sanatorien erholen. Er beginnt wieder mit größerem Eifer zu schreiben, verfasst Erzählungen wie „Ein Hungerkünstler“ und „Ein Bericht an die Akademie“, arbeitet an dem Roman „Das Schloss“.

Er geht sogar wieder Beziehungen zu Frauen ein – mit der lebenslustigen Schusterstochter Julie Wohryzek, der Übersetzerin Milena Jesenská, der jungen Dora Diamant, Helferin in einem Ferienheim an der Ostsee, wo Kafka Erholung sucht. Doch eine Zukunft haben diese Lieben nicht mehr.

Im Frühjahr 1924 frisst sich die Krankheit zu Kafkas Kehlkopf vor. Der Schriftsteller liegt in einem Sanatorium bei Klosterneuburg in Niederösterreich, er kann kaum noch sprechen, und gegen die Schmerzen beim Schlucken und Atmen helfen nur immer höhere Dosen Morphium.

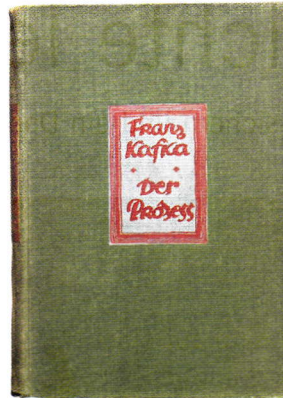
Am 3. Juni bittet er einen Freund um die Erlösung: „Töten Sie mich, sonst sind Sie ein Mörder.“ Gegen Mittag macht er seinen letzten Atemzug.

Es ist, als habe das Gift der Macht, das Kafka wie ein Immunologe auf der Suche nach dem Impfstoff schreibend durch den eigenen Kreislauf geschickt hat, den Kampf gegen seine Abwehrkräfte gewonnen.

Auch im „Prozess“ ist es ja Josef K. selbst, der halb bewusst, halb unbewusst seine Henker bestellt: „Schwarz angezogen“ wartet er auf ihr Erscheinen, „in der Haltung, wie man Gäste erwartet“.

Die beiden Herren in Gehrock und Zylinder führen ihn ab – und es entspinnt sich ein schauriger Tanz durch die Stadt. Josef K. gibt selbst die Richtung vor. Und Mörder und Opfer sind verschlungen zu einer „Einheit, dass wenn man einen von ihnen zerschlagen hätte, alle zerschlagen gewesen wären“, eine „Einheit, wie sie fast nur Lebloses bilden kann“.

Wie einträchtig tanzt das Trio über Gassen und Plätze, über die mondbeschiedene Moldaubrücke und die Schützeninsel, den Laurenziberg bis hinauf zu den Strahover Steinbrüchen. Dort zieht einer der Herren „ein langes dünnes beider-



Eine Parabel über Macht und die Mithilfe des Einzelnen an seiner eigenen Unterdrückung: Der unvollendete »Prozess« erscheint posthum 1925 (Einband der Erstausgabe)

seitig geschärftes Fleischermesser“ hervor, und „K. wusste jetzt genau, dass es seine Pflicht gewesen wäre“, das Messer „selbst zu fassen und sich einzubohren“.

Doch er zögert – und so packt ihn einer der Henker an der Gurgel, „während der andere das Messer ihm ins Herz stieß und zweimal dort drehte“.

K. fühlt nicht Zorn, sondern nur Scham über diesen Tod – und „es war, als sollte die Scham ihn überleben“.

Das Zeugnis von Kafkas innerem Kampf mit der Macht aber wird nicht in Schande überdauern, sondern im Triumph. Keine zehn Monate nach Kafkas Tod erscheint der Roman „Der Prozess“, den Kafka hartnäckig als „künstlerisch misslungen“ abgetan hat. Anstatt das wirre Konvolut aus Bündeln und Einzelblättern, aus fertigen und halbfertigen Seiten zu verbrennen, wie Kafka es sich erbeten hatte, hat es sein Freund Max Brod geordnet, lektoriert und zum Druck eingerichtet.

Zwar bleibt der Mann aus Prag lange Zeit ein Geheimtipp unter Kennern. Während Kollegen wie André Gide, Hermann Hesse, Heinrich und Thomas Mann ihn schon als „nur mit den Größten vergleichbaren Romancier“ feiern, hält sich das Publikum zurück – sechs Jahre nach dem Erscheinen landen die Reste der kleinen Erstauflage von 3000 Exemplaren in Berlin auf dem Ramsch. Und die zweite Ausgabe von 1935 verendet noch im selben Jahr auf der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ der nationalsozialistischen Gleichschalter.

Doch nach 1945, als der blutigste Exzess der Macht vorüber ist, steigt das Buch, auf dem Umweg über das Ausland, auch in Deutschland in den Literaturhimmel auf – in die Massenaufgaben, in den Kanon, die Schulbücher, die Dissertationen und Kongresse der Germanisten. Schließlich sogar in den Duden, der 1973 das Adjektiv „kafkaesk“ („auf rätselhafte Weise unheimlich, bedrohlich“) offiziell in den deutschen Wortschatz aufnimmt.

Und so wird ausgerechnet Kafka, der Abtrünnige der Macht, der alles Große beargwöhnte, dem sogar Meer und Berge immer „zu heroisch“ waren – wird dieser Kafka zu einem Helden der Weltliteratur. ■

Jörg-Uwe Albig, 53, ist Schriftsteller („Ueberdog“) und Autor im Team von GEOEPOCHE. Er fand es reizvoll, das Leben des großen Kollegen einmal nicht als Kette von Niederlagen zu sehen, sondern als souveränes Projekt.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Rainer Stach, „Kafka. Die Jahre der Entscheidungen“, Fischer: Der erste Teil einer dreibändigen Biografie behandelt die Jahre 1910–1915. Peter-André Alt, „Franz Kafka. Der ewige Sohn“, C. H. Beck: zugleich detailreiche Lebensgeschichte und kluge Interpretation des Werks.



# Aus der Geschichte lernen.

Jetzt 6x im Jahr GEO EPOCHE frei Haus sichern und ein Dankeschön wählen. Auch zum Verschenken.

**”** GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr

*Michael Schaper*

**“**

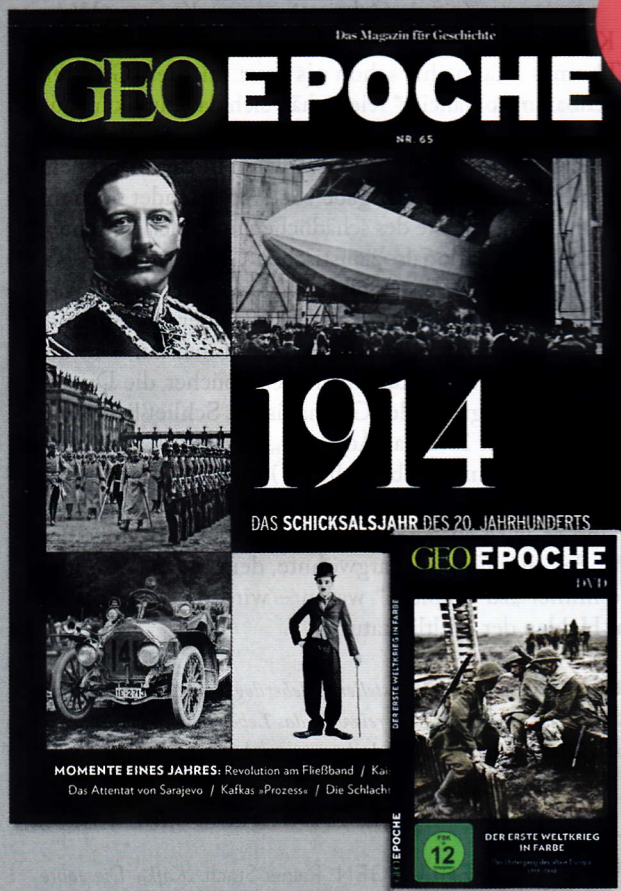


Michael Schaper,  
Chefredakteur GEO EPOCHE

**10%  
Ersparnis**

## IHRE Abovorteile

- 1 Nach-Hause-Service**  
Garantiert keine Ausgabe verpassen.
- 2 Dauerhafte Ersparnis**  
6x im Jahr 10% sparen und portofreie Lieferung.
- 3 Ohne Risiko**  
Nach einem Jahr jederzeit kündbar.
- 4 Dankeschön gratis**  
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 5 Wahlweise mit DVD**  
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.



GEO EPOCHE bestellen

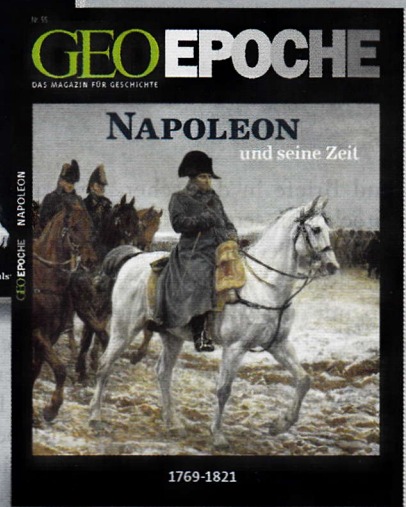
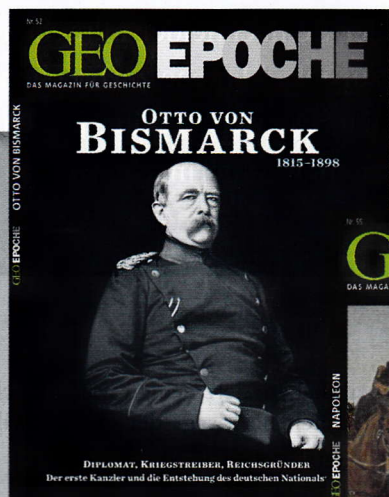
Per Post:

**Karte abschicken**

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. – siehe Karte – angeben)

**+49 (0)40/5555 89 90**





### 1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsträchtiges Wissen erleben:

- „Napoleon und seine Zeit“
- „Otto von Bismarck“ – Diplomat, Kriegstreiber, Reichsgründer



### 2. HÄUSSER-Uhr „Discovery“

Immer die Zeit im Blick:

- mit Leuchtzeigern und -ziffern,
- Datumsanzeige und Textilarmband
- Gehäuse aus Edelstahl

**GRATIS**  
zur Wahl



### 3. Reiserollentasche

Idealer Begleiter für unterwegs:

- bequemer, 2-stufiger Teleskop-Zuggriff
- aus strapazierfähigem Polyester
- Maße: ca. 55x26x35 cm

Online mit größerer Geschenkauswahl:

**[www.geo-epoche.de/abo](http://www.geo-epoche.de/abo)**

Oder einfach QR-Code mit  
dem Smartphone einscannen  
und bestellen:





# DER HERBST DER SCHÜTZENGÄBEN

Einige Monate nach dem Kriegsausbruch sind die Grausamkeiten der Schlachtfelder alltäglich geworden. Soldaten kehren mit schrecklichen Wunden von der Front zurück. Manche zerbrechen an den Bildern, die der Wahnsinn der Kämpfe in ihre Köpfe gepflanzt hat. Derweil bereitet jenseits des Atlantiks ein ehemaliger Präsident den Kriegseintritt einer neuen Supermacht vor

— Von LENKA BRANDT und JOACHIM TELGENBÜSCHER

**D**er Erste Weltkrieg ist keine zwei Monate alt, als in den USA James R. Mann, der Führer der Republikanischen Partei, den nächsten globalen Konflikt prophezeit: Da China, das „schlafende Monster der Welt“, gerade erwache und zudem auch Japan kurz zuvor seine Machtansprüche deutlich gemacht habe, so Mann am 1. Oktober im Repräsentantenhaus, sei ein Ringen zwischen Asien und den Vereinigten Staaten auf lange Sicht unvermeidlich.

In der irischen Kleinstadt Killarney sitzt Charles A. Inglis am 2. Oktober gerade beim Abendessen im „Great Southern Hotel“, als mehrere Polizisten an seinen Tisch treten. Schon länger suchen die Briten nach dem merkwürdigen amerikanischen Touristen, der immer wieder

Telegramme und Briefe in deutscher Sprache nach Stockholm sendet. Nach der Festnahme finden die Polizisten in seinem Jackett das Etikett eines Berliner Schneiderateliers mit dem wahren Namen des Besitzers: Carl Hans Lody. Fünf Wochen später wird der erste deutsche Spion, den die Briten gefasst haben, in London hingerichtet.

Während einer Erprobungsfahrt am 5. Oktober entführt ein italienischer U-Boot-Kommandant sein nagelneues Gefährt nach Korsika. Das Motiv: Er will einen Skandal auslösen und die Regierung in Rom dazu bewegen, ihre Neutralität aufzugeben und den Mittelmächten um Deutschland den Krieg zu erklären. Die Franzosen schicken das U-Boot zurück, und der Kommandant wird in Italien angeklagt – aber freigesprochen. Im Mai 1915 erklärt Italien Österreich-Ungarn den Krieg.

Die Pariser Couturiers zeigen ihre Herbstkreationen, darunter Abendkleider aus pfauenblauem Samt mit pinkfarbenen Rosen sowie goldbestickte Brokatroben mit Borten aus Maulwurfsfell.

Am 12. Oktober fährt der Autor Hermann Hesse mit dem Zug nach Konstanz. An allen Bahnhöfen warten Mädchen, Frauen und Sanitäter mit Kaffee, Brot, Bouillon und Kirschegeist, um Verwundete zu stärken. Hesse teilt sich sein Abteil mit zwei gut gelaunten Soldaten, die ihre Verletzungen in der Heimat aus-

geheilt haben. „Jetzt gang i wieder noch Frankreich nei“, sagt der eine, „i will gucke, was se mache, die Kerle.“

Bei einem Überschuss von 75 Löwen, 45 Tigern, 70 Eisbären, 100 Hyänen und 67 Elefanten wird im Hamburger Hagenbecks Tierpark das Futter knapp. Eigentlich hätten die Tiere längst in Zoos in den USA, Frankreich und England sein sollen. Doch wegen des Krieges können sie nicht ausgeliefert werden.

Am 17. Oktober greift ein Mob in London deutsche Geschäfte an: 20 Fleischerien, Bäckereien und Kneipen werden zerstört. Einer der Metzger hatte in seinem Schaufenster ein Porträt Wilhelms II. ausgestellt.

Die britische Armee streicht am 30. Oktober zwei der höchsten Offiziere von ihrer Liste: den österreichischen Kaiser Franz Joseph und den deutschen Monarchen Wilhelm II. Beide trugen bis dahin den Titel eines englischen Feldmarschalls ehrenhalber.

In einer Rede an der US-Eliteuniversität Princeton verkündet der frühere Präsident Theodore Roosevelt, die Mittelmächte beabsichtigten die Eroberung San Franciscos und New Yorks: Er habe entsprechende Pläne gesehen. Um einer Invasion vorzubeugen, so der ehemalige Offizier, müsse Amerika nun dringend seine Rüstungsbemühungen verstärken.



Anfang Dezember erobern Rebellen um Pancho Villa (Mitte) und Emiliano Zapata (mit Hut) Mexiko-Stadt





Carl Hans Lody ist der erste deutsche Spion des Krieges, der von den Briten festgenommen wird

Am 3. November tötet sich der österreichische Dichter Georg Trakl in einem Krakauer Militärhospital mit einer Überdosis Kokain. Im September hat der 27-Jährige in Galizien seine erste Schlacht miterlebt. Als Sanitäter musste er 90 Verwundete allein versorgen und sah mit an, wie sich einer der verletzten Soldaten das Leben nahm. Trakl brach zusammen, wurde eingewiesen. In seinem letzten Gedicht schrieb er: „Sterbende Krieger, die wilde Klage/Ihrer zerbrochenen Mäuler“.

Auf einem Schlachtfeld in Frankreich schenkt Mitte November ein deutscher Kommandeur einem britischen Offizier sein Eisernes Kreuz. Der Brite hatte einen verwundeten deutschen Soldaten, der hilflos auf dem Schlachtfeld lag, zu den deutschen Schützengräben getragen. Doch bald nach seiner Rückkehr zu den eigenen Stellungen stirbt der Brite – an den deutschen Kugeln, die ihn zu Beginn seiner Rettungsaktion getroffen hatten.

In einem Lazarett unweit des Zarenpalasts von Zarskoje Selo arbeiten Russlands ungewöhnlichste Krankenschwestern: die Zarin Alexandra und ihre zwei ältesten Töchter. Jeden Morgen um zehn Uhr beginnen die adeligen Damen ihren Dienst, erneuern verletzten Soldaten die Verbände, assistieren bei Operationen.

Nachdem der Mantel seiner Uniform von einer Granatkartätsche zerfetzt wurde, verlässt der Marquess von Anglesey,

einer der reichsten Männer Englands, am 18. November seinen Posten an der Front in Frankreich und reist zurück in die Heimat. Für zwei Tage quartiert er sich im Londoner Hotel „Ritz“ ein, bis sein persönlicher Schneider sein Werk vollendet hat und Anglesey zu seinem Regiment zurückkehren kann – mit zwei neuen Mänteln von bester Qualität.

Die sozialistische Partei Italiens schließt am 24. November den 31-jährigen Benito Mussolini aus, weil der entgegen der Parteilinie einen Kriegseintritt Italiens fordert. Enttäuscht von den Sozialisten, wendet sich Mussolini gegen Ende des Krieges dem Faschismus zu.

Der Krieg sei bald zu Ende, verkündet ein Mitglied des britischen Generalstabs in London. Noch vor dem Pferderennen von Ascot im Juni 1915 würden die Truppen wieder zu Hause sein: Die deutschen Kräfte an der Westfront seien erschöpft.

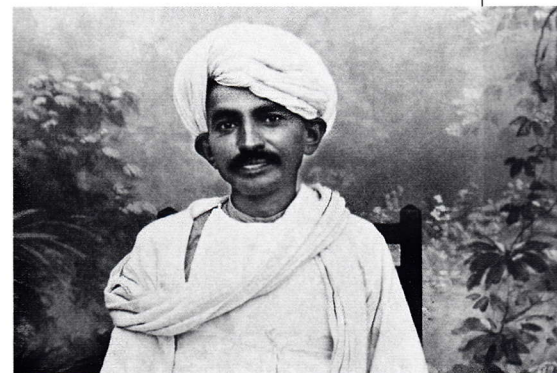
Die mexikanischen Rebellenführer Pancho Villa und Emiliano Zapata ziehen am 6. Dezember in Mexiko-Stadt ein und posieren für Fotografen im Präsidentenpalast auf prunkvollen Stühlen. Doch die blutigste Phase der mexikanischen Revolution steht noch bevor, denn die beiden haben sich mit einem dritten Anführer des Aufstands zerstritten, die einstigen Verbündeten bekämpfen sich mittlerweile gegenseitig.

In Stockholm erhält der deutsche Wissenschaftler Max von Laue am 10. Dezember den Nobelpreis für Physik. Ein Friedensnobelpreis wird dagegen erstmals nicht vergeben.

Am Morgen des 16. Dezember manövrieren deutsche Kriegsschiffe durch englische Minenfelder in der Nordsee und nehmen Kurs auf die britische Küste. Vor dem Seebad Scarborough eröffnen zwei Schlachtkreuzer das Feuer,

schießen 30 Minuten lang aus allen Rohren. Vermutlich wollen sie eine Funkstation zerstören, aber viele Granaten explodieren in Wohngebieten. Andere Schiffe der Flotte beschießen zeitgleich eine weitere Küstenstadt. Insgesamt sterben an diesem Tag 137 Menschen, rund 600 werden verletzt.

Im „Westminster Palace Hotel“ in London wird am 18. Dezember eine Abschiedsfeier für Mahatma Gandhi ge-

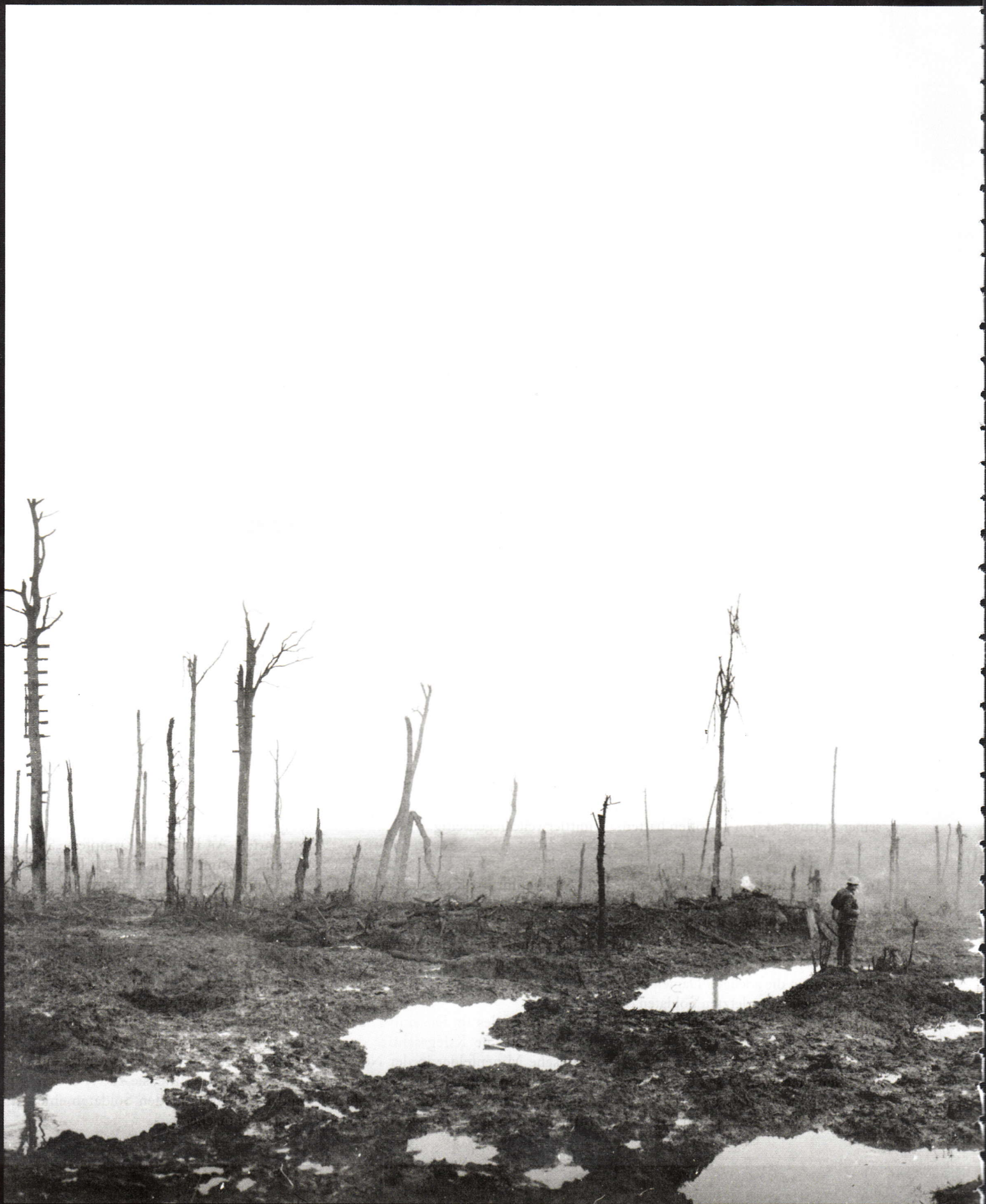


Der Rechtsanwalt Mahatma Gandhi plant seinen Kampf für die Unabhängigkeit Indiens von den Briten

ben. Am Tag darauf bricht der indische Freiheitskämpfer und Rechtsanwalt, der zuvor lange in Südafrika gelebt hat, in seine Heimat auf, um dort eine Kampagne für die Unabhängigkeit Indiens zu starten. An Bord des Dampfers „SS Arabia“ beginnt er, Bengali zu lernen, eine Sprache des Subkontinents, die er noch nicht beherrscht.

In der Woche vor dem Heiligen Abend sammelt ein Hilfskomitee in Frankreich rund 500 000 Weihnachtsgeschenke für die Soldaten an der Front. Ein junges Mädchen aus Lothringen schneidet sich die Haare ab und sendet die blonden Locken mit der Bitte, sie zu verkaufen und mit dem Erlös den Soldaten eine Freude zu machen. ●



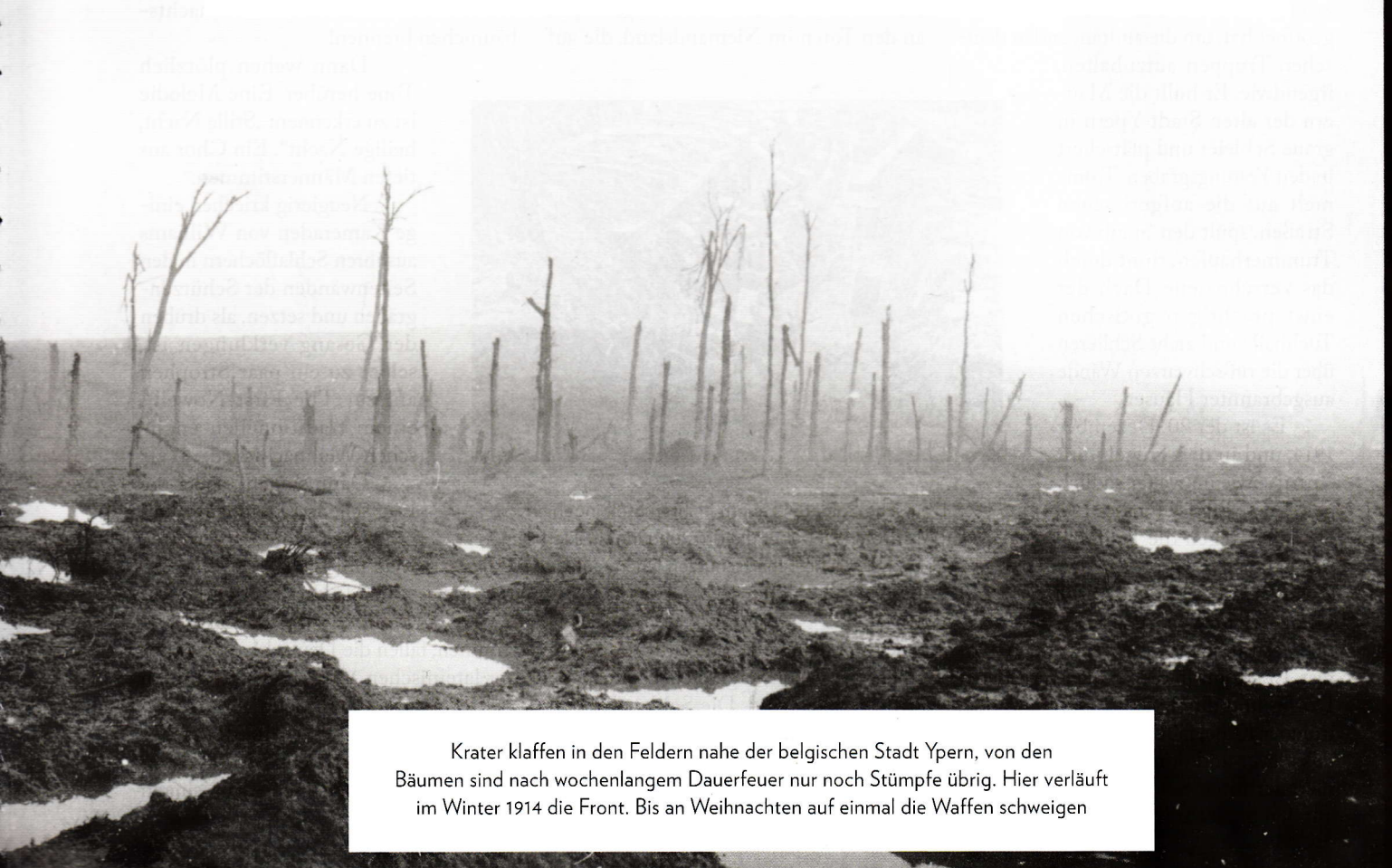




# UND PLÖTZLICH: FRIEDEN

Fünf Monate nach Ausbruch des Weltenbrandes sind die Fronten erstarrt, die Soldaten in ihren Schützengräben gefangen. Da wehen am Heiligen Abend unversehens Weihnachtslieder über die Schlachtfelder in Flandern, Kämpfer wagen sich aus ihren Stellungen. Und es beginnen die seltsamsten Stunden dieses Krieges

— Von ULRIKE RÜCKERT und JOACHIM TELGENBÜSCHER



Krater klaffen in den Feldern nahe der belgischen Stadt Ypern, von den Bäumen sind nach wochenlangem Dauerfeuer nur noch Stümpfe übrig. Hier verläuft im Winter 1914 die Front. Bis an Weihnachten auf einmal die Waffen schweigen



# E

Es regnet in Flandern. Unaufhörlich, Tag um Tag. Der Regen prasselt auf die überschwemmten Wiesen an der Kanal-küste – hier, wo die belgische Armee vor zwei Monaten die Fluttore der Deiche geöffnet hat, um die andrängenden deutschen Truppen aufzuhalten, irgendwie. Er hüllt die Mauern der alten Stadt Ypern in graue Schleier und plätschert in den Festungsgraben. Trommelt auf die aufgerissenen Straßen, spült den Staub von Trümmerhaufen, rinnt durch das zerschossene Dach der einst prächtigen gotischen Tuchhalle und zieht Schlieren über die rußschwarzen Wände ausgebrannter Häuser.

Es ist der 20. Dezember 1914, und in den Hügeln um Ypern sowie im weiter südlich gelegenen Tal des Flusses Lys lässt der Regen die Feldgräben überlaufen, tropft von den Zweigen der Hecken, füllt Granattrichter bis zum Rand und verwandelt die Äcker in zähen Morast. Er strömt in die Ruinen verlassener Dörfer und durchnässt das Fell umherirrender Kühe, fällt auf aufgeblähte Pferdekadaver und durchweicht die Uniformen der toten Soldaten, die unbeerdigt auf den Schlachtfeldern verwesen.

Wochenlang ist hier erbittert gekämpft worden, haben die Deutschen mit aller Macht versucht, die feindlichen Stellungen zu durchbrechen und doch noch nach Paris vorzustößen, wie es ihr Plan war. Wochenlang haben sich Franzosen, Belgier und Briten den Angreifern entgegengestemmt. Jetzt hat sich der Krieg in Flandern festgefressen: Nördlich von Ypern beginnen die Schützengräben, die sich in zwei mäandernden Linien 720 Kilometer weit bis zur Schweizer Grenze winden. Die Westfront ist erstarrt.

Zu Weihnachten würden sie siegreich wieder zu Hause sein, hatten die Soldaten geglaubt, auf beiden Seiten. Stattdessen sitzen sie nun im Schlamm der Schützengräben. Das Wasser flutet von oben herein und quillt von unten aus dem Boden, die vollgesogene Lehmerde ist weich wie Brei. Grabenwände brechen ein, die Schlaflöcher sind feucht, kniehoch stehen die Männer im Matsch.

Ihre Füße in den nassen Stiefeln sind geschwollen und taub, die Kleider niemals trocken. In der braungelben Brühe schwimmen Ratten, fettgefressen an den Toten im Niemandsland, die auf



Deutsche Soldaten kauern in ihren Stellungen an der Westfront. Wer über die Brüstung lugt, riskiert sein Leben: Feindliche Scharfschützen lauern auf Opfer

einer nächtlichen Patrouille oder bei einem der vielen vergeblichen Sturmangriffe gefallen sind. Die Soldaten sehen die Leichen nicht, denn wer den Kopf über die Grabenkante hebt, ist ein gutes Ziel für die lauernenden Scharfschützen. Aber sie riechen die Kadaver.

Wie Gefangene in einem Verlies hocken die Kämpfer in ihren Stellungen, umgeben vom Gestank der verwesenden Toten und ihrer eigenen Exkreme. Ihren Feinden sind sie dabei oft so nah, dass sie sich über das Niemandsland hinweg Schimpfworte zurufen können.

Dann plötzlich, am 24. Dezember, hört der Regen auf. Die Wolken zerreißen. Abends ist es bitterkalt – und still. Am Himmel glitzern die Sterne.

Im Graben der London Rifle Brigade, die ein Wäldchen südlich von Ypern verteidigt, steht Graham Williams Wache. Noch als alter Mann wird er sich daran erinnern. Sein schlammverschmierter Mantel ist brett hart gefroren. Er denkt an Weihnachten zu Hause. Die Girlanden aus Stechpalmen, mit denen seine Familie die Zimmer schmückt. Den Rumpunsch, den sein Vater braut.

Verschanzt hinter einer Sandsackbarriere, starrt Williams in das öde, stille Land. Da flackern unversehens kleine Lichter an der Brüstung des deutschen Grabens auf. Hell leuchten sie in der klaren Luft: Kerzen, die an Weihnachtsbäumchen brennen!

Dann wehen plötzlich Töne herüber. Eine Melodie ist zu erkennen: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ein Chor aus tiefen Männerstimmen.

Neugierig kriechen einige Kameraden von Williams aus ihren Schlaflöchern in den Seitenwänden der Schützengräben und setzen, als drüben der Gesang verklungen ist, selber zu ein paar Strophen an: zu „The First Nowell“, einem traditionellen englischen Weihnachtslied.

Dann singen wieder die Deutschen: „O Tannenbaum“.

Und so geht es weiter, Lied um Lied.

Als die Engländer „O Come All Ye Faithful“ antimmen, fallen die Deutschen sofort mit der lateinischen Version des bekannten Stücks ein: „Adeste Fideles“.

Am Morgen hat ein deutscher Scharfschütze noch ein Mitglied der London Rifles erschossen – nun singen alle gemeinsam.





Wenige Kilometer entfernt sind andere Soldaten noch mutiger. Als die Deutschen eine „Frohe Weihnacht“ wünschen und verkünden, an diesem Abend nicht schießen zu wollen, rufen die Gegner zurück: „Wir auch nicht.“

Dann stellen die Briten Lichter auf, Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett dienen ihnen als Kerzenständer. Bald darauf klettern einige Soldaten sogar aus dem Graben. Und wagen sich schließlich ins Niemandsland vor, den strahlenden deutschen Weihnachtsbäumen entgegen.

Etwa zur gleichen Zeit machen sich auch Deutsche auf den Weg – und bringen den Briten Geschenke mit: Süßigkeiten, Wein und Zigaretten.

„Es schien fast“, wird einer von ihnen später in einem Brief schreiben, „als wäre der Krieg vorbei.“

So beginnen an Weihnachten 1914 die wohl seltsamsten Stunden des Ersten Weltkrieges. Insgesamt werden zum Christfest etwa 100 000 Kämpfer ihre Gewehre niederlegen und sich vorübergehend mit ihren Feinden verbrüder.

Die Briten haben sich ebenfalls verschanzt – kaum 100 Meter von den Deutschen entfernt. Die Feinde sind einander so nah, dass sie sich sogar unterhalten können

Niemand kann heute mehr sagen, wo genau die spontane Waffenruhe ihren Anfang genommen hat. Zu spärlich sind die Quellen – nur einige wenige Briefe, Tagebücher und Zeitungsberichte. Vermutlich solidarisieren sich mehrere Einheiten gleichzeitig und unabhängig voneinander. Auch lässt sich nicht mehr rekonstruieren, wie sich dieser spontane Waffenstillstand von einem Abschnitt zum nächsten fortpflanzt.

Nur so viel ist klar: Das Zentrum der Verbrüderungen ist jener knapp 45 Kilometer lange Abschnitt in Flandern, an dem sich Briten und Deutsche gegenüberliegen.

So unwirklich ist das Ereignis, dass manche Kämpfer, die es nicht miterle-

ben, es später als Latrinengeruch abtun werden. Doch es gibt ihn tatsächlich: den kleinen Frieden mitten im Krieg.

Dabei haben die Mächtigen auf beiden Seiten zuvor durchaus versucht, genau so etwas zu verhindern.

**S**chon seit Beginn der Adventswochen sorgen sich die Generäle um den Kampfeswillen ihrer Männer. Sie fürchten, dass der Angriffsgeist der Soldaten leiden könnte, wenn sich die mit dem nur wenige Dutzend Meter entfernten Feind arrangieren – vor allem in den langen Phasen des Wartens. Denn es fällt viel schwerer, auf einen Gegner zu zielen, den man gut kennt.

Immer wieder haben Heere, die sich über längere Zeit nahe waren, spontane Waffenruhen verabredet – etwa im Krimkrieg oder während der napoleonischen Feldzüge in Spanien.

Wenn Soldaten untätig bleiben, so lässt am 5. Dezember Sir Horace Smith-



Dorrien, der Kommandeur des 2. Britischen Armeekorps, in einer Anweisung an seine Offiziere verkünden, „besteht die größte Gefahr für die Moral der Truppen“.

Die Soldaten könnten „in eine Letargie versinken, aus der man sie nur schwer wecken kann, wenn der Moment für große Opfer wiederkommt“.

Der erfahrene Kommandeur weiß, dass Soldaten bisweilen Kontakt miteinander aufnehmen – um unter anderem kleine Erleichterungen zu vereinbaren, wie etwa Kampfpausen während der Mahlzeiten. Und in seinem Tagebuch notiert Smith-Dorrien in diesen Tagen beunruhigende Gerüchte von der Front: „Sie rufen sich gegenseitig zu und bieten sich Dinge zum Tausch an.“

Daher schärft er seinen Offizieren noch einmal ein: „Freundlicher Umgang mit dem Feind, inoffizielle Waffenruhen, so verführerisch und gelegentlich amüsant sie auch sein mögen, sind absolut verboten.“ Solche „Fraternisierungen“ sind ein Fall für das Kriegsgericht.

Doch am 7. Dezember richtet Papst Benedikt XV. einen Appell an die Kriegsparteien: Sie sollten wenigstens während jener Tage, an denen „die Christenheit das Fest der Erlösung der Welt feiert“, die Kanonen schweigen lassen.

## »WIR DACHTEN: ARME TEUFEL, SIE SITZEN IM SELBEN DRECK WIE WIR«

*Englischer Soldat, Dezember 1914*

Alle Regierungen lehnen ab. Ein Waffenstillstand? Unmöglich.

Stattdessen hetzt General Smith-Dorrien seine Männer in sinnlose Sturmangriffe. Am 18. Dezember zerschellt ein britischer Vorstoß unter großen Verlusten bei Ypern an den deutschen Linien.

Beide Seiten setzen aber nicht allein auf Zwang, um die Kampfmoral ihrer Truppen zu sichern, sondern auch auf Großzügigkeit. Mit Geschenken versuchen sie, die Soldaten zufriedenzustimmen – und stoppen sogar für einen Tag den gesamten militärischen Nachschub,

damit die Weihnachtspakete pünktlich an die Front gelangen.

Jeder britische Frontkämpfer erhält Tabak, Zigaretten sowie eine Pfeife in einer kleinen Messingdose, die ein Bild der 17-jährigen Prinzessin Mary zielt.

Auf einer Weihnachtskarte wendet sich König George V. persönlich an seine uniformierten Untertanen: „Möge Gott Sie schützen und sicher nach Hause bringen.“

Selbst an die Nichtraucher ist gedacht: In ihren Dosen sind Süßigkeiten. Und auch von ihren Angehörigen bekommen viele Männer Leckereien, etwa einen Plumpudding, die schwer-süße britische Weihnachtsspezialität.

Der deutsche Kaiser hatte seinen Soldaten im Sommer versprochen, dass sie wieder daheim sein würden, „ehe noch das Laub von den Bäumen fällt“. Nun sorgt er zumindest dafür, dass Abertausende Pakete mit warmen Socken, Würsten und Schokolade ins Feld geliefert werden.

„Liebesgaben“ nennt die deutsche Propaganda diese Post aus der Heimat. Der Kronprinz schickt Meerschaumpfeifen, auf denen sein Porträt prangt.

Die wichtigste Sendung aber erreicht die deutschen Soldaten kurz vor Heiligabend: Tausende etwa 80 Zenti-

meter hohe Fichten, mit Kerzen geschmückt und einem Holzkreuz als Fuß.

Weil aber in den engen und verwinkelten Gräben kein Platz ist für die Weihnachtsdekoration, stellen viele deutsche Soldaten die Christbäume kurzerhand auf die schützende Brüstung ihrer Gräben und zünden die Kerzen an.

Als die Briten die leuchtenden Bäume zum ersten Mal erblicken, glauben viele anfangs an einen Trick.

Wollen die Deutschen sie täuschen? Hat das Oberkommando nicht vor einem Überraschungsangriff genau an den Festtagen gewarnt? Und wäre solche

Tücke den verhassten „Hunnen“ nicht zuzutrauen?

Tatsächlich feuern einzelne Briten auf die Weihnachtsbäume, doch am Abend des 24. Dezember siegt schließlich die Neugier über das Misstrauen.

# G

Gemeinsam singen und musizieren deutsche und britische Soldaten die ganze Nacht hindurch. Nicht immer wagen sie sich dabei ins Niemandsland vor; oft setzen sie sich auch nur auf die Brüstung ihrer Stellungen.

Deutsche Kapellen, wie sie zu vielen Regimentern gehören, spielen Weihnachtslieder. Einige Briten ziehen ihre Mundharmonika hervor. Andere fordern Volkswaisen oder ein Stück von Robert Schumann und applaudieren, als die Deutschen ihrem Wunsch nachkommen. An einem anderen Abschnitt der Front, den die Franzosen verteidigen, erklimmt ein deutscher Violinist gar den Grabenrand und spielt ungestört das „Largo“ von Georg Friedrich Händel.

„Nie zuvor“, so schreibt ein bayerischer Soldat später über diese Stunden, „war ich mir des Wahnsinns des Krieges so bewusst.“ Und ein anderer erinnert sich: „Es war eine wundervolle Nacht.“

Doch wie lässt sich dieser Vorgang erklären: dass sich Soldaten plötzlich mit jenen Männern verbrüdern, die sie zuvor wochenlang versucht haben zu töten?

Eines ist gewiss: Ohne den Wetterumschwung und den plötzlichen Frost hätte es den „Weihnachtsfrieden“ wohl nicht gegeben. Denn erst die Kälte verschafft den Soldaten jene lang ersehnte Atempause, indem sie das Elend in den überfluteten Gräben lindert. Vor allem aber macht der Frost das verwüstete Niemandsland wieder passierbar. Zudem



eint die tiefe Sehnsucht nach Ruhe die Truppen beider Seiten. In Flandern haben sich Deutsche und Briten in den Wochen zuvor bis zur völligen Erschöpfung bekämpft, wurden Tausende Soldaten von ihren Offizieren in sinnlose Sturmangriffe gejagt, ohne jede Deckung. Die Verluste waren schrecklich. Gerade die einfachen Soldaten, die am meisten gelitten haben, hoffen endlich auf eine Phase der Entspannung.

Und Weihnachten ist der Anlass, auf den sie gewartet haben. „Wir alle spürten, dass auch die *boches* Ruhe wollten“, schreibt der britische Soldat Bruce Bairnsfather (und benennt die Deutschen bei ihrem französischen Spitznamen). „Ein unbestimmtes Gefühl verbreitete sich über dem gefrorenen Sumpf zwischen den Linien, das einem sagte: Für uns alle ist Heiligabend – das haben wir gemeinsam.“

Doch der entscheidende Grund für die Fraternisierungen, vermuten Historiker heute, sind nicht Weihnachtsstimmung und Erschöpfung, sondern die hohen Verluste in den ersten Kriegsmonaten.

Jene fanatischen jungen Deutschen, die im August 1914 den Ausbruch des Weltenbrandes bejubelt haben, hätten sich vermutlich nicht mit ihren Feinden versöhnt – aber viele von ihnen sind an Weihnachten schon nicht mehr am Leben. Ihre Plätze in den Gräben haben meist ältere Reservisten eingenommen; Männer mit Familien und Lebenserfahrung, die sich nicht so leicht von der Propaganda beeinflussen lassen. Häufig sind sie es, die die Initiative ergreifen und auf die Feinde zugehen.

Allerdings stoßen längst nicht alle Avancen auf freundliche Reaktionen: So manches Friedensangebot bleibt ungehört oder wird mit MG-Feuer beantwortet. Vor allem Franzosen und Belgiern

fällt es schwer, sich vorübergehend mit jenen Männern zu versöhnen, die in ihre Heimatländer einmarschiert sind. Auch an der britischen Kampflinie sterben in der Christnacht rund 100 Soldaten.

Noch sind die Frontabschnitte, an denen auf beiden Seiten für eine Weile der Krieg vergessen wird, wenig mehr als vereinzelte Inseln des Friedens.



Französische Soldaten beobachten Weihnachten 1914, wie plötzlich feindliche Kämpfer auf sie zugehen: Die Deutschen wagen sich aus ihren Stellungen



Treffen im Niemandsland: Mitten in der Todeszone zwischen den gegnerischen Linien posieren am Ersten Weihnachtsfeiertag sächsische und britische Soldaten

Am Ersten Weihnachtsfeiertag geht die Sonne über einer weiß glitzernden Landschaft auf. Raureif überzieht die Stacheldrahtverhaue, dünner Frühnebel schwebt über dem Boden.

Dass sie in der Nacht mit ihren Feinden Weihnachtslieder gesungen ha-

ben, erscheint manchen Soldaten nun, da sie aus ihren Wolldecken kriechen, zunächst wie ein wirrer Traum.

In den Gräben am Ploegsteert-Wald, wo sich Graham Williams wenige Stunden zuvor über die deutschen Christbäume gewundert hat, recken sächsische Infanteristen ihre Köpfe über die Brüstung. Auf der anderen Seite lugen die Briten über die Grabenkante. Wieder fällt kein Schuss. Daraufhin klettern überall Soldaten aus ihren Stellungen.

Wie diese Frontkämpfer werden sich am 25. Dezember 1914 weitaus mehr als die Hälfte aller Soldaten in Flandern ins Niemandsland wagen. Der nächtliche Vorstoß einiger Hasardeure wird zur Massenbewegung.

In der kaum 100 Meter breiten Todeszone zwischen den Linien drängen sich schon bald Menschen, mischen sich die erdfarbenen Uniformen der Briten mit dem Feldgrau der Deutschen. Als Bruce Bairnsfather auf allen vieren aus seinem Schlafloch kriecht, bemerkt er, dass seine Kameraden schon aufgebrochen sind – und nun mit den Soldaten des Kaisers in einem primitiven Englisch plaudern.

Einige Offiziere, Briten ebenso wie Deutsche, versuchen noch, ihre Männer aufzuhalten. Doch meistens kommen sie zu spät. Selbst jene Militärs, die für ihre Härte berüchtigt sind, müssen einsehen, dass ihre Soldaten sie überrumpelt haben.

Der Weihnachtsfrieden – das ist auch ein Sieg der Frontkämpfer über ihre

Anführer in der Etappe. Nur wenige Befehlshaber melden die Waffenruhe an die abgelegenen Hauptquartiere im Hinterland. Wer will schon das eigene Versagen offenbaren?

Vielleicht aber sehnen sich auch viele von ihnen nach einer Kampfpause.



Manche Offiziere schauen weg, lassen ihre Männer gewähren oder treffen sich sogar mit den feindlichen Truppenführern. Andere nutzen die günstige Gelegenheit und entsenden Kundschafter, um die gegnerischen Stellungen auszuspiionieren – oder lassen zumindest ihre eigenen Gräben ausbessern.

„Es ist schwierig zu sehen, was wir hätten anders machen können“, rechtfertigt sich später ein britischer Truppenführer. Immerhin „bekamen unsere Offiziere einige exzellente Nahansichten der deutschen Gräben, und wir haben dementsprechend profitiert“.

Viele Soldaten aber tun das, was ihnen weder Feinde noch Generäle vorwerfen können: Sie beerdigen ihre Toten.

**D**enn die Sonne an diesem Weihnachtstag scheint nicht nur auf ein winterliches Idyll – sondern zugleich auch auf ein Panorama des Schreckens:

Unter Raureif und dünner Schneedecke liegen Hunderte verrenkte, zerfetzte und halbverweste Körper – die Leichen gefallener Kämpfer. Manche von ihnen sind schon vor Wochen gestorben, als sich die Armeen nach der ersten großen Flandernschlacht an der Front eingruben.

Auch das Niemandsland beim Dorf Fleurbaix, zwischen den Stellungen der schottischen Gordon Highlanders und

den Gräben des Westfälischen Infanterieregiments Nr. 15, ist voller Toter. Hier, etwa 20 Kilometer südlich von Ypern, haben sich beide Einheiten vor einer Woche erbittert bekämpft.

Nun geht der Armegeistliche der Schotten, ein 49-jähriger Kaplan, auf die Deutschen zu. In der Mitte des Todesstreifens, an einem von Weiden gesäumten Ackergraben, bleibt er mit erhobenen Händen stehen und bittet um ein Gespräch mit den Offizieren.

Sie sind sich schnell einig: Schotten und Westfalen tragen gemeinsam die starren Leichen zusammen und übergeben den Gegnern deren Tote. Mehr als 100 sind es, vor allem schottische Gardisten, die am 18. Dezember den Angriffsbefehl befolgen mussten. „Es war herzerreißend“, notiert ein britischer Offizier in seinem Kriegstagebuch.

Weil der Boden gefroren ist, schaufeln Schotten und Deutsche nicht für alle gefallenen Briten Ruhestätten, sondern legen viele der Toten kurzerhand in die Furche unter den Weiden. Dann versammeln sich Deutsche und Briten um das Massengrab.

Als Geleitwort für die Gefallenen spricht der schottische Kaplan den 23. Psalm auf Englisch, danach wiederholt ihn ein westfälischer Theologiestudent auf Deutsch: „Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zu frischem Wasser.“



Auch deutsche Offiziere (hier in hellen Mänteln) beteiligen sich an dem spontanen Waffenstillstand an der Front – mitunter notgedrungen, da ihre Männer sie überrumpelt haben

Anschließend beten alle das „Vater-unser“, Satz für Satz, in beiden Sprachen.

Nach der Beerdigung unterhalten sich Briten und Deutsche, als hätten sie gemeinsam ein Begräbnis alter Freunde begangen. Die Schotten spielen Dudelsack, und wie an so vielen Orten der Front beschenken sich die Gegner. Ausgerechnet die „Liebesgaben“ des Kaisers an seine Soldaten enden in den Uniformtaschen der Briten – als Tauschware für das begehrte englische Büchsenfleisch.

Die Soldaten von der Insel haben es aber auch auf andere Souvenirs wie





24. Dezember 1914

deutsche Uniformknöpfe und Gürtelschnallen abgesehen. So kauft sich ein Kämpfer der London Rifles im Niemandsland eine Pickelhaube. Der Preis: reichlich Fleisch und Marmelade.

Die Schlachtfelder Flanderns ähneln nun immer mehr einem Rummelplatz: Männer schütteln sich die Hände und versuchen, sich mit Gesten zu verständigen. Einige Deutsche, die vor dem Krieg im Vereinigten Königreich gearbeitet haben, dienen sich den Kameraden als Dolmetscher an – und treffen in den von Granaten durchgepflügten Äckern

Britten umringen einen deutschen Soldaten. Bald kommt es zu einem Tauschhandel – vor allem die deutschen Pickelhauben sind bei den Briten als Souvenir begehrt

sogar alte Bekannte: Ein Engländer begegnet seinem deutschen Friseur, den er einst in London kennengelernt hat und der nun im Niemandsland Freund und Feind für ein paar Zigaretten die Haare schneidet. Ein Sachse kommt ins Ge-

spräch mit einem Briten, der vor dem Krieg regelmäßig mit demselben Pendlerzug wie der Deutsche in die Londoner City gefahren ist. Wie lächerlich scheint es jetzt, sich gegenseitig umzubringen.

In Flandern beginnt ein skurriles Schauspiel: Blechkapellen und Männerchöre übertönen sich gegenseitig. Briten und Deutsche jagen Hasen oder streunende Schweine und grillen ihre Beute noch an Ort und Stelle. Schnapsflaschen werden herumgereicht, Soldaten zeigen Familienfotos und versprechen einander, sich nach dem Krieg zu schreiben. An-



dere Männer plündern verlassene belgische Bauernhäuser und fahren in schrillen Verkleidungen, mit Frauenröcken und Zylindern, auf Fahrrädern herum – fast wie in den Weihnachtspantomimen, die in England so beliebt sind.

Im Ploegsteert-Wald rollen sächsische Soldaten ein Bierfass zu den britischen Linien und lassen sich mit reichlich Plumpudding entlohnen. Anderswo treffen sich die Gegner zu einem improvisierten Weihnachtsessen mit Sauerkraut und englischem Dosenfleisch.

Hier und da kommt es sogar zu kleinen Fußballmatches, kicken die Männer leere Konservenbüchsen über den von Kratern übersäten Todesstreifen. Angeblich, so erzählen es manche später, kommt es sogar zu einer Art Länderspiel. Selbst das Ergebnis ist überliefert – 3:2 für die Deutschen. Und im britischen Imperial War Museum können die Besucher bis heute einen prächtigen Bierkrug bestaunen – das angebliche Geschenk des deutschen Mannschafts-

kapitäns. Doch einen Beweis für ein solches offizielles Spiel haben die Historiker bis heute nicht gefunden.

**Z**ur Stimmung an diesem 25. Dezember hätte eine freundschaftliche Partie aber sicherlich gepasst. „Da waren diese wurstfressenden Kerle, die dieses höllische Durcheinander angerichtet hatten“, schreibt Bruce Bairnsfather. Trotzdem habe es an diesem Tag „auf keiner Seite auch nur ein Atom Hass“ gegeben.

Die Propagandaparolen gelten nicht mehr. Für die Soldaten sind die Männer

auf der anderen Seite des Todesstreifens plötzlich Menschen, denen sie die Fotos ihrer Kinder zeigen. Er habe einen „echten lebenden Deutschen“ gesehen, meldet ein englischer Soldat nach Hause. „Wir dachten: Arme Teufel, sie sitzen im selben Dreck wie wir.“

Und der englische Leutnant A. P. Sinkinson notiert: „Wenn man hier ist, beginnt man zu verstehen, dass man nicht ständig hassen kann.“

Es ist ein zwiespältiges Gefühl für die Briten – und wohl noch mehr für die Franzosen, die sich an diesem Weihnachtsfest mit den Deutschen verbrüdernden, denn ihr Land ist ja angegriffen worden. An der französischen Front gibt es zwar nur wenige kleine Inseln des Friedens, aber es gibt sie auch hier. An der Aisne, wo im Herbst eine große Schlacht getobt hat, essen und trinken einige Hundert Soldaten gemeinsam.

Selbst zwischen Belgiern und Deutschen kommt es zu versöhnlichen Gesten. An einem Abschnitt, an dem sich die

Britische Sanitäter bergen Tote und Verwundete: Oft jedoch sind die Kämpfe an der Front so heftig, dass die Gefallenen wochenlang im Niemandsland zurückbleiben – unbeerdigt







Die Waffenruhe am Geburtstag Jesu Christi nutzen Briten und Deutsche, um die Opfer des Krieges zu bestatten. Anschließend beten sie gemeinsam für die Toten

Gegner dicht gegenüberstehen, tauschen sie über einen Fluss hinweg Geschenke aus, und die Deutschen geben eine Monstranz zurück, die sie aus einer belgischen Kapelle geraubt haben.

Doch während die Soldaten noch feiern, treffen im gut 40 Kilometer von der Front entfernten britischen Hauptquartier die ersten Nachrichten über die Fraternisierungen ein: Angeblich seien deutsche Soldaten zu den Briten hinübergerannt und hätten dabei Weihnachtsbäume über ihre Köpfe gehalten. Die Generäle ordnen daraufhin an, solche Vorkommnisse strikt zu unterbinden, und kündigen an, die Kommandeure zur Rechenschaft zu ziehen.

Am Abend erreicht die Order die britischen Stellungen: „Jede Fraternisierung mit dem Feind muss unverzüglich aufhören. Weitere solche Handlungen werden hart bestraft.“

Ist das schon das Ende dieses kleinen Friedens mitten im Krieg?

Der Zweite Weihnachtsfeiertag bringt Schnee und vereinzelt Geschützlärm. Denn in der Nacht sind einige der Waffenruhen beendet worden – so haben es mancherorts Unterhändler miteinander vereinbart.

Meist kündigt ein vorher verabredetes Signal das Ende der kurzen Feuerpause an, etwa eine Leuchtrakete, die in den Himmel aufsteigt. Manchmal verabschieden sich Deutsche und Briten wie Boxer, die vor dem Kampf ihre Fäuste zum Gruß berühren.

„Morgen kämpfst du für dein Land und ich für meines. Viel Glück!“, erklärt ein Soldat der London Rifles seinem Gegenüber. Anderswo singen die Deutschen zum Abschied „God save the King“ (immerhin ein Vetter ihres Kaisers), und die Briten applaudieren.

Der Hauptmann einer Waliser Kompanie schießt dreimal in die Luft, dann klettert er aus dem Graben, wie auch der deutsche Hauptmann auf der andern Seite. Beide verbeugen sich, salutieren und gehen in ihre Stellungen zurück. Die Toten sind begraben, und der wichtigste Weihnachtstag ist vorüber. Viele Offiziere können sich dem Fraternisierungsverbot nicht mehr widersetzen.

Nun herrscht wieder Krieg – aber vielerorts schießt trotzdem niemand.

## »MORGEN KÄMPFST DU FÜR DEIN LAND UND ICH FÜR MEINES. VIEL GLÜCK!«

*Britischer Soldat, 25. Dezember 1914*

Denn keiner will der Erste sein. Die Soldaten eines sächsischen Regiments weigern sich offen, dem Schießbefehl zu folgen. Ihre Offiziere laufen fluchend auf und ab, während die Sachsen darauf bestehen, dass die Briten gute Kerle seien. Erst als ihre Vorgesetzten drohen, dann eben sie zu erschießen, fügen sie sich. Aber vorerst feuern sie nur in die Luft.

An vielen Punkten der Front aber schweigen die Gewehre ganz. Noch ist die Waffenruhe nicht vorbei. Für die Deutschen ist der 26. Dezember ein Feiertag und für die Briten der „Boxing Day“ – der Tag, an dem die Hausangestellten von ihren Herrschaften eine Schachtel mit Geschenken bekommen.

Inzwischen zieht der seltsame Frieden auch Neugierige an. Ein britischer Offizier macht sich auf den Weg an die Front und begibt sich am Nachmittag des 26. Dezember ins Niemandsland, um den „Soldatenfrieden“ mit eigenen Augen zu sehen. Dort winkt er den Deutschen so lange zu, bis einige zu ihm kommen. Der Brite geht mit ihnen spazieren und tauscht etwas Tabak ein, den er nicht raucht, sondern wie eine Reliquie nach Hause schickt – als Andenken an das „wahrscheinlich außergewöhnlichste Ereignis des gesamten Krieges“.

Nördlich des Ploegsteert-Waldes nähern sich britische Soldaten dem Graben des Bayerischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 16, dessen Soldaten auf der Brüstung einen Weihnachtsbaum aufgestellt und die Kerzen angezündet haben. Gemeinsam mit den Bayern stehen die Briten nun im Kreis um den Baum und singen Weihnachtslieder.

Ein Infanterist verachtet seine Kameraden dafür: ein österreichischer Meldegänger in bayerischen Diensten namens Adolf Hitler. So wird es ein Veteran zumindest später berichten.

Am frühen Abend bricht schließlich General Horace Smith-Dorrien zu

einem unangekündigten Frontbesuch auf. Er will selbst sehen, was dort geschieht.

Doch seine Offiziere führen ihn an jene Punkte der Kampflinie, an denen sich die Soldaten nicht verbrüder haben oder schon wieder in die Luft feuern. Ob dies mit Absicht geschieht oder aus Zufall, kann heute niemand mehr sagen. Klar ist: Der General erfährt nicht viel.



Erst als er wieder im Hauptquartier ist, wird ihm ein Bericht über die Fraternisierungen vorgelegt. Zornig diktiert Smith-Dorrien ein harsches Memorandum an die Kommandeure und kündigt Konsequenzen an: „Um diesen Krieg schnell zu beenden, müssen wir den Kampfgeist aufrechterhalten. Ich rufe dazu auf, mir die Namen jener Offiziere zu nennen, die an diesen Weihnachtsversammlungen teilgenommen haben.“ Der britische Oberbefehlshaber John French droht sogar mit dem Kriegsgericht.

Auch Erich von Falkenhayn, der Generalstabschef des deutschen Heeres, ist über die Meldungen empört. In einem Rundbefehl stellt er ausdrücklich klar, dass Fraternisieren Hochverrat ist.

Doch am Ende wird niemand bestraft. Zu viele Soldaten haben an den Verbrüderungen teilgenommen. Einige Männer könnte man verurteilen, aber ganze Regimenter? Zudem verweisen etliche Offiziere darauf, dass sie die Ruhepause zur Aufklärung der feindlichen Positionen genutzt hätten.

Statt ihre Männer vor Gericht zu stellen, schicken Deutsche und Briten die beteiligten Einheiten nach und nach zurück in die Etappe. Sie sollen sich von den Strapazen der Wochen zuvor erholen – wahrscheinlich aber will die militärische Führung die Schützengräben nun lieber mit Soldaten besetzen, die nicht mit ihren Feinden gefeiert haben. Sie sollen auf beiden Seiten die nächste Offensive vorbereiten.

Doch am 27. Dezember beginnt es in Flandern zu regnen. Der gefrorene Boden verwandelt sich erneut in Schlamm. So tief ist der Morast, dass manche Soldaten darin versinken und qualvoll ersticken. Einen Sturmangriff wollen die Generäle unter diesen Umständen nicht wagen.

Deshalb schießt in den letzten Tagen des Jahres an weiten Teilen der Front höchstens die Artillerie. Die Soldaten in den Schützengräben haben genug damit zu tun, ihre Stellungen nach jedem Regenguss leerzuschaukeln.

Das schlechte Wetter bewahrt einen Rest des ungewöhnlichen Friedens: Mancherorts kochen Feinde Tee fürein-



Während der Feiertage wird an der Front Fußball gespielt (hier Briten an einem anderen Kriegsschauplatz). Angeblich treten Deutsche und ihre Gegner sogar zu einem richtigen Match an



Kurz nach dem Ende der Waffenruhe verbreitet sich die Nachricht auch in der Heimat: Britische Zeitungen drucken Fotos von der unglaublichen Begegnung

ander und leihen sich gegenseitig Werkzeug. Kommt doch ein Schießbefehl, werden die Gegner höflichst gewarnt: „Gentlemen, der Oberst hat befohlen, dass um Mitternacht das Maschinengewehrfeuer wieder beginnen soll, wovon Euch in Kenntnis zu setzen wir uns die Ehre geben“, teilt eine deutsche Einheit den Engländern schriftlich mit.

In der letzten Dezembernacht wünschen sich deutsche und britische Truppen in Flandern ein gutes neues Jahr. Sie singen auch noch einmal gemeinsam: das berühmte schottische Volkslied „Auld Lang Syne“ – „Auf die alten Zeiten“.

Kurz darauf veröffentlicht das britische Oberkommando ein knappes Statement: „Nach einer Pause wegen des stürmischen Wetters bekämpfen sich Alliierte und Deutsche wieder.“

Die seltsamste Episode des Ersten Weltkrieges ist beendet, offiziell zumindest. An manchen Orten zögern die Soldaten aber noch mehrere Wochen, bis sie wieder aufeinander schießen.

**S**chon in den Dezembertagen haben erste Nachrichten über die Waffenruhe die Heimat erreicht. Britische Zeitungen drucken sogar Fotos von englischen Soldaten, die im Niemandsland mit ihren Feinden posieren.

Es ist der Beginn einer Legende, die bis heute nachwirkt. Die überraschende Verbrüderung erscheint nun vielen als das letzte Aufblitzen von Menschlichkeit in einem immer brutaleren Konflikt.

Denn auch wenn die Soldaten aller Länder noch drei weitere Kriegsweihnachten erleben: Die spontane Waffenruhe vom Dezember 1914 bleibt einzigartig. Es gibt zwar noch gelegentliche Kampfpausen, und auch der

Kontakt zwischen den Soldaten in den Schützengräben reißt nie ganz ab, doch werden sie sich nie wieder in der Todeszone friedlich begegnen.

Zum einen lernen die Generäle aus ihren Fehlern und verhindern Fraternisierungen, noch bevor es dazu kommt – besonders durch die Androhung harter Strafen. Zum anderen schwindet bei den



einfachen Soldaten die Bereitschaft, sich mit den Feinden zu arrangieren. Denn zu grausam sind die folgenden Jahre.

Im April 1915 setzen die Deutschen bei Ypern eine neue Waffe ein, die vom Kriegerrecht geächtet ist: Chlorgas. Ein Gift, das Lungen und Atemwege verätzt. Auch viele Veteranen des Weihnachtsfriedens erleben die Attacken. Der Sanitätsoffizier Frederick Chandler trägt noch im Dezember 1914 „keinen Hass im Herzen“, wie er schreibt; dann sieht er „die Wirkung von deutschem Erstickungsgas, und das änderte alles“.

Nicht nur an der Westfront scheint es so, als wollten die Deutschen ihren

einen Frieden mit den Kommunisten – und startet an der Westfront eine letzte Großoffensive.

Erst als die im Sommer scheitert und die Alliierten dank der frischen Truppen aus den USA die deutschen Linien durchbrechen können, müssen auch die obersten Feldherren des Kaisers ihre Niederlage eingestehen. Es ist ein Debakel, von dem sich die Monarchie nicht mehr erholt.

Als am 11. November 1918 um 11.00 Uhr die Waffen schweigen, ist der deutsche Kaiser schon im holländischen Exil, ist Deutschland eine Republik – und die Welt eine andere.

## »GENTLEMEN, DER OBERST HAT BEFOHLEN, DASS DAS FEUER WIEDER BEGINNEN SOLL«

*Deutsche Soldaten zu den Briten, 27. Dezember 1914*

Ruf als barbarische „Hunnen“ bestätigen: In der See vor Irland torpediert im Mai 1915 ein deutsches U-Boot den Passagierdampfer „Lusitania“, 1200 Zivilisten sterben. Und am Himmel über London tauchen immer häufiger Zeppeline auf, die mit Bomben in der britischen Hauptstadt Terror verbreiten.

An der Westfront wird die Grausamkeit der Generäle im Jahr 1916 nur noch von ihrer rücksichtslosen Kaltblütigkeit übertroffen: Zehn Monate bestürmen deutsche Truppen vergebens den Festungsgürtel um das lothringische Verdun. Am Ende der gewaltigen Materialschlacht sind 220 000 Kämpfer tot – und die Linien kaum verändert.

Und selbst dann ist der Höhepunkt des Mordens noch nicht erreicht: Im Februar 1917 erklärt die deutsche Führung den „uneingeschränkten U-Boot-Krieg“, um die britische Seeherrschaft zu brechen, und treibt dadurch doch nur die junge Weltmacht USA in den Krieg.

Die Deutschen glauben trotzdem, dass sie den Kampf noch gewinnen können. Der Sturz des Zaren im März 1917 und die Machtübernahme durch die Bolschewiki acht Monate später wecken die Hoffnung, den Krieg schnell zu beenden. Im März 1918 schließt das Kaiserreich

Vier Jahre nach dem Attentat von Sarajevo im Sommer 1914 sind mehr als neun Millionen Soldaten tot und unzählige verstümmelt und psychisch zerrüttet. Der Weltenbrand hat sogar eine neue Krankheit hervorgebracht: den *shell shock*, den „Granatenschock“. Schätzungsweise sechs Millionen Zivilisten sind durch Bomben, Hunger, Krankheiten oder Massaker umgekommen. Die Orte der großen Schlachten und des Stellungskampfs bleiben jahrelang unbewohnbare Landschaften der Apokalypse.

Und auch Europa ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt: Die kaiserlichen Dynastien in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn sind gestürzt, das Osmanische Reich ist tödlich getroffen. Aus ihren Trümmern entstehen neue Staaten, etwa ein wiederbegründetes Polen, Jugoslawien und die Türkei.

Nirgendwo ist der Wandel so radikal wie im ehemaligen Zarenreich: In Sankt Petersburg, wo noch im Sommer 1914 der russische Hochadel gefeiert hat, herrschen nun kommunistische Revolutionäre; bald wird die Stadt nach deren Anführer Leningrad heißen.

Dem Deutschen Reich zwingen die Siegermächte einen unerbittlichen Friedensvertrag auf, der sich nur als Waffen-

stillstand auf 20 Jahre erweisen wird. Von Deutschland, dem vermeintlichen Alleinschuldigen des Krieges, fordern die Sieger 132 Milliarden Goldmark als Entschädigung – und schwächen damit die junge deutsche Republik entscheidend. Der Wunsch nach Rache und Sicherheit, der Franzosen und Briten treibt, bereitet so schließlich Adolf Hitler und der nationalsozialistischen Diktatur den Weg.

Großbritannien und Frankreich triumphieren im Herbst 1918, ihre Kolonialreiche wachsen ein letztes Mal, aber auch sie gehören in Wahrheit zu den Verlierern des Großen Krieges. Denn um das Deutsche Reich niederzuringen, haben sie ihre eigenen Kräfte überspannt und sich hoch verschuldet. Sieger und Besiegte – in Europa sind sie fortan alle abhängig von den Vereinigten Staaten.

Doch die USA sind eine Weltmacht wider Willen. Sie schrecken davor zurück, sich in die europäischen Konflikte einzumischen. Und davon gibt es viele. Allein in den 1920er Jahren erschüttern sechs Kriege den alten Kontinent: Unter anderem kämpfen Griechen gegen Türken, Russen gegen Polen, Iren gegen Briten. Auch der neu gegründete Völkerbund, ein Vorläufer der Vereinten Nationen, kann keinen Frieden schaffen.

Der Konflikt der europäischen Großmächte wird erst gut drei Dekaden nach dem „Weihnachtsfrieden“ beendet. Unter anderem durch ebenjene Weltmacht USA, deren neue Rolle sich im Jahr 1914 erst zaghaft ankündigte. In den entscheidenden Monaten des 20. Jahrhunderts. ●

Ulrike Rückert, 52, ist Journalistin in Münster.  
Joachim Telgenbüscher, 32, hat das Konzept zu dieser Ausgabe erarbeitet.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Michael Jürgs, „Der kleine Frieden im Großen Krieg“, Goldmann: Der Hamburger Publizist hat nach Recherchen in Flandern 2003 als erster deutschsprachiger Autor ein umfangreiches, packend geschriebenes Werk über den Weihnachtsfrieden vorgelegt. Marc Ferro (u. a.), „Meetings in No Man's Land“, Constable: Zwei Franzosen, ein Brite und ein Deutscher beschreiben die „Verbrüderung“ aus unterschiedlichen Perspektiven.



# » DIE ELITEN HABEN VERSAGT «

Interview: CAY RADEMACHER und JOACHIM TELGENBÜSCHER

Die politische Klasse in Europa war mit der Julikrise überfordert:  
Diesen Schluss zieht der australische Historiker Christopher Clark. Schuld am  
Ersten Weltkrieg trage nicht allein Deutschland, sondern eine europäische  
Kultur, die geprägt war von Männlichkeitswahn, Provokation und Imponiergehabe.  
Ihre Vertreter zeigten sich 1914 unfähig, den Frieden zu wahren

**GEO EPOCHE:** Professor Clark, wer hatte Schuld am Ersten Weltkrieg?

**PROF. CHRISTOPHER CLARK:** Ich halte Schuld für den falschen Begriff. Denn das Verhalten, dass zum Krieg führte, war 1914 allgegenwärtig. Es war Teil der europäischen Kultur. Deshalb geht es eher um Fehler oder Verantwortung als um Schuld.

**Also, wer trug die Verantwortung?**

Sicher nicht ein Land alleine. Es haben viele Entscheidungsträger auf allen Seiten Fehler gemacht. Letztendlich haben die europäischen Eliten versagt.

**Inwiefern?**

Zunächst einmal gab es eine politische Kultur der Provokation, die sich etwa in der Marokko-

krise von 1905/06 zeigte. Da provozierten die Franzosen Wilhelm II. – und der reagierte bei einem Besuch Tangers ebenso undiplomatisch. Dieses Gehabe nährte sich auch aus gewissen übertriebenen Männlichkeitsvorstellungen: aus Ideen von Ehre, Macht und Stärke. Vieles davon spiegelt sich in Wilhelms Rhetorik, denken Sie an seine Rede im Jahr 1900 während des Boxeraufstands in China: „Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht!“

**War das wirklich bloße Kraftmeierei, oder wollte der deutsche Kaiser nicht doch unbedingt einen Krieg?**

Alle Seiten haben für einen Konflikt gerüstet. Aber keine der Großmächte hat vor der Julikrise einen Krieg geplant gegen eine andere



Großmacht. Unter bestimmten Umständen waren natürlich alle Regierungen zum Waffengang bereit ...

... solange sie sich einreden konnten, er werde ihnen vom Gegner aufgezwungen und nicht von ihnen selbst ausgelöst.

Richtig. Niemand wollte als Aggressor einen Krieg beginnen. Das Problem war nur, dass die Verantwortlichen auf beiden Seiten im Juli 1914 glaubten, dass der Feind einen Krieg anstrebe. Und dass sie bereit waren, ihn zu akzeptieren. Die Tragik dieses Jahres ist, dass niemand gesagt hat: Wir wollen den Krieg nicht, selbst wenn der Gegner ihn will.

Also hielt die europäische Elite Krieg nach wie vor für die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln?

Ja. Vor allem aber konnten die Mächtigen sich nicht vorstellen, wie schrecklich ein Krieg zwischen industrialisierten Nationen sein würde. Dabei hatte etwa der Hamburger Sozialdemokrat Wilhelm Lamszus schon 1912 in seinem Buch „Das Menschenschlachthaus“ die Schützengräben des Ersten Weltkrieges gespenstisch genau prophezeit.

Warnungen von Schriftstellern wie Lamszus sind das eine, die Schrecken des russisch-japanischen Krieges von 1904/05 etwas anderes: Zehn Jahre vor dem Attentat von Sarajevo konnte dort doch schon jeder erkennen, was passiert, wenn Soldaten gegen Maschinengewehrstellungen stürmen.

Natürlich hatten auch die Europäer die Leichenberge gesehen. Aber sie haben daraus die falschen Schlüsse gezogen: Die Japaner hätten in den ersten Schlachten des Konfliktes eben nicht stark genug angegriffen, seien nicht entschlossen genug losgestürzt. Die Mächtigen waren unfähig, aus dem Schrecken schon erlebter Kriege zu lernen. Im Gegenteil: Deutsche und französische Beobachter notierten mit Genugtuung, welche schrecklichen Verletzungen die neuen Waffen in den Leibern der Verwundeten hinterließen. Die Enge des Denkens war bemerkenswert: Man testete die eigenen Geschütze mit großer Begeisterung, vermochte aber nicht zu erkennen, dass diese Mordwerkzeuge auch die eigenen Leute treffen.

War ein Krieg also unausweichlich? Was wäre geschehen, wenn der Attentäter Gavrilo Princip am 28. Juni 1914 in Sarajevo sein Ziel verfehlt hätte?



**Christopher Clark**  
ist Professor für  
Neuere Europäische  
Geschichte an der  
Universität von  
Cambridge. Er forscht  
zu Preußen und  
dem Deutschen  
Kaiserreich

*»Deutschland  
störte die  
Britten in der  
Weltpolitik  
wie ein unge-  
betener Gast  
auf einer  
Party.«*

*Christopher Clark*

Wenn Princip nicht getroffen hätte, dann hätten Serbien, Österreich-Ungarn und Europa im Jahr 1914 ganz sicher keinen Waffengang erlebt. Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand wäre wohlbehalten nach Wien zurückgekehrt und hätte alle Forderungen nach einem Feldzug gegen Serbien abgeschmettert – denn er hatte stets gegen einen Krieg argumentiert. Franz Ferdinand besaß ein feines Gespür für die Zerbrechlichkeit Österreich-Ungarns und ahnte, dass sich dieser Vielvölkerstaat ein militärisches Abenteuer nicht leisten konnte. Zudem wollte er nach seinem Besuch in Bosnien den Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf entlassen ...

... einen vehementen Kriegsbefürworter.

Ein Mann von fast psychotischer rhetorischer Gewalt, der immer nach einem Feldzug gerufen hatte. Das war seine Patentlösung für alle Probleme, etwa das erwachende Nationalbewusstsein der Balkanvölker. Die Tatsache, dass Franz Ferdinand ihn in den Ruhestand versetzen lassen wollte, spricht ebenfalls dafür, dass es ohne den Mord an ihm nicht zum Krieg gekommen wäre.

Europa steuerte also vor dem Attentat nicht unaufhaltsam auf einen Krieg zu?

Nein, überhaupt nicht. Die Zukunft war offen. Der Anschlag kam zum schlimmsten denkbaren Augenblick. Ein Beispiel: Im Juli 1914 waren die Beziehungen zwischen Russland und Serbien gerade besonders eng. Vorher hatte die Regierung in Sankt Petersburg auf dem Balkan die Bulgaren unterstützt – keine Gegner der Österreicher. Und es ist durchaus wahrscheinlich, dass es früher oder später zu einer Entfremdung zwischen Serben und Russen gekommen wäre. Dann hätte Belgrad nicht mehr die Rückendeckung einer Großmacht gehabt.

Ihre Thesen widersprechen dem lange akzeptierten Diktum von der Schuld Deutschlands und seiner Verbündeten, die ja auch im Versailler Friedensvertrag festgeschrieben wurde. Hat das Reich nicht spätestens mit dem Amtsantritt von Wilhelm II. eine aggressive, nationalistische und militaristische Politik betrieben, die Europa letztlich in den Weltkrieg stürzen musste?

Ich habe das als Schüler auch zu hören bekommen. Unser Lehrer hat immer gesagt: Jungs, vergesst bloß nicht die deutschen Provokationen, den Ausbau der Marine etwa. Nun gut, aber war es ein aggressiver Akt der Deutschen, eine Flotte zu bauen? Ist es eine Anmaßung,



wenn die Chinesen heutzutage Flugzeugträger in Dienst stellen? Washington empfindet das natürlich als Provokation. Aber die Chinesen verletzen damit nicht die Regeln des internationalen Systems – genauso wenig wie die Deutschen damals.

### Die deutsche Flotte richtete sich doch ganz klar gegen England.

Die genauen Ziele dieser Flottenpolitik waren selbst damals unklar – weil sie so schlecht durchdacht war. Das muss man der deutschen Führung vorwerfen: ihre dilettantische Diplomatie und Strategie. So war das Flottenprogramm weder mit dem Außenministerium noch mit dem Heer abgestimmt.

### Waren die Deutschen aggressiver als andere Länder?

Nein, überhaupt nicht. Entscheidend war vielmehr das titanische Wachstum der deutschen Wirtschaft in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Ein Wachstum dieser Art schürt immer Angst – denken Sie daran, welche Unruhe der chinesische Aufschwung in den vergangenen 15 Jahren ausgelöst hat. Um 1913 war Deutschland nach den USA die zweitgrößte Industrienation der Welt, hatte Großbritannien überholt. Auf allen Märkten verdrängten deutsche Hersteller die Konkurrenz: Ihre Produkte waren einfach besser. Das schürte Zwietracht. Vor allem, weil das deutsche Wirtschaftswunder mit dem rüden Ton des Kaisers verbunden war.

### Lässt sich die zunehmende deutsche Isolation wirklich nur mit ungeschickter Rhetorik und einem Wirtschaftswunder erklären? Was war mit Deutschlands Ambitionen in Übersee?

Die Ergebnisse der deutschen Kolonialpolitik waren doch kaum der Rede wert. Einige Territorien in Afrika und ein paar Inseln im Pazifik, mehr nicht. Machtpolitisch waren die Deutschen den Briten nicht gefährlich, sie störten nur. In englischen Kommentaren taucht immer wieder der Ausdruck *importuning* auf, um die Deutschen zu beschreiben, also „lästig“. Das ist ein schönes Wort, es lässt an einen ungebetenen Gast auf einer Party denken, der den ganzen Wein austrinkt und dann im Pool schwimmen geht, obwohl er keine Badehose dabei hat. Kurz: an einen Parvenu.

In der Julikrise nach dem Attentat herrschten in Berlin Chaos und Ideenlosigkeit – und der Kaiser fuhr in den Urlaub. Historiker wie der Hambur-

ger Fritz Fischer, der Deutschland in den 1960er Jahren die Alleinschuld am Weltkrieg gab, haben argumentiert, dass sich hinter dem vermeintlichen Chaos ein geheimer Plan verbarg. Dass die deutsche Führung die Weltläufe in Wirklichkeit in aller Stille nach ihrem Willen lenkte.

So brillant Historiker wie Fischer auch gearbeitet haben – ich sehe darin eine fast groteske Überschätzung der Rolle der Deutschen. In allen europäischen Hauptstädten sickerten die Entscheidungen der Mächtigen ja irgendwann nach außen durch, nur in Berlin konnte man unbemerkt alles steuern? Das halte ich für sehr unwahrscheinlich. Für mich klingt das zu sehr nach Verschwörungstheorie.

### Waren die alten Eliten schlicht überfordert?

Die politischen Strukturen waren einer solchen Krise nicht gewachsen. Nicht nur in Berlin – auch in Sankt Petersburg war die Situation extrem chaotisch. Nicht mal die dort akkreditierten Gesandten und Botschafter wussten im Sommer 1914 genau, wer das Sagen hat.

### Ihre Argumentation kann man auch gegen Deutschland verwenden: Gerade weil dieser aufstrebende Parvenu in Europa und Übersee zu kurz gekommen war, suchte er im Juli 1914 die Entscheidung.

Ja, das klingt plausibel. Deshalb ist diese These ja viele Jahre auch so erfolgreich gewesen. Trotzdem muss man erst einmal beweisen, dass Deutschland in der Tat so gehandelt hat. In den Quellen finden wir keinen Hinweis darauf. Ich bleibe dabei: Das Deutsche Reich hat sich keineswegs schlimmer als die anderen Großmächte verhalten. Ich bin gern bereit, eines Besseren belehrt zu werden, aber dann muss man mir Beispiele geben und keine Verschwörungstheorien.

### Warum war denn eine Zeit lang Fritz Fischers These vom „Griff nach der Weltmacht“ so populär? Wie konnte ein so redlicher Historiker die These entwickeln, dass Deutschland auf diesen Anlass nur gewartet hat, weil es schon lange den Krieg geplant hatte?

Weil es ja tatsächlich nicht an deutschen Stimmen mangelte, die einen Grund für einen Krieg suchten. Manche dieser Stimmen finden sich in Leitartikeln, andere in Briefen des deutschen Generalstabschefs Moltke. Dazu kamen die Badewannensprüche des Kaisers. Das sah schon sehr aggressiv aus. Doch das große Versäumnis von Fischer war es, die deutsche Außenpolitik nicht in den internationalen

»Der  
europäische  
Konsens war  
1914 vollkom-  
men zerstört.  
Das wirkte  
sich fatal  
aus.«

Christopher Clark



Kontext zu stellen. Er konzentrierte sich auf ein Psychogramm der deutschen Führungselite und befasste sich kaum mit den anderen Staaten. Für Fischer war seine Arbeit Vergangenheitsbewältigung – allerdings der Vergangenheit von 1933 bis 1945, in die er selber verstrickt war. Als Jungwissenschaftler hatte er den NS-Ideen nahgestanden und auch antisemitische Vorträge gehalten. Die Überwindung seiner NS-Vergangenheit führte zu einer Abrechnung mit der deutschen Geschichte schlechthin.

**Wenn wir statt über Schuld über Fehler sprechen: Was war der größte Fehler, den die Deutschen im Juli 1914 begangen haben?**

Erstens haben sie die Bereitschaft der Russen fatal unterschätzt, das Risiko eines großen Krieges einzugehen. Und zweitens haben sie gar nicht richtig wahrgenommen, dass sich das französisch-russische Bündnis in den Jahren vor dem Krieg geändert hatte – und jetzt auch für den Fall eines Krieges auf dem Balkan eine europäische Eskalation vorsah. Statt diese gefährliche Mechanik zu erkennen, haben sie erwartet, dass die Franzosen die Russen zur Ruhe mahnen. Das war ihr größter Fehler.

**Der Balkan war schon lange vor 1914 eine Krisenregion. Eigentlich hätten die Großmächte also an das Problem gewöhnt sein müssen. Wie konnte es plötzlich diese Brisanz bekommen?**

Weil sich der Verfall des Osmanischen Reiches in diesen Jahren beschleunigte. Und das führte zu Gewaltausbrüchen, wie es sie vor 1900 niemals gegeben hatte. Zugleich ändert sich die Haltung der europäischen Großmächte dem türkischen Reich gegenüber. Seit dem Krimkrieg 1853 hatten die Osmanen als ordnende Kraft gegolten, die den Russen den Zugriff auf Bosphorus und Balkan verweigerte und daher wichtig war für den Frieden in Europa. Dieser Konsens war 1914 vollkommen zerstört. Es war Symptom eines tieferen Geisteswandels: Die Europäer dachten nicht mehr im Rahmen eines „europäischen Konzerts“, in dem jede Macht ihre Rolle spielt, sondern in konkurrierenden Machtblöcken. Das wirkte sich fatal aus.

**In diesem Europa, in dem gleich mehrere Reiche zu zerfallen drohten und in dem mit den Deutschen ein neuer Gigant auf die Bühne drängte – hätte es da nicht ohnehin irgendwann krachen müssen?**

Es hätte nicht unbedingt zu einem Weltkrieg zwischen den zwei Blöcken kommen

*»Auf dem Balkan spielten die Russen immer mit dem Feuer.«*

*Christopher Clark*

müssen. Kurz zuvor hatten ja 1912 und 1913 zwei brutale Konflikte den Balkan erschüttert, ohne einen europäischen Krieg auszulösen. Im Gegenteil: Sie leiteten eine Phase der Entspannung ein, weil Großbritannien und Deutschland ihre Verbündeten zur Mäßigung aufriefen und so die Krisen gemeinsam schlichteten.

**Trägt also auch die englische Regierung eine Mitschuld am Ausbruch des Krieges? Hätte nicht Außenminister Sir Edward Grey die Deutschen und Österreicher viel früher warnen müssen, statt Berlin in dem Glauben zu lassen, die Briten würden sich aus einem Krieg heraushalten?**

Ich halte diese Argumentation mancher Historiker für falsch. Denn die deutsche Armeeführung nahm die Engländer als Militärmacht ohnehin nicht ernst. Sie hatten Respekt vor der britischen Marine, nicht vor dem Heer. So hat der Kaiser einmal gescherzt, dass „eine Flotte keine Räder“ habe.

**Dennoch hat Grey eine fatale Politik betrieben, weil er sich die Logik des französisch-russischen Bündnisses zu eigen gemacht hat – nämlich, dass ein Krieg auf dem Balkan automatisch zu einem Waffengang in Mitteleuropa führt.**

Ja, das muss man wohl so sehen. Doch ganz fahrlässig war Grey nicht. Er hat es nicht an Warnungen an die Deutschen fehlen lassen. Schon am 4. Dezember 1912 hat er dem deutschen Botschafter in London erklärt, dass Großbritannien auch im Falle eines Balkankrieges auf der Seite seiner Freunde stehen werde. Natürlich war diese Politik nicht sehr weise, weil er damit den Auslösemechanismus eines europäischen Krieges vollkommen in die Hände der Russen legte.

**Trifft also die Russen eine Hauptschuld am Ausbruch des Krieges?**

Nicht unbedingt. Man muss die Provokationen vom Juli 1914 gegeneinander abwägen. Hatte Österreich-Ungarn das Recht, gegen Serbien loszuschlagen? Die Franzosen und Russen haben sehr schnell gesagt: Kein ganzes Volk kann für die Untaten einiger weniger Männer verantwortlich gemacht werden. Außerdem seien die Attentäter gar keine Serben, sondern Staatsbürger Österreich-Ungarns. Wenn die Österreicher Forderungen stellten, dann war das schon ein erster Schritt auf dem Weg zum Krieg. Die Regierung in Wien meinte dagegen, dass sie überhaupt keine Alternative hatte, als Forderungen an Serbien zu stellen.



Die russische Regierung nahm das Attentat schon Stunden nach dem Ereignis als Gelegenheit für einen zumindest regionalen Krieg wahr, gab Serbien Waffenhilfe – die sie vorher noch verweigert hatte – und mobilisierte ihre Flotten im Schwarzen Meer und im Baltikum: also gegen Gegner, die mit Serbien gar nichts zu tun hatten. Ist das nicht erstaunlich?

Das war nichts Neues. Das hatten die Russen schon beim Balkankrieg im Winter 1912/13 gemacht. Das war ein Spiel mit dem Feuer, wie es 1914 typisch war für die russische Handhabung von Balkankrisen. Der große Unterschied war: Im Sommer 1914 wussten die Russen, dass Paris ihren Kurs unterstützt. Der französische Botschafter in Sankt Petersburg war ein vehementer Gegner der Deutschen, der den Russen französische Hilfe zugesichert hatte, auch wenn die Armee des Zaren gegen eine andere Großmacht mobilisiert werden müsste. Das schuf einen neuen Mechanismus der Eskalation.

Wenn man die russische, französische, österreichische und serbische Haltung anschaut – dann wirken die Deutschen noch recht zurückhaltend.

Ja, das stimmt. Aber das soll kein Rückfall in den Revisionismus der Weimarer Zeit sein, als sich die Deutschen als friedliebende Unschuldslämmer darstellten, die von den schlimmen Großmächten überfallen wurden. Das ist natürlich auch totaler Unsinn. Die Deutschen hatten schon immer eine Politik geführt, die nur auf Macht basierte. Sie waren davon überzeugt, ihre Ziele nur durch Abschreckung erreichen zu können – und durch ein ungeheures Wachstum des Militärs. Als klar war, dass sie den Flottenwettbewerb gegen die Briten verloren hatten, investierten sie gewaltige Summen in das Heer, das rasant wuchs. Das war natürlich eine Herausforderung an die Nachbarn. Deutschland war also genauso verankert in dieser Kultur der militärischen Stärke, des Prestigedenkens und der Abschreckung. Die gehörten genauso dazu wie alle anderen. Und ihre Entscheidung, den Österreichern im Sommer 1914 um jeden Preis beizustehen – die war unfassbar leichtsinnig.

**Woher kam dieser Leichtsin?**

Die Deutschen glaubten anfangs nicht, dass die Österreicher ihrer Empörung auch Taten folgen lassen würden. Sie trauten Wien keine energische Reaktion zu. Als Wilhelm II. dann von dem Ultimatum erfuhr, war er überrascht. So eine „forsche Note“ hatte er von den Österreichern nicht erwartet.

Wilhelm II. forderte, dass mit Serbien „aufgeräumt“ werden müsse. Nahm der Monarch damit nicht fahrlässig einen Krieg in Kauf?

Ja, schon. Mit dem „Blankoscheck“, der bedingungslosen Unterstützung Wiens, leisteten die Deutschen zudem ihren Beitrag zur Eskalation der Krise.

**Ist das nicht der entscheidende Beweis für die Schuld der Deutschen?**

Man kann daraus nur dann eine deutsche Allein- oder Hauptschuld konstruieren, wenn man diese Entscheidung heraushebt und zum alleinauslösenden Moment erklärt. Aber so war es nun mal nicht.

**Wenn die Julikrise ein Kriminalfall wäre, wie würde ein Gericht dann urteilen: Würde es alle Beteiligten für schuldig erklären oder nur wenige? Waren sie überhaupt zurechnungsfähig oder waren die Umstände so, dass man sie gar nicht verurteilen könnte?**

Das ist komplex. Am interessantesten sind die Meinungen der US-Elite, denn die fühlte sich den Ereignissen anfangs sehr fern. Für sie war der Schuldige klar: Die alte Geheimdiplomatie Europas hatte zu diesem Krieg geführt. Man sah ihn als Ausdruck eines überholten europäischen politischen Systems.

**Also war das System eigentlich der Hauptschuldige?**

Ja, aber nicht im Sinne eines blutlosen Sche-mas. Die Eliten haben dieses System mit Leben erfüllt.

**Wie nah ist uns 100 Jahre später das Europa des Sommers 1914?**

Die Welt, in der wir heute leben, ähnelt immer mehr jener von 1914. Sie ist sehr undurchschaubar, was die internationalen Beziehungen angeht. Es gibt vielerorts regionale Dauerkrisen, die zum Teil sehr brutale Folgen haben. Wir haben uns von dem Gedanken des Krieges als Heilmittel nicht befreit, sondern ganz im Gegenteil: Der Krieg ist zum Teil unseres Alltags geworden. Wir leben mit dem Krieg. Er wird ja zurzeit ständig geführt im Nahen Osten, nicht nur von regionalen Staaten, sondern auch von Großmächten wie den USA. Krieg ist allgegenwärtig und schreckt uns gar nicht mehr. Und wir haben es wieder mit emporstrebenden Mächten zu tun – vor allem mit China. Wie dem wilhelminischen Deutschland scheint auch diesem Riesenreich eine klare Leitidee zu fehlen. Man meint immer, China Grenzen

*»Die Welt,  
in der wir  
heute leben,  
ähnelt immer  
mehr jener  
von 1914.«*

*Christopher Clark*



setzen zu müssen, aber weiß gar nicht, wo man die Grenzen setzen soll. Schließlich gibt es eine Großmacht, die Vereinigten Staaten, die müde und entscheidungsschwach geworden ist ...

## ... wie 1914 Großbritannien.

Genau. Zur Zeit wird häufig kritisiert, dass keine starken außenpolitischen Signale mehr aus Washington kommen. Die USA seien ein „müder Titan“, der den aufstrebenden Mächten wenig entgegenzusetzen habe. Genau so hat man damals Großbritannien beschrieben.

## Ist Deutschland wieder zu groß für Europa? Schafft es wieder ein gefährliches Ungleichgewicht?

Nein. Ist Kalifornien zu reich für die USA? Ist Texas zu stark für Amerika? Was Europa fehlt, sind Strukturen. Natürlich kann es nicht sein, dass der Kontinent von seinem stärksten Mitglied beherrscht wird. Das will Deutschland aber auch gar nicht. Das ist ja das Paradox: In manchen europäischen Ländern wird gar nicht gesehen, dass die Deutschen diese hegemoniale Macht nicht anstreben – sie fällt ihnen vielmehr zu, weil es an Alternativen mangelt. Es gibt keine föderalen Strukturen wie in den USA, die verhindern, dass der Bundesstaat Maine von Kalifornien tyrannisiert wird. In Europa wird bislang allein die Souveränität der einzelnen Staaten geschützt. Aber das reicht nicht mehr aus.

Der englische Bildungsminister hat Sie gerade öffentlich kritisiert, weil Sie nicht die vermeintlich simple Wahrheit über den Ersten Weltkrieg verbreiten, nämlich: Die Deutschen sind an allem schuld.

Das ist wirklich absurd. In Deutschland gilt die Behauptung einer deutschen Alleinschuld als linke Position – in Großbritannien ist die gleiche Position eine rechte, eine nationalistische Position. Sie entspricht dem Versuch, die Geschichte zur Sinnstiftung zu nutzen, nach dem Motto: Wir haben gegen einen bösen, übermächtigen, völkerrechtsverachtenden Feind gekämpft, das war ein gerechter Krieg – denn alle britischen Kriege sind immer gerecht gewesen. In solchen Argumenten steckt mehr Politik als Geschichtsverständnis. ■

Professor Dr. Christopher Clark, 53, hat unter anderem eine viel beachtete Biografie über Wilhelm II. geschrieben. Sein jüngstes Buch „Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ ist vor Kurzem erschienen.

Gruner + Jahr AG & Co KG,  
Druck- und Verlagshaus, Sitz von Verlag und Redaktion:  
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.  
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.  
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,  
E-Mail (Redaktion): [briefe@geo.de](mailto:briefe@geo.de);  
Internet: [www.geo-epoche.de](http://www.geo-epoche.de)

**CHEFREDAKTEUR:** Michael Schaper  
**GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR:** Dr. Frank Otto  
**KONZEPT DIESER AUSGABE:** Joachim Telgenbüscher  
**ART DIRECTION:** Tatjana Lorenz  
**TEXTREDAKTION:** Jens-Rainer Berg, Insa Bethke,  
Dr. Anja Fries, Gesa Gottschalk, Johannes Schneider  
**AUTOREN:** Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher  
Freie Mitarbeit: Dr. Christine Beil, Isabelle Berens,  
Dr. Ralf Berhorst, Jürgen Bischoff, Mechthild Herzog,  
Dr. Marion Hombach, Constanze Kindel, Reymer Klüver,  
Dr. Mathias Mesenhöller, Lisa Philippen,  
Ulrike Rückert, Markus Wolff  
**BILDREDAKTION:** Christian Gargerle, Roman Rahmacher,  
Katrin Trautner. Freie Mitarbeit: Edith Wagner  
**VERIFIKATION:** Lenka Brandt, Olaf Mischer,  
Alice Passfeld, Andreas Sedlmair  
Freie Mitarbeit: Dr. Eva Danulat, Regina Franke, Tobias  
Hamelmann, Claudia Heinzelmann, Dr. Dirk Hempel,  
Fabian Klabunde, Dominik Kloss, Svenja Muche  
**LAYOUT:** Timo Zett  
Freie Mitarbeit: Christine Campe, Eva Mitschke  
**KARTOGRAPHIE:** Stefanie Peters, Thomas Wachter  
**SCHLUSSREDAKTION:** Dirk Krömer, Ralf Schulte  
**CHEF VOM DIENST TECHNIK:** Rainer Droste  
**ILLUSTRATION:** Tim Wehrmann  
**HONORARE:** Petra Schmidt  
**REDAKTIONSSISTENZ:** Angelika Fuchs, Annette  
Riesterpatt. Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anette Brandt

**VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT:** Michael Schaper

**HERAUSGEBER:** Peter-Matthias Gaede  
**VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER:** Dr. Frank Stahmer  
**PUBLISHER:** Alexander Schwerin  
**DIGITAL BUSINESS DIRECTOR:** Daniela von Heyl  
**DIRECTOR BRAND SOLUTIONS:**  
Heiko Hager/G+J Media Sales  
**VERTRIEBSLEITUNG:**  
Sascha Klose/DPV Deutscher Pressevertrieb  
**MARKETING:** Kerstin Füllgraf  
**HERSTELLUNG:** G+J Herstellung,  
Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

**ANZEIGENABTEILUNG**  
Anzeigenverkauf  
G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,  
Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02  
Anzeigendisposition: Kathrin Thoben,  
Tel. 040 / 37 03 23 07, Fax: 040 / 37 03 58 87  
Es gilt die jeweils gültige Preisliste.  
Infos hierzu unter [www.gujmedia.de](http://www.gujmedia.de)

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 16,50 Euro)  
ISSN: 978-3-652-00342-1;  
978-3-652-00336-0 (Heft mit DVD)  
ISSN-Nr. 1861-6097

© 2014 Gruner + Jahr, Hamburg  
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,  
Konto 032280000, BLZ 200 700 00  
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00  
BIC: DEUTDE33  
Litho: 4mat Media, Hamburg  
Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh  
Printed in Germany



## GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion  
Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48  
E-Mail: [briefe@geo-epoche.de](mailto:briefe@geo-epoche.de)  
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung  
von Leserbriefen auf [www.geo-epoche.de](http://www.geo-epoche.de) vor.

## ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen  
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg  
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,  
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr  
E-Mail: [geoepoche-service@guj.de](mailto:geoepoche-service@guj.de)  
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90  
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90  
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02\*

## GEO-KUNDENSERVICE: [www.GEO.de/Kundenservice](http://www.GEO.de/Kundenservice)

Preis Jahresabo: 54,00 € (D), 60,90 € (A), 99,00 sfr (CH)  
Abo mit DVD: 89,10 € (D), 99,60 € (A), 174,60 sfr (CH)  
Studentenabo: 32,40 €, (mit DVD: 53,46 €)  
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

## BESTELLADRESSE FÜR

### GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen  
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden  
Telefon: +49/40/42236427 Telefax: +49/40/42236427  
E-Mail: [guj@sigloch.de](mailto:guj@sigloch.de)  
\*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz;  
Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

## FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

**TITEL:** Hulton Archive/Getty Images: Harris & Ewing Collection/Library of Congress: SZ Photo; A. & E. Frankl/ullstein bild; Kobal Collection/The Picture Desk; Tallandier/Rue des Archives/SZ Photo (v. r. o. n. r. u.)  
**EDITORIAL:** Benne Ochs für GEOEPOCHE: 3 o., l. o.; Edith Wagner für GEOEPOCHE: 3 l. u. **INHALT:** Nachweise bei den jeweiligen Artikeln  
**DIE LETZTEN STUNDEN VON 1913:** Universal History Archive/Getty Images: 6; Fred Boissonnas/ullstein bild: 7; Arkivi UG/Bridgeman Art Library: 8; Scherl/SZ Photo: 9 **DAS ENTSCHEIDENDE JAHR DES 20. JAHRHUNDERTS:** bpk: 12, 24; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 13 o.; Scherl/Bundesarchiv: 13 u.; Scherl/SZ Photo: 14/15; akg-images: 16/17 u., 17 o., 21 u., 22/23, 30/31, 32/33; Heimatverein Brühl: 18/19; The Art Archive: 20; Bettmann/Corbis: 21 o.; Paul Thompson/FPG/Getty Images: 25 o.; Corbis: 25 u., 29 u.; Bridgeman Art Library: 26/27; ullstein bild: 28, 29 o.; dpa Picture-Alliance: 34/35 **DER VISIONÄR AUS DETROIT:** Ford Motor Company: 36–43 **DER UNBERECHENBARE:** T. H. Voigt/ullstein bild: 44/45; akg-images: 47 l. o., 54 o., m., u.; Imago/akg-images: 47 r. o.; Rudolf Albert Schwartz/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk: 47 u.; Haeckel Archiv/ullstein bild: 48 o., m., u.; Historisches Archiv Krupp: 50 o.; Interfoto: 50 u.; SZ Photo: 51; ullstein bild: 52 l.; Bettmann/Corbis: 52 r. **WIE CHARLES ZU CHARLIE WURDE:** KPA/United Archives/ullstein bild: 56; Kobal Collection/Images: 58 u.; Corbis: 58 o.; Kobal Collection/The Picture Desk: 59 o.; Bettmann/Corbis: 59 u., 64; Bridgeman Art Library: 61; Photos 12/Alamy: 62 o.; dpa Picture-Alliance: 62 u.; Elgar Collection/Bridgeman Art Library: 63; ullstein bild: 65 **TRAUM AUS EISEN UND STAHL:** Scherl/SZ Photo/ullstein bild: 66/67, 72 m.; Haeckel Archiv/ullstein bild: 69 o., 70/71, 72 u.; Carl Vincent/DHMM: 69 l. u., r. u., 74/75; Scherl/SZ Photo: 72 o. **EIN WINTER VOLLER SPANNUNGEN:** Scherl/SZ Photo: 76; Universal History Archive/UIG/Bridgeman Art Library: 77 l.; Grenville Collins Postcard Collection/Mary Evans/Interfoto: 77 r. **DAS VORSPIEL DES DRAMAS:** Maurice Branger/Roger-Viollet/ullstein bild: 78/79; akg-images: 80, 81; The Granger Collection/ullstein bild: 83 o., u.; Hulton Archive/Getty Images: 83 m.; Bernard Platman Antiquarian Collection/Bridgeman Art Library: 86/87 **DER LETZTE FRIEDENS-**

**FRÜHLING:** Bridgeman Art Library: 90; bpk: 91 o.; ullstein bild: 91 u. **ZWEI SCHÜSSE, DIE DIE WELT VERÄNDERTEN:** Robert Hunt Library/Interfoto: 93 gr.; United Archives/dpa Picture-Alliance: 93 kl.; Ferdinand Schmutzer/Austrian National Library/Agentur Anzenberger: 95 l.; bpk: 95 r.; akg-images: 96, 99 m., 104 l. u., 110, 115; Musée Albert-Kahn: 97 o., u., 98, 101 o., u., 105 o., u., 109 o., m., u., 113 o., u., 114 o., u.; Time Life Pictures/Getty Images: 99 l.; Wikipedia: 99 r.; Hulton Archive/Getty Images: 102; The Granger Collection/ullstein bild: 103 o.; Geheimes Staatsarchiv/bpk: 103 m.; Jean-Pierre Verney/akg-images: 103 u.; Haeckel Archiv/ullstein bild: 104 o.; Imago/akg-images: 104 m., u., 107 u.; Emil Bieber/Studio Niemann/bpk: 104 r. u.; Topham Picturepoint/United Archives: 106; ONB Bildarchiv Austria: 107 o.; Atelier Carl Pletzner/ullstein bild: 107 m.; Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo/ullstein bild: 111, 112 **EIN UNHEILVOLLER SOMMER:** Culture Club/Getty Images: 116; Interfoto: 117 o.; SZ Photo: 117 u. **DIE WENDE VOR PARIS:** Interfoto: 118/119; akg-images: 119; ullstein bild: 120 o., 125 u.; Scherl/Bundesarchiv: 120 u.; Scherl/SZ Photo: 121 o.; Roger Viollet/ullstein bild: 121 u.; Nicola Perscheid/ullstein bild: 125 o.; Haeckel Archiv/ullstein bild: 125 m., 126/127 **KAFKA, DER PROPHET DER HOFFNUNGSLÖSIGKEIT:** Deutsches Literatur Archiv Marbach/dpa Picture-Alliance: 128; Archiv K. Wagenbach/akg-images: 129, 132, 135; bpk: 131; Antiquariat Dr. Haack, Leipzig: 137 **DER HERBST DER SCHÜTZENGRÄBEN:** IAM/akg-images: 142; Popperphoto/Getty Images: 143 o.; Archiv Peter Rühe/akg-images: 143 u. **UND PLÖTZLICH: FRIEDEN:** The Art Archive: 144/145; Scherl/SZ Photo/ullstein bild: 146; akg-images: 147; Maurice Létaget/Roger-Viollet: 149 o.; Imperial War Museum: 149 u., 150, 153, 154 o.; The Art Archive/Images: 151; Time Life Pictures/Getty Images: 152; Dietmar Katz/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk: 154 u. **INTERVIEW:** Sven Simon/ullstein bild: 157 **VORSCHAU:** culture-images: 172 **KARTEN:** Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 84 o., 88, 108, 122 o., u., 163, 167

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und  
Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.  
© GEO 2014 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.



# Das Ende des alten Europa

Es sind Monate des Umbruchs: Britische Feministinnen kommen in Haft, südafrikanische Schwarze protestieren gegen rassistische Gesetze, in den USA laufen erstmals Autos von einem Fließband. Doch erst der Ausbruch des Krieges macht 1914 zum Schicksalsjahr — Text: OLAF MISCHER; Karten: STEFANIE PETERS

## ZEITLEISTE

### Januar

**1. 1. London.** Die britisch-deutschen Beziehungen seien „unendlich freundlicher als in der Vergangenheit“, verkündet der britische Politiker David Lloyd George in einem Zeitungsinterview. Seine Berliner Kollegen sehen das Deutsche Reich indes „eingekreist“ von den großen, miteinander verbündeten Nachbarstaaten:

Von Großbritannien, das seine Stellung als Hegemonialmacht durch den wirtschaftlich erfolgreichen und hochgerüsteten Kaiserstaat gefährdet sieht.

Von Frankreich, von dem Deutschland nach dem Krieg von 1870/71 mit dem Elsass und Teilen Lothringens erzielte Regionen annektiert hat.

Und von Russland, das mit Österreich-Ungarn, Berlins einzigem bedeutenden Alliierten, auf dem Balkan um die Vorherrschaft streitet.

Dort, im Südosten Europas, hat erst vor knapp zwei Jahren eine unter anderem aus Griechenland und Serbien bestehende Militäralliance die gut 500-jährige osmanische Hege-

monie beendet. Doch anschließend ist die Koalition der Sieger im Streit um die Kriegsbeute zerbrochen. Nun versuchen serbische Politiker, vor allem die slawische Bevölkerungsmehrheit des von Wien beherrschten Bosnien zum Aufstand gegen die Habsburger anzustiften. Deshalb und weil trotz der von Lloyd George betonten Entspannung die großen Staaten ihr vor mehr als einem Jahrzehnt begonnenes Wettrüsten fortsetzen, erwarten viele Europäer den baldigen Ausbruch eines schweren militärischen Konflikts.

**10. 1. Beijing.** Staatspräsident General Yuan Shikai löst das Parlament der Republik China auf. Nach dem Sturz des letzten chinesischen Kaisers 1912 glaubten die meisten Politiker, der Militärführer sei der Einzige, der das nach Jahrhunderten monarchischer Misswirtschaft ausgeplünderte und unruhige Land befrieden könne. Zudem hofften viele Chinesen, dass er die ausländischen Streitkräfte, die für ihre Regierungen bedeutende Gebiete des Landes kontrollieren, ver-

treiben würde: etwa die britischen Besatzer aus Hongkong, die deutschen Truppen aus dem Kiautschou-Territorium. Doch tatsächlich ist Yuan ein erbitterter Gegner des republikanischen Systems und zwingt der Volksvertretung, gestützt auf bewaffnete Einheiten, nun seinen Willen auf.

**14. 1. Highland Park bei Detroit.** Henry Ford verdoppelt den Mindestlohn seiner Arbeiter, nachdem er als erster Autoproduzent Motorwagen am Fließband günstig bauen lässt.

**20. 1. Washington.** US-Präsident Woodrow Wilson verkündet im Parlament seine wirtschaftspolitischen Ziele: Die Macht großer Konzerne soll zugunsten des Mittelstandes begrenzt werden.

**25. 1. Durban.** Eine Versammlung indischstämmiger Südafrikaner stimmt einer Antidiskriminierungsvereinbarung zu, die der aus Westindien stammende Rechtsanwalt Mohandas Gandhi (den man später „Mahatma“ nennen wird) mit einem Regierungsbeauftragten ausgehandelt hat. Viele

der in der Kapregion lebenden Inder sind Nachfahren von Sklaven, die europäische Kolonisten ab 1657 nach Afrika verschleppt haben. Sie werden unter anderem durch Behördenwillkür sowie Sondersteuern benachteiligt. Gandhi organisiert seit mehr als zehn Jahren gewaltlosen Widerstand gegen Diskriminierung.

**27. 1. Berlin.** Das Deutsche Reich sei zur Expansion verurteilt, erklärt Kanzler Theobald von Bethmann Hollweg dem französischen Botschafter auf einem Empfang anlässlich des 55. Geburtstags Kaiser Wilhelms II., „auf welche Art auch immer“: für seine wachsende Wirtschaft, die größer werdende Bevölkerung – und den Ausbau seiner Marine.

### Februar

**2. 2. Daressalam.** Die rund 1250 Kilometer lange Tanganjikabahn in der Kolonie Deutsch-Ostafrika wird eröffnet. Neben diesem Territorium im Osten des Kontinents (das sich über die Gebiete der heutigen Staaten Tansania, Ruanda, Burundi sowie einen Teil Mosambiks

erstreckt) gehören auch Deutsch-Südwestafrika, Togo und Kamerun zu Berlins afrikanischem Kolonialreich. Auf der Eisenbahnlinie werden künftig unter anderem Elfenbein und Kautschuk zum Hafen Daressalam transportiert.

**8. 2. Konstantinopel.** Auf Druck Russlands billigt die osmanische Regierung einen Reformplan, der die politische Gleichstellung der an der Grenze zum Zarenreich lebenden christlichen Armenier mit der muslimischen Bevölkerungsmehrheit vorsieht. Doch im Jahr darauf, nach Ausbruch des Weltkriegs, organisieren Beamte des Sultans die Deportation und Vernichtung der Armenier – weil die Christen angeblich mit Russland konspirieren, dem Feind Konstantinopels. Dem folgenden Genozid fallen mindestens eine Million Menschen zum Opfer.

### März

**2. 3. Köln.** „Gegen wen wird die russische Politik die Waffe, über die sie in wenigen Jahren verfügen wird, richten?“, fragt die „Kölnische Zeitung“ und schürt damit Kriegsangst



## DIE EUROPÄISCHEN KOLONIALMÄCHTE UM 1914



Europas Kolonialmächte und ihre Gebiete

Großbritannien 
  Frankreich 
  Deutsches Reich 
  Italien 
  Portugal 
  Belgien 
  Niederlande 
  Spanien 
  Dänemark

außereuropäische Kolonialmächte sind die Vereinigten Staaten, Russland und Japan

Der Krieg wird auch in Übersee geführt werden: Weite Teile Afrikas und Südasiens stehen unter europäischer Herrschaft. Die größten Kolonien gehören Großbritannien und Frankreich, Deutschland hat in Afrika, China und im Pazifik Besitzungen

in der Bevölkerung. Seit 1904 hat der Zar die Rüstungsausgaben um mehr als 50 Prozent gesteigert – genauso wie Berlin.

Doch während Russland 1913 umgerechnet acht Mark pro Einwohner für Waffen ausgegeben hat, waren es in Deutschland 15 Mark. Da die „Kölnische Zeitung“ als Sprachrohr des Außenministeriums gilt, fürchten ausländische Diplomaten, dass Berlin einen Präventivkrieg vorbereitet.

**7. 3. Durrës.** Der deutsche Offizier Wilhelm Prinz zu Wied, ein Vetter Kaiser Wilhelms, wird offiziell als Fürst von Albanien

eingeführt. Der neue Monarch ist unter anderem auf Drängen Österreich-Ungarns aus einer langen Bewerberliste ausgewählt worden. Die Wiener Regierung hat nach der Vertreibung der Osmanen die kleine albanische Nationalbewegung bei der Gründung des Staates unterstützt, damit sich nicht Serbien das Territorium aneignet – und so seinen Einfluss auf dem Balkan vergrößert. Doch im Land hat der Fürst keine Macht: Nach Hofintrigen, Aufständen der muslimischen Bevölkerungsmehrheit und Angriffen des Nachbarn Griechenland verlässt

er Albanien nach gut 200 Tagen.

**9. 3. Glasgow.** Polizisten zerren die Feministin Emmeline Pankhurst während einer Protestveranstaltung für das Frauenwahlrecht von der Rednertribüne und nehmen sie fest. Mehr als ein Dutzend Mal ist sie in den zwei Jahren zuvor bereits verhaftet worden. Denn die Staatsmacht fürchtet die Gründerin der „Women's Social and Political Union“, die ihrer Forderung nach politischer Partizipation unter anderem durch Brandanschläge Nachdruck verleiht. Erst in vier Ländern dürfen Frauen

bei nationalen Parlamentswahlen mitbestimmen: in Neuseeland (seit 1893), Australien (1902), Finnland (1906) und Norwegen (1913). In Großbritannien erhalten Frauen das volle Wahlrecht erst 1928 (im bolschewistischen Russland bereits 1917, ein Jahr später in Kanada, 1919 in Deutschland und einigen anderen europäischen Staaten).

**16. 3. Wien.** Österreichs Kaiser Franz Joseph löst den Reichsrat des Vielvölkerstaates auf. Denn böhmische Abgeordnete blockieren wegen eines Nationalitätenstreits die Arbeit des Parlaments.

Die innerlich zerrissene Habsburger-Monarchie besteht neben dem Kaiserreich Österreich aus den Königreichen Ungarn und Böhmen; zum Staatsgebiet gehören auch Bosnien und Herzegowina, Slowenien, Kroatien sowie Teile Rumäniens, Montenegros und Polens, zudem große Gebiete der Ukraine, Serbiens und italienische Regionen wie Trentino-Südtirol. Die Parlamentarier der vielfach verfeindeten Nationen schreien sich oft gegenseitig nieder, prügeln sich gar. Nun führt die Regierung das Land mit kaiserlichen Notverordnungen.



**17. 3. London.** Das britische Parlament bewilligt erhebliche Mittel für den Bau neuer Kriegsschiffe – vor allem wegen der deutschen Aufrüstung.

**27. 3. Belgrad.** In der serbischen Hauptstadt beschließt der 19-jährige bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip gemeinsam mit einem Freund, den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand zu ermorden – nachdem sie in der Zeitung gelesen haben, dass der Habsburger im Sommer Sarajevo besuchen wird. Die jungen Männer stehen in Kontakt mit radikalen panslawistischen Geheimbünden sowie der Terrorgruppe „Schwarze Hand“, die für die Vereinigung aller (zumeist im Habsburgerreich lebenden) Südslawen – Serben, Bosnier, Kroaten und Slowenen – unter serbischer Führung kämpft. Gründer und Leiter der Geheimorganisation ist der Chef des serbischen Militärgeheimdienstes. Obwohl die Ziele der Schwarzen Hand sowohl vom serbischen Königshaus als auch von Russland unterstützt werden, geben Belgrader Behörden der österreichischen Polizei sehr wahrscheinlich Hinweise auf die bevorstehende Bluttat. Die werden in Wien indes nicht ernst genommen.

## April

**2. 4. Sankt Petersburg.** 70 000 Arbeiter streiken; insgesamt werden allein bis zur Jahresmitte rund 1,5 Millionen Russen die Arbeit niederlegen, um für höhere Löhne zu streiten,

oft aber auch, um politische Ziele durchzusetzen – die Pressefreiheit etwa oder bessere Sozialgesetze. Das Zarenreich gehört zu den ärmsten Ländern der Welt. Bald nach Beginn des Ausstandes entlassen die Fabrikbesitzer alle Streikenden.

**21. 4. Paris.** Der britische König Georg V. besucht die französische Hauptstadt anlässlich des Festakts zum zehnten Jubiläum der „Entente cordiale“, eines 1904 geschlossenen „herzlichen Einverständnisses“ über die anglofranzösischen Kolonialinteressen. Die Entente, der seit 1907 auch Russland angehört, kooperiert inzwischen auch militärisch. Sankt Petersburg und Paris sind zudem seit 1894 durch einen vor allem gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichteten Defensivpakt zu gegenseitiger Militärhilfe verpflichtet.

## Mai

**11. 5. Berlin.** Bei einer Reichtagsdebatte über die Erhöhung des Militäretats geißelt der SPD-Abgeordnete Karl Liebknecht die ständig steigenden Rüstungsausgaben als Kriegsvorbereitung.

## Juni

**1. 6. Berlin.** Oberst Edward M. House, ein Berater des US-Präsidenten Woodrow Wilson, wirbt

bei Kaiser Wilhelm II. und hohen Offizieren für ein friedenssicherndes Flottenabkommen zwischen Deutschland, den USA und Großbritannien. Erfolglos: „Der Chauvinismus hier ist völlig überdreht“, schreibt House nach Washington.

heid, jenes autoritären Systems der weißen Südafrikaner, das die schwarze Bevölkerung aus weiten Bereichen der Wirtschaft und Bildung ausschließen, sie politisch diskriminieren sowie strikt von der weißen Minderheit trennen wird.

# Juni: Unrecht in Südafrika

**20. 6. London.** Delegierte des „South African Native National Congress“ (aus dem später der ANC hervorgehen wird) legen dem britischen Kolonialminister eine Petition an König Georg V. vor, das Staatsoberhaupt der Südafrikanischen Union. Sie wenden sich darin gegen den „Natives Land Act“, ein Gesetz, das den Grundbesitz der schwarzen Bevölkerungsmehrheit auf bestimmte Gebiete beschränkt, die lediglich sieben Prozent der Landesfläche umfassen. Doch die Briten intervenieren nicht gegen Segregation und Landraub – aus formalen Gründen: Südafrika hat (wie auch Kanada und Neuseeland) den Status eines *dominion* innerhalb des British Empire; es ist mit der Krone verbunden, darf jedoch seine inneren Angelegenheiten weitgehend autonom regeln. Die schwarzen Bürger haben keinen politischen Einfluss: 1910 hat die weiße Minderheit ihnen das (ohne hin stark beschränkte) Wahlrecht entzogen. Der Natives Land Act ist der erste Baustein der Apart-

**25. 6. Ilidza.** Erzherzog Franz Ferdinand, der österreichisch-ungarische Thronfolger, und seine Frau Sophie sind nach Bosnien gekommen, um Militärmanöver zu verfolgen. Die Doppelmonarchie hat das ehemals osmanische Bosnien zusammen mit der Herzegowina 1878 besetzt und erst 1908 annektiert. Es ist die unruhigste Region auf dem Balkan: Gut 40 Prozent der Einwohner sind Serben, die Wiens Herrschaft ablehnen und die Vereinigung mit Serbien fordern.

**28. 6. Sarajevo.** Der bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip erschießt Franz Ferdinand und dessen Gemahlin, als sie in einem offenen Wagen durch Sarajevo fahren. Princip wird sofort nach dem Anschlag verhaftet.

**Wien.** Obwohl die Hintergründe des Attentats (bis heute) nicht vollständig aufgeklärt sind, macht Kaiser Franz Joseph noch am selben Tag die serbische Regierung für den Mord verantwortlich. Generäle drängen zu einem schnellen Vergeltungsschlag. Doch Poli-

ker mahnen zunächst noch zur Besonnenheit: Vor einem Krieg müsse man sich der Unterstützung Berlins versichern. Schließlich einigt man sich in Wien darauf, erst nach einem für Ende Juli geplanten Besuch des französischen Staatspräsidenten in Russland – Belgrads Schutzmacht und Wiens Konkurrenten auf dem Balkan – in die Offensive zu gehen. Anders als Großbritannien ist Frankreich durch den Bündnisvertrag verpflichtet, Russland gegen einen Angriff Österreich-Ungarns beizustehen.

## Juli

**5. 7. Wien.** Franz Joseph bittet Wilhelm II. um Hilfe bei der Bestrafung Serbiens, da der Frieden bedroht sei, „solange dieser Herd von verbrecherischen Agitatoren in Belgrad ungestraft fortlebt“.

**6. 7. Berlin.** Reichskanzler Bethmann Hollweg erläutert österreichischen Diplomaten die Auffassung des deutschen Kaisers: Die Wiener Staatsführung müsse allein entscheiden, was mit Serbien geschehen soll; sie könne jedoch „mit Sicherheit darauf rechnen, dass Deutschland als Bundesgenosse“ jede Entscheidung mittragen werde.

**15. 7. Veracruz.** Der mexikanische Diktator Victoriano Huerta flieht vor einer Rebellenarmee. In Mexiko herrscht Bürgerkrieg, seit knapp vier Jahre zuvor ein demokratischer Politiker die Revolution ausgerufen hat. Denn nach erfolgreichen Erdölbohrungen haben amerikanische Investoren mehr



und mehr Einfluss auf die Politik des Landes gewonnen. Zudem profitieren nur wenige Großgrundbesitzer in Mexiko vom Verkauf des Rohstoffs, während die Mehrheit der Bevölkerung zunehmend verelendet. (Erst 1920 bekommt Mexiko wieder eine stabile Regierung.)

**20.–23. 7. Sankt Petersburg.** Frankreichs Staatspräsident Raymond Poincaré verhandelt mit der Regierung des Zaren unter anderem über einen französischen Kredit an die Russen. Angesichts des Konflikts zwischen Wien und Belgrad versichern sich die Politiker gegenseitiger Bündnistreue.

**23. 7. Belgrad.** Österreich-Ungarns Botschafter überreicht der serbischen Regierung eine Note mit einem auf 48 Stunden befristeten Ultimatum. Darin fordert Franz Joseph unter anderem, dass seine Sicherheitskräfte alle anti-österreichischen Bestrebungen auf serbischem Boden unterdrücken und Wiener Beamte in Belgrad gegen die Hintermänner des Attentats ermitteln dürfen. Da dies weitreichende Eingriffe in die Souveränität Serbiens sind, erwarten die Politiker in Wien und Berlin, dass der Belgrader Ministerpräsident diese Provokation zurückweisen und ihnen damit einen Vorwand zum Krieg geben wird.

**25. 7. Belgrad.** Überraschend stimmt die serbische Regierung fast allen Forderungen des Wiener Ultimatums zu. Nur die Ermittlungen ausländischer Beamter auf ihrem Hoheitsgebiet lehnt sie ab.

**Sankt Petersburg.** Nikolaus II. erklärt seinem Generalstab, er werde eine Verletzung serbischer Souveränität nicht dulden.

**26. 7. Sankt Petersburg.** Russland zieht Reservisten ein und rüstet Kampfschiffe aus.

**Wien.** Österreich-Ungarn mobilisiert seine Truppen an der Grenze zu Russland.

**Berlin.** Der belgische Botschafter in Deutschland vermutet hinter den Kriegsvorbereitungen einen „zwischen Wien und Berlin vereinbarten Coup“, wie er seiner Regierung telegraphisch berichtet: Neben der „Vernichtung Serbiens“ wollten die zwei Regierungen „Russland und Frankreich einen tödlichen Schlag versetzen, in der Hoffnung, dass England dem Streit fernbleiben würde“.

**28. 7. Wien.** Kaiser Franz Joseph erklärt Serbien den Krieg.

**29. 7. Belgrad.** Österreichische Kanonenboote bombardieren die serbische Hauptstadt von

längst einen Schlag gegen Russland vor.

**31. 7. Berlin.** Wilhelm II. verkündet den „Zustand drohender Kriegsgefahr“. Nach der russischen Mobilmachung scheint für das Reich angesichts der europäischen Militäralianzen ein Zweifrontenkrieg nun unausweichlich: Deutschland hat Österreich-Ungarn Anfang des Monats uneingeschränkte Unterstützung zugesagt, und die französische Armee muss aufgrund ihrer Bündnisverpflichtungen den Truppen des Zaren gegen die kaiserlichen Streitkräfte beistehen. Wie Deutschland auf eine solche Kriegskonstellation reagieren sollte, hat General Alfred von Schlieffen bereits 1905 skizziert: Erst soll Frankreich blitzartig niedergeworfen, anschließend Russland angegriffen werden, noch ehe dessen Mobilmachung abgeschlossen ist.

## August

**1. 8. Berlin.** Da Nikolaus II. die Kriegsvorberei-

ehe die deutschen Truppen anschließend Russland angreifen.

**Paris.** Die Regierung befiehlt Einheiten ihrer westafrikanischen Kolonialtruppen, die deutsche Kolonie Kamerun anzugreifen.

**Brüssel.** Abends überreicht der deutsche Botschafter der Regierung des neutralen Belgien ein Schreiben aus Berlin, in dem sie unter Androhung militärischer Gewalt aufgefordert wird, deutschen Truppen zu gestatten, „belgisches Gebiet zu betreten“. Gemäß dem (modifizierten) „Schlieffen-Plan“ sollen die Soldaten über Lüttich und Brüssel nach Paris vorstoßen.

**3. 8. Paris.** Der deutsche Botschafter übergibt der französischen Regierung die Kriegserklärung.

**Konstantinopel.** Das Osmanische und das Deutsche Reich schließen einen geheimen Bündnisvertrag. Schon seit einigen Monaten beraten deutsche Offiziere den Generalstab des Sultans bei der

ten Straßen ins Landesinnere ermöglichen.

**Berlin.** Nach der Beratung über Kriegskredite stimmen die Abgeordneten der eigentlich pazifistisch eingestellten SPD mit der Mehrheit des Reichstags für eine weitere Erhöhung der Rüstungsausgaben, denn die Regierung hat vor einer angeblich geplanten russischen Invasion gewarnt. „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich“, erklärt der SPD-Vorsitzende und Kriegsgegner Hugo Haase im Namen seiner Fraktion.

**London.** Da Deutschland auf das von Großbritannien gestellte Ultimatum nicht eingeht, die Neutralität Belgiens zu respektieren, bricht die britische Regierung die diplomatischen Beziehungen ab und tritt in den Krieg ein – das Vereinigte Königreich ist seit 1839 eine der Garantiemächte für die Sicherheit Belgiens.

Damit ist aus einem osteuropäischen Regionaldisput ein Konflikt geworden, in dem sich alle hochgerüsteten europäischen Großmächte gegenüberstehen: Österreich-Ungarn und Deutschland gegen Russland, Frankreich und Großbritannien (sowie dessen *dominions* Australien, Kanada, Neufundland, Neuseeland und Südafrika).

**Washington.** Präsident Wilson erklärt die Neutralität der USA. Er sieht keine amerikanischen Interessen berührt und beruft sich darauf, dass sich die Vereinigten Staaten nicht in europäische Konflikte einmischen.

## August: Angriff auf Luxemburg

der Donau aus. Doch richtet diese erste Attacke des nun beginnenden Ersten Weltkriegs kaum Schäden an.

**30. 7. Sankt Petersburg.** Nikolaus II. ordnet die Generalmobilmachung seiner Truppen an. Kurz darauf fordert Wilhelm II. ihn auf, den Befehl zurückziehen. Doch der deutsche Generalstab bereitet

tungen nicht gestoppt hat, erklärt Wilhelm II. Russland den Krieg und verfügt seinerseits die allgemeine Mobilmachung.

**2. 8. Luxemburg.** In den Morgenstunden besetzen deutsche Truppen ohne Vorwarnung das Großherzogtum. Der Kleinstaat soll Aufmarschgebiet für den Kampf gegen Frankreich werden,

Neuorganisation seiner Streitkräfte.

**4. 8. Lüttich.** Am Morgen greifen deutsche Truppen die ostbelgische Festungsstadt an. Da sie nicht wie erwartet von 9000, sondern von 35 000 Mann verteidigt wird, beginnt eine mehrtägige Belagerung. Lüttich ist von zwölf Forts umgeben, die die Kontrolle der wichtigs-



**5. 8. Southend-on-Sea.** Der Hamburger Kreuzer „Königin Luise“ verminnt die Themsemündung. Bald darauf versenkt ein britisches Militärboot das Schiff. Am folgenden Tag bergen Spezialeinheiten die Minen aus dem Fluss.

**6. 8. Lüttich.** Die Crew eines deutschen Zeppelins wirft Bomben auf die Stadt; neun Menschen sterben. Gegnerisches Maschinengewehrfeuer zwingt den Kapitän zum Abbruch der Attacke – einer der ersten schweren Luftangriffe der Geschichte. Bei Kriegsbeginn besitzen die deutschen Streitkräfte elf Luftschiffe und 246 Flugzeuge (Großbritannien 6/110, Frankreich 5/160).

**7. 8. Singa.** Französische Soldaten greifen die deutsche Militärstation in Kamerun an. Vom folgenden Tag an marschieren weitere europäische Truppen auf die deutsche Kolonie zu, die zwischen französischen, belgischen und britischen Überseegebieten liegt. Briten, Franzosen und Belgier wollen Kamerun erobern und zudem die Radiostationen in den Kolonien vernichten, um das weltumspannende Funknetz der deutschen Marine zu stören.

**8. 8. Mülhausen.** Französische Truppen können die elsässische Stadt besetzen, werden aber zwei Tage später von Deutschen zurückgedrängt.

**9. 8. London.** Die britische Regierung schickt 80 000 Soldaten ins verbündete Frankreich.

**14. 8. Sankt Petersburg.** Auf Drängen der

Franzosen hat die russische Heeresleitung ihre Truppen weitaus schneller mobilisiert, als vom Berliner Generalstab erwartet. Nun marschieren Einheiten des Zaren – unentdeckt von deutschen Kundschaftern – in Nachtmärschen auf Ostpreußen zu. Der Schlieffen-Plan droht zu scheitern.

**15. 8. Panama.** Der Panamakanal wird nach 35-jähriger Bauzeit eröffnet. Die 82 Kilometer lange Wasserstraße erspart Kapitän die Passage um Kap Hoorn.

**16. 8. Lüttich.** Nachdem deutsche Truppen bereits in den Tagen zuvor die Stadt besetzt haben, fallen die letzten Forts unter Artilleriebeschuss. Nun marschieren die Deutschen Richtung Paris.

**19.–20. 8. Gumbinnen.** Kurz hinter der russisch-deutschen Grenze stoßen die vorrückenden Truppen des Zaren auf

major Erich Ludendorff (der maßgeblich an der Eroberung Lüttichs beteiligt gewesen war) zu dessen Stabschef.

**21. 8. Zvornik.** An der bosnisch-serbischen Grenze schlagen serbische Einheiten die erste Offensive der österreichisch-ungarischen Armee zurück.

**22. 8. Galizien.** Russische Truppen dringen auf österreichisch-ungarisches Gebiet im Süden des heutigen Polen sowie im Westen der Ukraine vor.

**23. 8. Tokyo.** Kaiser Yoshihito erklärt Deutschland den Krieg. Japan hat sich 1902 vertraglich verpflichtet, London bei einem deutsch-britischen Konflikt zu unterstützen. Seit Wochen fordert Tokyo den Rückzug der Deutschen aus deren Kiautschou-Territorium in China (um dort selbst Truppen stationieren zu können).

**25. 8. Lomé.** Anglo-französische Einheiten

**29. 8. Apia.** Ein britisch-neuseeländisches Expeditionskorps nimmt die deutsche Südseekolonie Samoa ein. Die kaiserlichen Territorien im Südpazifik – darunter Neuguinea und der Bismarck-Archipel – werden bis Oktober von australischen, japanischen und neuseeländischen Streitkräften besetzt.

## September

**3. 9. Paris.** Da die deutschen Truppen an der Marne stehen, nur 60 Kilometer vor Paris, flieht die französische Regierung nach Bordeaux. Die deutsche Heeresleitung ist überzeugt, dass Frankreich bald besiegt ist und sie dann alle Kräfte auf den Kampf gegen Russland konzentrieren kann.

**5. 9. Meaux/Verdun.** Auf einer Breite von 250 Kilometern beginnen mehr als eine Million Franzosen und Briten einen Gegenangriff auf die Stellungen der gut 750 000 deutschen

**9. 9. Berlin.** Die Reichsregierung beschließt ihre Kriegsziele: umfangreiche Annexionen in Frankreich und Belgien sowie die deutsche Hegemonie über Westeuropa und den Aufbau eines geschlossenen Kolonialreichs in Afrika. Die Bedingungen für einen Friedensvertrag mit dem Zaren sollen später festgelegt werden.

**15. 9. Reims.** Nach der verlorenen Schlacht an der Marne stoßen deutsche Soldaten nun von der Aisne zur Kanalküste vor: Auf diese Weise sollen die französisch-britischen Truppen eingekesselt werden. Doch gleichzeitig versuchen die Alliierten, die Deutschen einzuschließen, bevor die den Ärmelkanal erreichen.

**Kapstadt.** Südafrikanische Offiziere organisieren gegen den von London befohlenen Angriff auf Deutsch-Südwestafrika eine Rebellion: Wie die meisten weißen Südafrikaner sind die meuternden Soldaten Nachfahren der ersten, aus den Niederlanden stammenden Kolonisten. Anweisungen aus London wollen sie nicht länger akzeptieren. Erst im Winter 1914/15 gelingt es regierungstreuen Truppen, den Aufstand der mehr als 10 000 Soldaten niederzuschlagen.

## Oktober

**8. 10. Düsseldorf.** Englische Piloten werfen Sprengsätze auf Zeppelin-Hangars der deutschen Armee. In der Nachbarstadt Köln verfehlen Angreifer wegen schlechter Sicht die Luftschiff-Halle.

## Oktober: Bomben auf Köln

Gegenwehr. Nach einem schweren Gefecht weichen die überrumpelten deutschen Verteidiger mehr als 150 Kilometer bis hinter die Weichsel zurück – und überlassen Ostpreußen den Russen. Nachdem in den Augen vieler Offiziere übereilten Rückzug beruft der Generalstab den pensionierten General Paul von Hindenburg zum Oberbefehlshaber der Truppen an der Ostfront und General-

nehmen die deutsche Kolonie Togo ein.

**26. 8. Tannenberg.** Unter Hindenburgs Oberbefehl greifen 150 000 Deutsche die russischen Streitkräfte 250 Kilometer südwestlich von Gumbinnen an. Innerhalb von vier Tagen schlagen die Deutschen die völlig überraschten Invasoren, töten oder verwunden dabei etwa 50 000 russische Soldaten und nehmen 92 000 gefangen.

Invasoren im Marne-Gebiet: Nach verlustreichen Gefechten ziehen sich die Deutschen rund 50 Kilometer zurück und errichten längs des Flusses Aisne neue Stellungen.

**6.–15. 9. Ostpreußen.** Hindenburg und Ludendorff schlagen an den Masurischen Seen die restlichen russischen Truppen. Nun sind sämtliche ausländischen Soldaten aus Deutschland wieder vertrieben.



## DER GRABENKRIEG



Ende 1914 liegen Europas Soldaten an beiden Fronten in Stellungen, die sich – zumindest im Westen – auf Jahre kaum verschieben werden

und treffen stattdessen den Hauptbahnhof.

**20. 10. Ypern.** Deutsche Truppen haben in Belgien die Kanalküste erreicht und versucht, die Verteidigungslinie der Gegner zu durchbrechen – vergebens. Die jetzt entstandene Frontstellung wird sich in den folgenden vier Jahren nicht wesentlich verändern.

**28. 10. Sarajevo.** Gavrilo Princip wird von einem Gericht zu 20 Jahren Festungshaft verurteilt (die Todesstrafe können die Richter nicht verhängen, da der Attentäter noch keine 20 Jahre alt ist). Princip stirbt am 28. April 1918 an Tuberkulose.

**29. 10. Kiatschou.** 65 000 japanische Soldaten beschießen den deutschen Stützpunkt in China neun Tage lang, bis die etwa 5000 deutschen Soldaten kapitulieren.

**31. 10. Odessa.** Zwei deutsche Kriegsschiffe, die unter der Flagge des mit Berlin verbündeten Osmanischen Reichs fahren, nehmen die russische Schwarzmeerstadt unter Feuer. Daraufhin erklärt die Entente Sultan Mehmed V. den Krieg.

### November

**1. 11. Coronel.** Vor der zentralchilenischen Hafenstadt besiegt der deutsche Vizeadmiral Maximilian Graf von Spee ein britisches Geschwader; 1600 englische Matrosen kommen ums Leben. Spee macht in der Region Jagd auf britische Frachter.

**3. 11. Tanga.** Ein britischer Truppentransporter landet mit 8000 indischen Soldaten in dieser Hafen-

stadt im Norden von Deutsch-Ostafrika. Eine deutlich geringere Anzahl gut ausgebildeter, meist afrikanischer Soldaten unter dem Kommando des deutschen Oberstleutnants Paul von Lettow-Vorbeck schlägt die Angreifer zurück. Besiegen kann sie die Inder indes nicht. Es kommt zu einem zähen Guerillakrieg.

### Dezember

**2. 12. Belgrad.** Nach einer erfolgreichen Offensive marschieren österreichisch-ungarische Einheiten in die serbische Hauptstadt ein. Doch nach verlustreichen Kämpfen müssen sie die Stadt keine zwei Wochen später wieder räumen. Etwa 175 000 Serben sind in den ersten Kriegsmonaten ums Leben gekommen.

**6. 12. Łódź.** In den Wochen zuvor sind deutsche Soldaten auf russisches Gebiet vorgedrungen (Polen gehört in jener

Zeit zu Russland). Nun besetzen sie die Industriemetropole. Anschließend erstarren die Kämpfe auch an der Ostfront für viele Monate zum Stellungskrieg. Die Truppen stehen sich hier auf einer Länge von mehr als 1500 Kilometern von den Karpaten bis an die Ostsee gegenüber.

**8. 12. Port Stanley.** In einem britisch-deutschen Seegefecht vor den Falklandinseln wird das Geschwader des Grafen von Spee versenkt.

**19. 12. Kairo.** Großbritannien erklärt Ägypten zum königlichen Protektorat. Das bis dahin zum Osmanischen Reich gehörende Land wird schon seit Jahrzehnten von englischen Beamten kontrolliert – allerdings unter Anerkennung der Oberhoheit des Sultans. Nun will sich die Londoner Regierung die Hoheit über den Suezkanal sichern: Durch die Wasserstraße lässt sie

Soldaten aus Indien, Australien und Neuseeland nach Europa bringen.

**24. 12. Dover.** Erstmals wirft ein deutscher Pilot Bomben über England ab. Sie richten nur geringen Schaden an, doch schon im Frühjahr wird London zum Ziel zahlreicher Luftattacken.

**Ypern.** An diesem Weihnachtsabend verbrüden sich in Flandern vor allem britische und deutsche Soldaten über die Schützengräben hinweg: Über die Festtage singen sie gemeinsam Weihnachtslieder, tauschen kleine Geschenke aus oder spielen Fußball. An einigen Frontabschnitten ruhen die Kämpfe für mehrere Wochen.

**31. 12. Berlin.** „Das überlaute Zuprosten an der Jahreswende ist nicht gestattet. Gedenket der Krieger in den kalten Schützengräben“, mahnen Plakate überall im Deutschen Reich.

Seit Kriegsbeginn sind auf beiden Seiten des fast überall zum Stellungskampf erstarrten Krieges wohl mehr als eine Million Soldaten gefallen. Bis zum Waffenstillstand am 11. November 1918 wird der Krieg fast neun Millionen Soldaten und mehr als sechs Millionen Zivilisten das Leben kosten.

Zudem werden infolge des Krieges vier Monarchien untergehen: die beiden Kaiserreiche Deutschland und Österreich-Ungarn sowie die Imperien des osmanischen Sultans und (bereits 1917) des russischen Zaren.

Großbritannien und Frankreich gehören zwar zu den Siegermächten – sie erhalten unter anderem die Mehrheit des deutschen Kolonialgebietes, Frankreich bekommt zudem die 1871 von Deutschland annektierten Gebiete zurück. Doch sind sie durch den Krieg finanziell und politisch derart geschwächt, dass sie in den folgenden Jahrzehnten mehr und mehr an Weltgeltung verlieren.

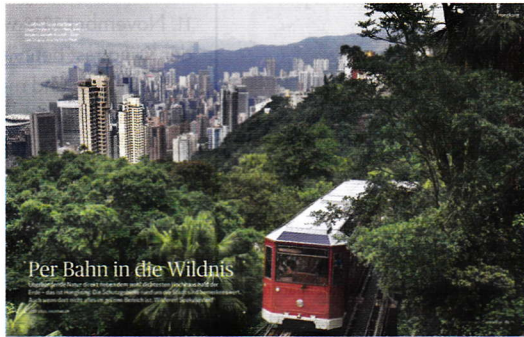
Damit geht auch das um 1500 mit der Kolonialisierung der Welt angebrochene europäisch geprägte Zeitalter seinem Ende entgegen: Die USA – auf ehemals britischem Überseegebiet entstanden – werden bald nach ihrem Kriegseintritt 1917 zunehmend auch die Politik in der Alten Welt bestimmen. ●

Olaf Mischer, 55, ist Verifikationsredakteur, Stefanie Peters, 50, Kartographin im Team von GEOEPOCHE.



# DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen



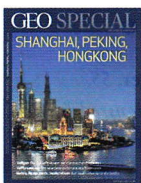
Was an Hongkong sofort überrascht: die überbordende Natur gleich neben dem Hochhauswald

## Chinas Megastädte

Das neue GEO Special führt mitten hinein in drei der aufregendsten Metropolen der Welt

Es sind ja nicht nur die imposanten Skylines, die uns an Shanghai, Peking und Hongkong faszinieren. Es ist auch der Optimismus der Menschen, ihr Aufbruchsgest, ihr Can-do-Spirit, der begeistert, ihr Wille, quasi über Nacht die modernsten Städte der Welt zu bauen. Shanghai, Peking und Hongkong sind aufregende, uneindeutige Metropolen: hyperaktiv und zukunfts hungrig einerseits, andererseits noch ganz dem Gestern verhaftet.

Deshalb beleuchtet das neue GEO Special stets beides: die extreme Beschleunigung – und die Rückbesinnung auf das Langsame, die Tradition. Hier Schampus für alle in den dekadenten Nachtclubs von Shanghai, dort die Wiederentdeckung des Salons durch die Shanghaier Intellektuellen. Hier der sich überschlagende Kunstmarkt von Peking, dort die machtvolle Bräsigkeit der Kommunistischen Partei. Hier die Sucht der Hongkonger nach schnellen Pferden, dort die Ruhe der ausgedehnten Naturparks. So ist ein Heft entstanden, das so vielfältig ist wie sein Gegenstand. Es enthält, wie stets, die besten Empfehlungen für die Reise – notiert von Kennern, die vor Ort leben.



Das neue GEO Special kostet 8,50 Euro und ist auch als digitale Ausgabe für das iPad erhältlich (7,99 Euro).

Weitere Themen: Auf den Geschmack kommen – Wie sich die drei Metropolen unterscheiden / Shanghai: Pudong im Geschwindigkeitsrausch / Idealrouten durch Shanghai, Peking und Hongkong / Service: bezahlbare Hotels, sonderbare Restaurants, wunderbare Erlebnisse

## Wissen digital

Die Heftreihe GEO WISSEN präsentiert ausgewählte Inhalte erstmals im eBook-Format

Die Zeit der Adoleszenz, die Frage, wie sich die Persönlichkeit eines Erwachsenen ausbildet – und das Streben des Menschen nach einem guten Leben: All das sind Themen, die sich durch die verschiedenen Ausgaben von GEO WISSEN ziehen. Für die ersten drei digitalen Bücher dieser Heftreihe hat die Redaktion aus mehreren Heften nun die besten Reports, Essays, Reportagen und Interviews zu diesen Aspekten ausgewählt und neu zusammengestellt.

Unter dem Titel „Pubertät: Wenn Kinder ins Chaos stürzen“ geht es in neun Beiträgen vor allem um die Möglichkeiten des guten Umgangs der Eltern mit einer krisenhaften Phase im Leben der meisten Heranwachsenden.

Das eBook „Persönlichkeit: Wer bin, Ich?“ stellt die Frage nach der Formbarkeit des erwachsenen Menschen in den Mittelpunkt. Wie weit sind wir von unseren biologischen Anlagen und Kindheitserfahrungen geprägt – und welche Freiheitsgrade der Entwicklung bleiben uns? Ein besonderes Augenmerk legte die Redaktion in ihrer Auswahl dabei auf die mittlere Lebenszeit zwischen 40 und 60, die heute als Phase der Neuorientierung gesehen wird.

Der Titel „Glück: Wie das Leben gelingt“ vereint zehn Texte, die ein schwer fassbares Phänomen interpretieren. Demnach gibt es viele Gründe anzunehmen, dass Glück weniger ein Zustand ist als vielmehr ein Prozess, der auf der inneren Einstellung und Veränderungsbereitschaft beruht.

Die digitalen Bücher von GEO WISSEN kosten je 3,99 Euro und sind in allen wichtigen eBook-Stores erhältlich.



Einige Themen: Auf der Suche nach den Quellen des Glücks / Persönlichkeitsforschung: Die Biochemie der Lebensfreude / Den Schatten akzeptieren / Resilienz: Die innere Stärke wecken



Einige Themen: Entwicklung – Wer bin „Ich“ und wer könnte ich sein? / Herkunft: Das Erbe der Eltern / Traumaforschung: Wenn das Leben ins Wanken gerät / Gibt es sie wirklich, die Midlife-Krise?



Einige Themen: Hirnforschung – Vorsicht Umbauarbeiten / Sexualität: Die dunkle Verlockung / Initiationsriten: Schmerzhafter Übergang / Lebenswege: Wie Kinder über sich hinauswachsen



# Wundersamer Wiederaufstieg

GEOEPOCHE PANORAMA über Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1955

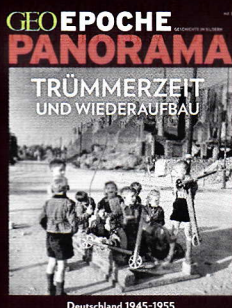
**D**er Krieg, mit dem die Nationalsozialisten ab 1939 fast ganz Europa überzogen haben, fällt am Ende auf die Aggressoren zurück: Die Truppen der Alliierten schlagen das NS-Regime, besetzen Deutschland im Frühjahr 1945 – und ziehen in eine Trümmerwüste ein.

Hamburgs Wohnraum ist zu 54 Prozent zerbombt, der von Köln zu 70 Prozent, der von Düren zu 99 Prozent. In den Ruinenschluchten der zerstörten Städte kämpfen die Menschen um das Notwendigste. Auf Lebensmittelkarten werden nicht mehr als Hungerrationen zugeteilt. Millionen von Entwurzelten irren durch das Land.

Doch nur zehn Jahre später sind viele Gebäude wieder errichtet, produzieren die Fabriken Maschinen für den Weltmarkt, herrscht fast Vollbeschäftigung. Angesichts dieses unglaublichen Aufstiegs sprechen viele Zeitgenossen von einem „Wirtschaftswunder“.

Die nächste Ausgabe von GEO EPOCHE PANORAMA berichtet in Foto-strecken und mehreren Essays von den Jahren nach dem Krieg: der Zeit von Schwarzmarkt und Schande, von Wiederaufbau und rasantem Wirtschaftswachstum.

Erzählt von jener Dekade, als Deutschland sich neu erfand. ●



Berlin 1945:  
Gewaltig ist das  
Chaos von Zerstö-  
rung und Massen-  
flucht; verzweifelt  
ist eine Mutter  
auf dem Bord-  
stein zusammen-  
gesunken



GEOEPOCHE PANORAMA »Trümmerzeit und Wiederaufbau« hat 132 Seiten, kostet 13,50 Euro und ist seit dem 12. Februar 2014 im Handel erhältlich



# Eine Expedition zu den höchsten Erkenntnissen

Ein spektakulärer Test im Himalaya soll der Intensivmedizin in Krankenhäusern helfen



Wie die Raumstation auf einem Eisplaneten leuchtet das Camp 2 der Mediziner-Expedition auf dem Gletscher des Himlung Himal, 6100 Meter über dem Meer: Von dort berichtet GEO in seiner Februar-Ausgabe

**M**an kann's wohl eine „Einmal im Leben“-Erfahrung für Lars Abromeit nennen. Auf einem 7126 Meter hohen Gipfel hat noch keiner unserer Redakteure je zuvor gestanden. Es war etwa 2010, als der GEO-Mann für die besonderen Expeditionen eine Dokumentation über die Erforschung der Atemnot sah. Ein Thema, das nicht viele Freuden versprach, aber ihn nicht mehr losließ. Nach einigen Recherchen stieß Abromeit auf die Gruppe „Swiss-Exped“ um die Ärzte Urs Hefti, Tobias Merz und Jacqueline Pichler, weltweit eine der führenden Expertinnen in der alpinen Feldforschung zugunsten der Krankenhausmedizin. Und im Januar 2013 schrieben sie ihm: „Es geht los!“

Los ging der bis dato ambitionierteste wissenschaftliche Versuch, in den Höhen des Himalaya Erkenntnisse für uns alle zu gewinnen. Für den nicht ganz unwahrscheinlichen Fall, dass es uns irgendwann auf die Intensivstation eines Krankenhauses verschlagen wird – und die Ärzte dort dann besser als bisher wissen sollten, was in unserem Körper geschieht, wenn uns die Luft knapp wird. 130 Freiwillige meldeten sich für das Experiment, 39 wurden ausgewählt, darunter Bäckermeister und Bankier, Elektroingenieur und Yoga-Lehrerin – bereit, sich unter extremsten Bedingungen medizinischen Untersuchungen auszusetzen, die nicht einmal im Flachland immer angenehm

sind. Die beteiligten Ärzte waren zum Teil erfahren in Ultra-Marathon und Ironman, die Freiwilligen bestiegen zur Vorbereitung schnell noch den Montblanc oder den Aconcagua. Und Abromeit, anders als der Fotograf Stefen Chow noch nie über 5600 Meter hinausgekommen, trainierte immerhin auf dem Gletscher des Großvenedigers.

Fünf Wochen war das GEO-Team dann dabei im Himalaya. Auch als ein Zyklon das Unternehmen gefährdete. Als Zentrifugen, Ultraschallgeräte und das Ergometer-Fahrrad von Lager zu Lager geschleppt wurden. Und selbst als die Träger erschöpft in die Zelte taumelten. Immerhin: Zwei Wochen nach Rückkehr der GEO-Reporter waren die Erfrierungserscheinungen an deren Händen und Füßen abgeklungen. ●



Die GEO-Ausgabe 02/2014 kostet 6,90 Euro und ist auch als digitale Version für das iPad erhältlich (5,99 Euro).

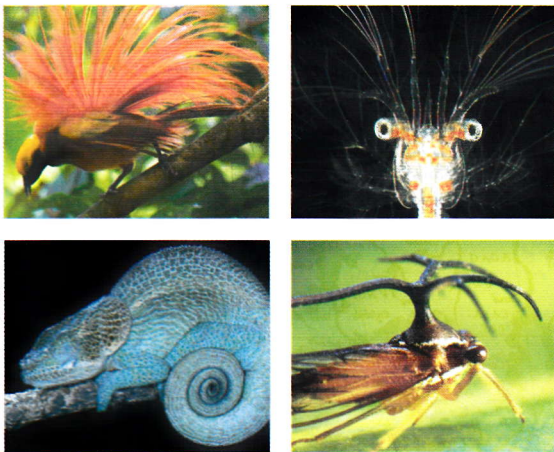
Weitere Themen: Ernährungsforschung: Wie entsteht Geschmack? / Ein Traum von Schule: Das United World College in Swasiland / Fallensteller: Die Tricks der fleischfressenden Pflanzen / Ein Mann für den Mond: Der Visionär Bill Stone / Valcamonica: Eine Revolution in der Archäologie / Kälterkord: Bilder aus der eisigsten Großstadt des Planeten



# Das Leben der anderen

So schön sind sie, so seltsam, so unglaublich – die besten Tierreportagen aus GEO

Fotografen haben es nicht mehr leicht, ein Publikum mit Tierbildern noch in Erstaunen zu versetzen. Hat es nicht alles schon gesehen? Und was ist noch Wildheit? Ist nicht jedes frei laufende Nashorn inzwischen in Länge mal Höhe mal Breite vermessen, bald jedes Vögelchen beringt, jeder Berggorilla von Rangern umgeben? Die Suche nach dem Besonderen zwingt Tierfotografen zu immer ausgefalleneren Methoden: Sie schmieren Kameras mit Zebradung ein, um Raubtiere neugierig auf sie zu machen und dann auf den Fernauslöser zu drücken. Sie graben Kameras unter dem Laufweg von Herden ein, sie verstecken sich wochenlang auf Bäumen, folgen ihren Objekten mit dem Ultraleichtflugzeug oder basteln an raffinierten Kunstbiotopen, in denen sie das Leben der Tiere unter die Lupe nehmen. Und sie erstaunen uns mit ihrem Wissen: über die Geburt eines Tintenfischs genauso wie über den Nestbau des Philippinenadlers. Zudem finden sie immer wieder Lebewesen, von deren Existenz wir nicht die geringste Ahnung hatten: Buckelzirpen etwa, die aussehen, als hätte die Evolution verrückt gespielt. Oder jene Unterwasserkreaturen, die sich kein Science-Fiction-Filmer skurriler ausdenken könnte. Alles das ist zu sehen in der neuen Ausgabe von GEOthema. ●



Von Paradiesvögeln, Buckelzirpen, Leuchtgarnelen – und anderen Wunderwesen



GEOthema »Die besten Tiergeschichten« hat 200 Seiten und ist ab dem 21. Februar 2014 zum Preis von 10 Euro im Handel, für 7,99 Euro auch als App für das iPad. Die Themen: In der Welt der kleinen Drachen: Chamäleons auf Madagaskar / Die Typen aus der Tiefe: Meereswesen wie aus Science-Fiction-Filmen / Und los! Wie Tiere ins Leben treten / Haute Nature: Die Extravaganzen der Paradiesvögel / Das Herrscherkollektiv: In der Gesellschaft der Löwen



Dunkle Geschichte: Reporter begleiteten Schüler ins ehemalige KZ Dachau. Was dort geschah, ist und bleibt unfassbar

## Die Geschichte Deutschlands

Das neue GEOLino extra unternimmt eine Zeitreise durch ein vertrautes, fremdes Land: Deutschland

Meist sind es die nächstliegenden Themen, die am schwierigsten umzusetzen sind – weil der Abstand fehlt und mit ihm die Übersicht. Alles scheint gleichermaßen wichtig und unverzichtbar. So war es – zunächst – bei der Arbeit an der neuen Ausgabe von GEOLino extra über die Geschichte Deutschlands, von der Reichsgründung 1871 bis heute. Wie ausgerechnet diese 140 Jahre in gut 100 Seiten pressen? Und das für Kinder, die in „DDR“ zunächst nur drei Buchstaben sehen?

Seit dem 5. Februar ist das GEOLino extra „Die Geschichte Deutschlands“ nun im Handel. Eine aufregende wie aufwühlende Zeitreise durch unser Land, in dem lange weder Einigkeit noch Recht noch Freiheit herrschten. Im Gegenteil. Wie etwa kam es zum Holocaust? Wie konnten die Nationalsozialisten den Juden solches Unrecht antun? Reporter begleiteten eine Schulklasse ins ehemalige KZ Dachau. Sie erfuhren dort viel – und bekamen doch keine Antworten, wie im Heft zu lesen ist.

Darin außerdem: die lange Geschichte der Gastarbeiter, erzählt als kurzweiliger Comic-Strip, sowie Geschichten über Machthaber und Mutige, die für Frieden und Umweltschutz kämpften, Gleichberechtigung und Krankenversicherungen. Kurzum: all das, was Leben in Deutschland heute ausmacht. ●



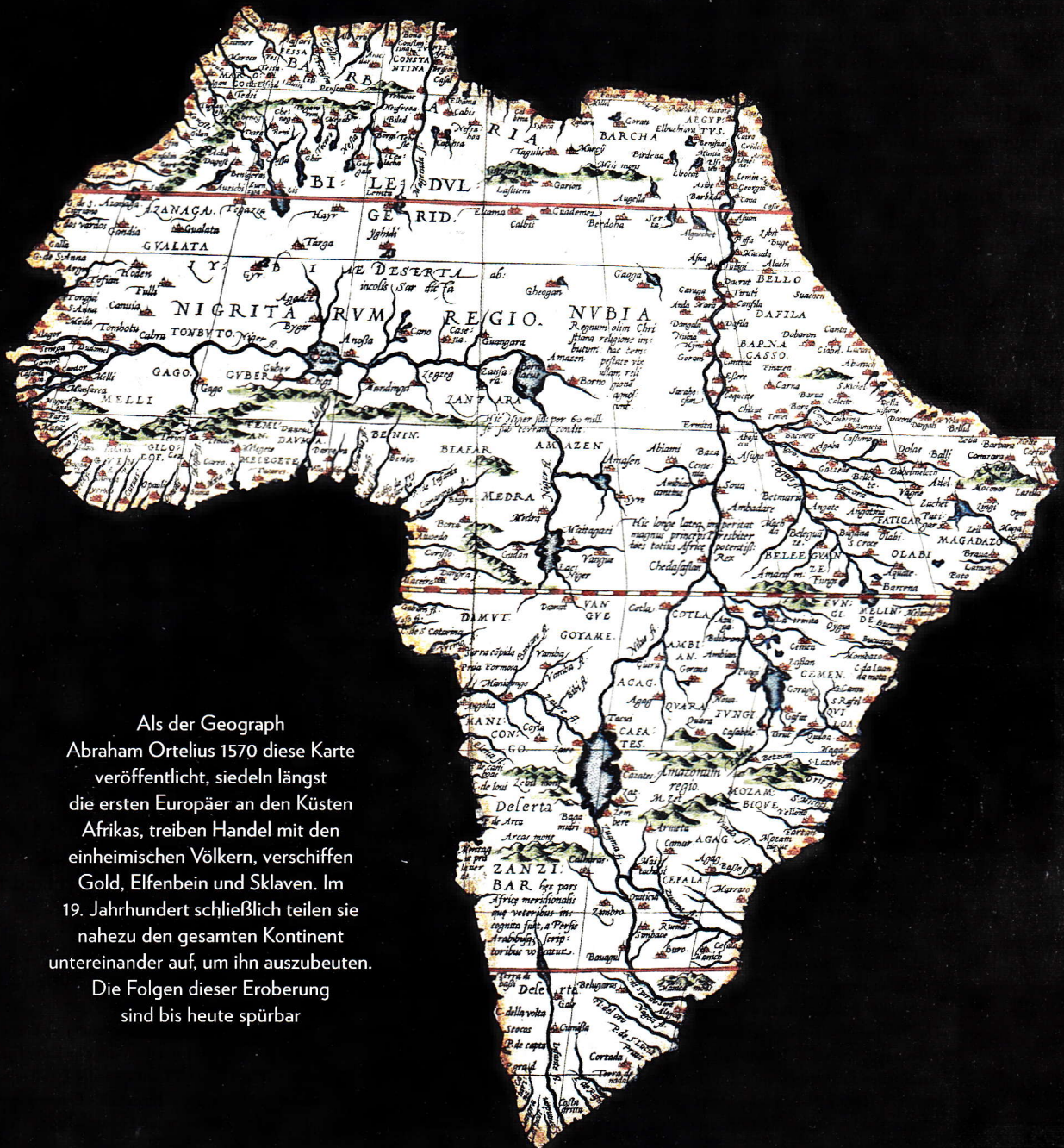
GEOLino extra »Die Geschichte Deutschlands« ist im Handel zu 6,50 Euro erhältlich, die Ausgabe mit DVD (»Für'n Groschen Brause«) kostet 11,95 Euro.

Weitere Themen: Weihnachtsverbrüderung – Kleine Pause vom großen Krieg / Widerstand – Mutige im Kampf gegen die NS-Herrschaft / Geteiltes Deutschland – Eine Fußball-WM mit zwei deutschen Teams / Mauerfall – Erinnerungen an die Nacht der Nächte / Afghanistan-Einsatz – Papa ist im Krieg



## AFRIKA

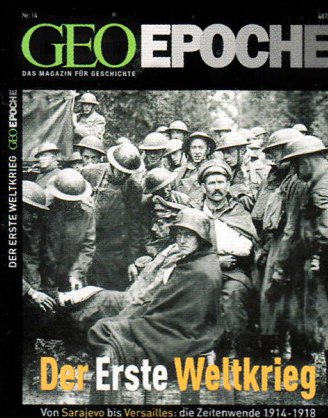
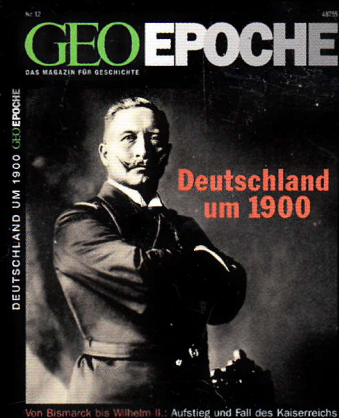
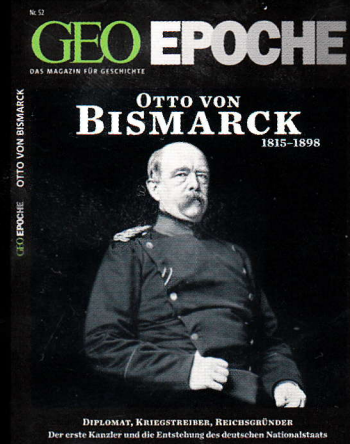
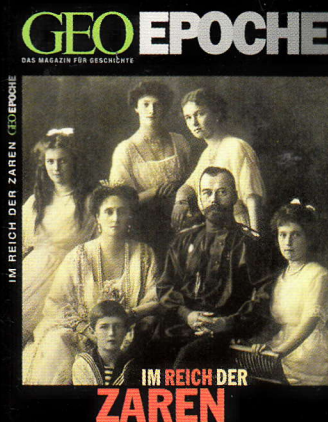
1450-1960



Als der Geograph Abraham Ortelius 1570 diese Karte veröffentlicht, siedeln längst die ersten Europäer an den Küsten Afrikas, treiben Handel mit den einheimischen Völkern, verschiffen Gold, Elfenbein und Sklaven. Im 19. Jahrhundert schließlich teilen sie nahezu den gesamten Kontinent untereinander auf, um ihn auszubeuten. Die Folgen dieser Eroberung sind bis heute spürbar



# WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90 oder im Internet auf [www.geoshop.de](http://www.geoshop.de)

**GEOEPOCHE**